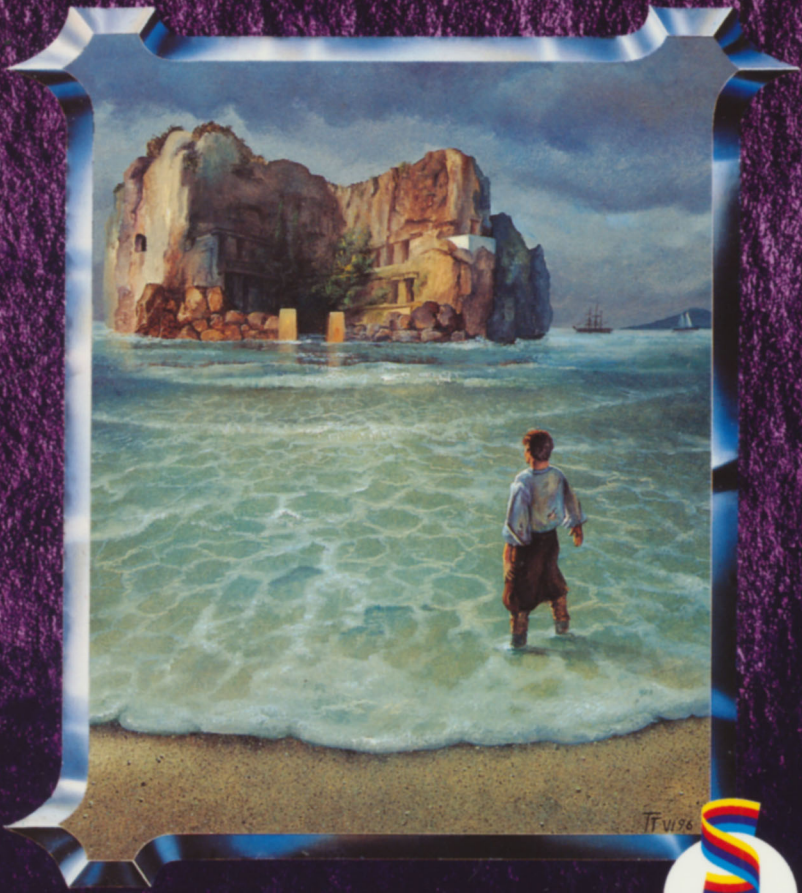
HEYNE BÜCHER

Das Schwarze Auge

DIE BORONINSEL

LENA FALKENHAGEN



ROMAN

Schmidt Spiele

Aventurien heißt die phantastische Spielewelt voll kühner Abenteuer, Magie und farbiger Exotik, erschaffen von einem Spezialistenteam und ausgebaut von Tausenden begeisterter Spieler. Es ist der Schauplatz des heute größten deutschen Fantasy-Rollenspiels Das Schwarze Auge. Die Romane der gleichnamigen Serie lassen uns diese Welt noch viel unmittelbarer und plastischer erleben.

Mein Blick schweifte zur düsteren Boroninsel jenseits des Hafenbeckens. Bis vor wenigen Tagen noch hätte ich nicht gedacht, daß irgend jemand so töricht sein könnte, die Insel freiwillig zu betreten, und heute stand ich selbst vor diesem Schritt. Ich wußte, ich mußte mich Boron stellen, oder der Gott der Toten würde meine Seele in ewige Verdammnis senden.

1. Band: Ulrich Kiesow, *Der Scharlatan* · 06/6001
2. Band: Uschi Zietsch, *Túan der Wanderer* · 06/6002
3. Band: Björn Jagnow, *Die Zeit der Gräber* · 06/6003
4. Band: Ina Kramer, *Die Löwin von Neetha* · 06/6004
5. Band: Ina Kramer, *Thalionmels Opfer* · 06/6005
6. Band: Pamela Rumpel, *Feuerodem* · 06/6006
7. Band: Christel Scheja, *Katzenspuren* · 06/6007
8. Band: Uschi Zietsch, *Der Drachenkönig* · 06/6008
9. Band: Ulrich Kiesow (Hrsg.), *Der Göttergleiche* · 06/6009
10. Band: Jörg Raddatz, *Die Legende von Assarbad* · 06/6010
11. Band: Karl-Heinz Witzko, *Treibgut* · 06/6011
12. Band: Bernhard Hennen, *Der Tanz der Rose* · 06/6012
13. Band: Bernhard Hennen, *Die Ränke des Raben* · 06/6013
14. Band: Bernhard Hennen, *Das Reich der Rache* · 06/6014
15. Band: Hans Joachim Alpers, *Hinter der eisernen Maske* · 06/6015
16. Band: Ina Kramer, *Im Farindelwald* · 06/6016
17. Band: Ina Kramer, *Die Suche* · 06/6017
18. Band: Ulrich Kiesow, *Die Gabe der Amazonen* · 06/6018
19. Band: Hans Joachim Alpers, *Flucht aus Ghurenia* · 06/6019
20. Band: Karl-Heinz Witzko, *Spuren im Schnee* · 06/6020
21. Band: Lena Falkenhagen, *Schlange und Schwert* · 06/6021
22. Band: Christian Jentzsch, *Der Spieler* · 06/6022
23. Band: Hans Joachim Alpers, *Das letzte Duell* · 06/6023
24. Band: Bernhard Hennen, *Das Gesicht am Fenster* · 06/6024
25. Band: Niels Gaul, *Steppenwind* · 06/6025
26. Band: Hadmar von Wieser, *Der Lichtvogel* · 06/6026
27. Band: Lena Falkenhagen, *Die Boroninsel* · 06/6027
28. Band: Barbara Büchner, *Aus dunkler Tiefe* · 06/6028
29. Band: Lena Falkenhagen, *Kinder der Nacht* · 06/6029

Das Schwarze Auge

LENA FALKENHAGEN

DIE BORONINSEL

Rabenchronik
Teil 1

Siebenundzwanzigster Roman
aus der
aventurischen Spielewelt

Originalausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY
Band 06/6027

Umwelthinweis:
Dieses Buch wurde auf chlor- und
säurefreiem Papier gedruckt.

Redaktion: Anna Lenz
Copyright © 1997
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
und Schmidt Spiele + Freizeit GmbH, Eching
Printed in Germany 1997
Umschlagbild: Thomas Thiemeyer
Kartenentwurf (Seite 6/7): Ralf Hlawatsch
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid, Schütz, München
Technische Betreuung: M. Spinola
Satz: Schaber Satz- und Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: Presse-Druck, Augsburg

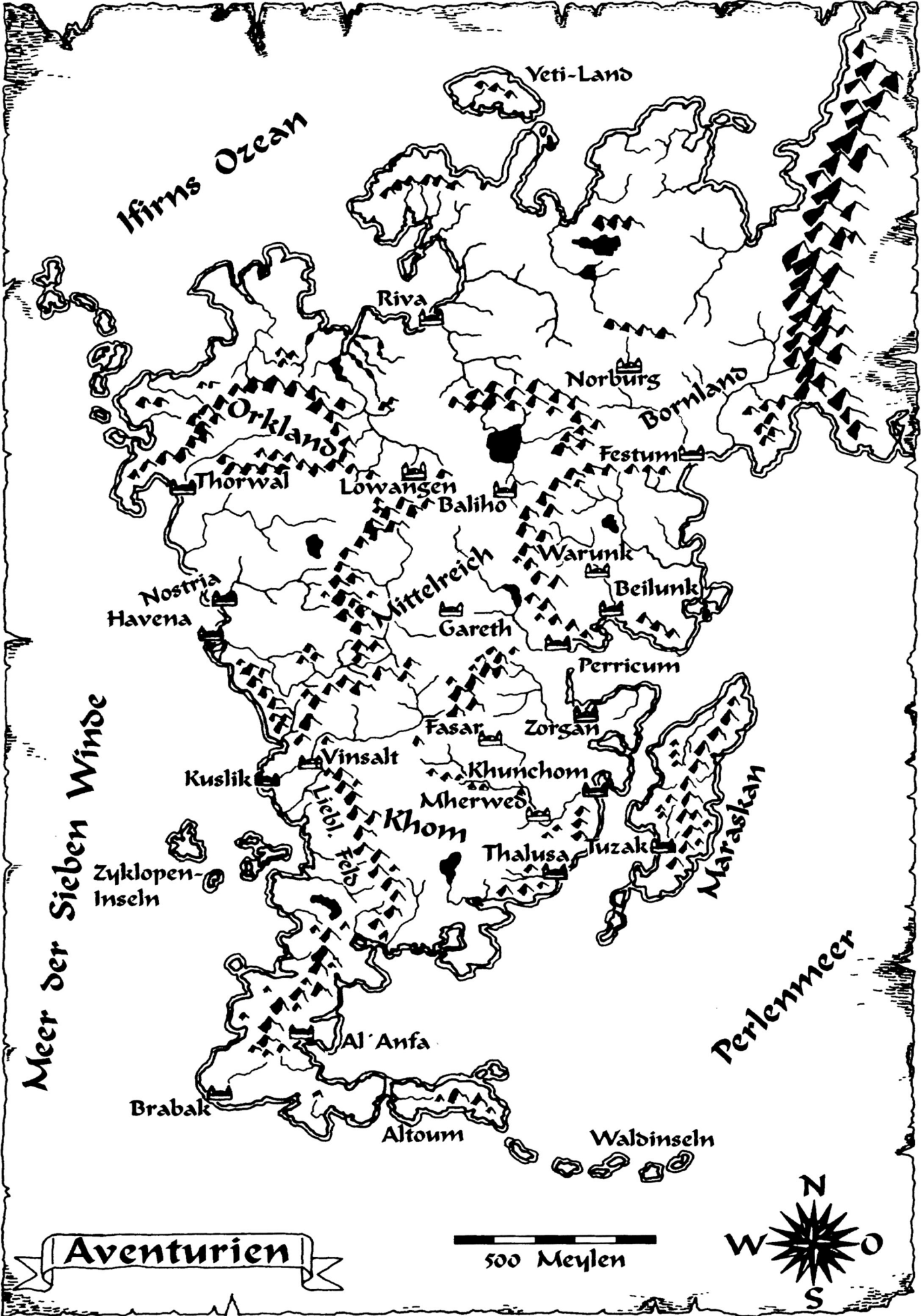
ISBN 3-453-12684-X

Inhalt

Prolog: In Borons Arme 9

1. Kapitel: Wiedersehen 32
2. Kapitel: *Esche und Kork* im Travia 49
3. Kapitel: Helden 62
4. Kapitel: Schwarze Augen 86
5. Kapitel: Der bessere Liebhaber 121
6. Kapitel: Von Narren, Lügen und der bitteren Wahrheit 151
7. Kapitel: Die Macht des großen Mannes 183
8. Kapitel: Einsamer Wolf 194
9. Kapitel: Von bitteren Narren und Lügen um der Wahrheit willen 231
10. Kapitel: Der Schatten des Mörders 251
11. Kapitel: Des Schreckens Ende? 276
12. Kapitel: Kind des Hasses 315
13. Kapitel: Die letzte Nacht 339

Epilog: In Borons Armen 355
Anhang 361


Yeti-Land
Ifirns Ozean
Riva
Norburg
Bornland
Orkland
Festum
Thorwal
Lowangen
Baliho
Warunk
Mittelreich
Nostria
Havena
Beilunk
Gareth
Perricum
Fasar
Zorgan
Vinsalt
Kuslik
Khunchom
Mherwed
Liebl. Feld
Khom
Thalusa
Tuzak
Maraskan
Zyklopen-Inseln
Meer der Sieben Winde
Perlenmeer
Al'Anfa
Brabak
Altoum
Waldinseln
Aventurien
500 Meylen
N
W
O
S

Ich war ein neugeborener Vampir und weinte
über die Schönheit der Nacht.

ANNE RICE

Gewidmet sei dies Buch all jenen,
die soviel Freude an Havena haben wie ich.

Mit Dank an Heiko,
der eine unersetzliche Quelle
des Zuspruches für mich ist, und an Karli,
für bereitwilliges Gegenlesen.

In Borons Arme

Ein Rabe krächzte.

Ich glaube, er weckte mich, denn der seltsam klagende Ton seines Schreis drang als erstes in mein Bewußtsein. Mühsam hob ich den Kopf – er schmerzte. Die Augen waren verklebt und trübe, als hätte sich ein Schleier darübergelegt. Mit der Hand tastete ich nach der Wange, die sich steif und kalt anfühlte, und stieß an eine harte Kruste. Blut? Ja, Blut, das gleiche Blut wie auf meinen Händen, meinem Hals, meinem Kittel – mein Blut. Ich führte die Finger weiter, zur Stirn, wo eine Platzwunde noch immer dumpf pochte. Doch die Blutung war zum Stillstand gekommen.

Langsam kehrte Leben in meine kalten Glieder zurück, und ich nahm auch den Schmerz in der Schulter wahr, das verkrampfte Ziehen in den Beinen. Der Atem ging nur schwer, die Lunge brannte. Mein ganzer Körper war zerschunden.

Am schlimmsten aber war der Schmerz in mir: die Trauer. Ich wollte weinen, wie ich es früher immer getan hatte, eng geschmiegt an den Busen meiner

Mutter. Zorn mischte sich zu der Trauer, der Zorn des Hilflosen, der nichts bewegen, nichts ändern kann, und ich wollte auf irgend etwas, irgend jemanden einschlagen, wollte schreien. Doch keine Träne benetzte die blutverschmierte Wange, die Fäuste ballten sich hilflos, und kein Schrei entrang sich meiner Kehle. Ich konnte nicht mehr weinen. Zuviel war geschehen in den letzten Wochen, zuviel hatte sich verändert in meinem Leben. Ich sah das Gesicht meines Vaters vor mir, dieses einstmals freundliche, offene Gesicht, nun von namenlosem Haß verzerrt. Ich sah, wie sich mein Dolch tief in sein Herz grub. Ich sah meine Mutter, der stolze Blick ihrer Augen gebrochen und leer. »Fion ...« stammelte sie. »Fion!« Immer wieder sah ich diese Gesichter, wie vorher schon ein Dutzend Male in meinen Träumen. »Fion ...«

»O Götter! Boron, hilf!« Ich preßte die Finger auf die Ohren, aber der Hall von Mutters Stimme verklang nicht, würde niemals verklingen. Übelkeit schüttelte mich, ich würgte, doch mein Magen war leer.

Ich raffte mich auf, so daß ich auf den Knien zu sitzen kam. Stroh war unter meinen Füßen, darunter Holz. Bratengeruch drang mir in die Nase. Ich hatte Hunger, schrecklichen Hunger; doch der Gedanke an gebratenes Fleisch zwang mich neuerlich zum Würgen. Jetzt schmerzte der Kopf noch heftiger.

Der Essensduft brachte meine Gedanken wieder zurück zu dem Ort, wo ich mich gerade befand. War ich von Sinnen gewesen? Zumindest entsann ich mich weder daran, wo ich war, noch daran, wie ich hierhergekommen war. Mein Blick schweifte umher, nach Vertrautem suchend, und endlich erkannte ich, wo ich mich befand: auf dem Zwischenboden der Scheune des *Esche und Kork.* Strohbündel türmten sich zu gelben Trolltreppen an den Wänden bis hoch unter das hölzerne Schrägdach. Dort oben lagen Balken auf lotrechten Pfeilern, reichten vom Boden bis zum äußeren Rand des Daches. Senkrechte Stützen trugen weiter innen das Dach; man mußte sich um sie herumschieben, wenn man auf einem der liegenden Balken von der einen Schrägseite zur anderen gehen wollte. Die Holzschnitzereien, die dort oben an den höchsten Stützbalken angebracht waren, sah ich fast vor mir: Jahreszahlen, Namen und seltsam gezackte Zeichen, von denen Kinder annehmen, daß ihnen magische Bedeutungen innewohnen. Rötliches Abendlicht drang durch eine halbgeöffnete Heuluke, die im Wind schwang und bisweilen mit dumpfem Klang zufiel. Es war kalt.

Ich raffte mich auf, stand aber recht unsicher auf den Füßen. Ich war kein Troll, darum fiel es mir schwer, mir einen Weg durch die Strohbündel zu bahnen, vorbei an der Stiege (die hinunter zum fest-

gestampften Boden der Scheune führte) hin zur Heuluke. Ein Blick durch den linken, den klappernden Laden zeigte mir eine schattige Straße, gepflastert, auf der nur wenige Menschen unterwegs waren. Die Scheune lag an einer der stillen Seitengassen, die von der großen, belebten Fürstenallee abzweigten und tiefer ins Orkendorf führten.

Ein kalter Windstoß fegte den Bratengeruch beiseite, der meinen Magen noch immer zum Revoltieren brachte. Ich sog die Luft tief ein und schloß die Augen, lauschte meinem Herzschlag.

Zurück bei meinem kalten Lager in einer Strohmulde, in der ich schon so manch fröhliche Stunde in erfreulicher Begleitung verbracht hatte, sah ich den Dolch. Er lag blutverschmiert zwischen den gelben Halmen, beschienen von einem schwachen Lichtstrahl, der durch eine Ritze im Dach fiel. Ich starrte ihn an, als könne ich ihn verschwinden lassen, ungeschehen machen, was mit ihm getan worden war. Doch er blieb, wo er war, und es heißt, daß nicht einmal die Götter in der Zeit zurückwandern können, um begangene Fehler wiedergutzumachen.

Ich nahm den Dolch auf – er wog schwer in meiner Hand – und richtete die Spitze auf mein Herz. Braunes Blut befleckte die schöne helle Klinge. Wes Schuld war ein Tod? Des Dolches? Der Hand? Des Herzens? Wessen, wenn das Herz ihn nicht wünsch-

te, die Hand sich sträubte, der Dolch ihn trotzdem brachte?

Meine Hand zitterte. Meine Schuld war es, nur meine, daran ließ sich nicht deuteln. Und eine Schuld muß bezahlt werden, so besagen es die Gesetze von Praios und König.

Die Spitze des Dolches ruhte nun auf meiner Brust – ein leichter Schmerz verkündete, daß die Haut schon geritzt war. Doch die Hand zitterte noch immer, die Waffe war so schwer, daß ich sie kaum halten konnte. Hätte ich genügend Kraft, den Stich zu tun? Braunes Blut auf der Klinge. Würde es sich mit dem roten mischen? Ich betrachtete den Dolch, wie ich es schon so häufig getan hatte – doch nicht mehr freudentrunken über die großzügige Gabe aus edler Hand, nicht mehr stolz über die Ehre. Ich betrachtete ihn, als sähe ich ihn zum ersten Mal: die geschwungene Parierstange, die wie ein sanftes S aussah, an den Enden kleine Löwinnenköpfe mit aufgerissenen Mäulern, die Augen aus winzigen Rubinen. Mein Blick wanderte zu dem Griff aus fester Steineiche, zu dem runden stählernen Knauf, an dem eine Quaste aus struppigen Fäden hing. An den abgeflachten Seiten des Knaufes waren Muster in das Metall eingearbeitet; ich kratzte die braune Kruste fort. Zum Vorschein kam ein Wappenschild, in dem sich zwei Schwerter kreuzten.

Meine Hand mit dem Dolch sank hinab. Die Gabe eines so tapferen Mannes für eine tapfere Tat – nicht für einen Tod von eigener Hand. Doch war das Geschenk nicht schon besudelt, die Gunst vertan? Ich wußte es nicht, konnte nicht entscheiden, ob Recht oder Unrecht geschehen war. Wer war ich, daß ich solches zu beurteilen trachtete? Ein Geweihter? Ein Prinz? Ein König? Lachen entrang sich meiner trokkenen Kehle, doch ohne Freude. Ein Stallknecht, der sich zum Richter über Leben und Tod aufschwingt, wo hatte man dergleichen schon gehört? Das war Sache der adligen oder geweihten Herren und Damen.

Geweiht ... Ein Gesicht stieg vor meinem inneren Auge empor, ein blasses Gesicht, schön und traurig, umrahmt von schwarzem Haar. Auch die Augen waren schwarz gewesen, und ich hatte das Gefühl gehabt, daß sie bis in mein Innerstes zu schauen vermochten. Kalt war mir dabei geworden, doch der Blick der Priesterin hatte Mitleid verkündet. Hatte sie es gewußt? Schon damals? Doch dieses Damals war ja gerade erst über einen Mond her, so vieles war geschehen in so kurzer Zeit ...

Ich hatte Boron gefrevelt, dessen war ich mir gewiß. Doch sich hier das Leben zu nehmen, hieße, sich dem Urteil des Dunklen Gottes zu entziehen. Wenn ich sterben sollte, dann durch das Gericht einer Geweihten. Kurz zögerte ich, schloß dann die Finger fest

um den Griff des Dolches. Ich nahm nicht die Stiege zum Boden der Scheune des *Esche und Kork,* sondern kehrte zurück zur Luke in der Außenwand. Ich öffnete die Läden halb, dann ließ ich mich mühsam die zwei Schritt zur Straße hinab, die ich sonst achtlos sprang. Zwar schmerzte der Körper noch, aber darauf kam es nun nicht mehr an. Ich wußte, daß die Priesterin nur zu *einem* Urteil kommen konnte, doch sie sollte es im Sinne Borons fällen, nicht ich Unwissender mit namenloser Schwärze im Sinn. Ich begab mich auf meinen Weg.

Ob man mich noch suchte? Ich konnte es nicht sagen. Ich achtete auch nicht darauf. Die Gasse geradeaus, rechts entlang und auf die Fürstenallee. Ich kannte diesen Teil Havenas nicht gut, doch meine Füße fanden ihren Weg. Die Menschen im abendlichen Orkendorf starrten mich an – selbst hier mußte mein Äußeres ungewöhnlich wirken. Augenpaar um Augenpaar zog an mir vorbei, musterte mich, meinen Dolch und schaute dann unbeteiligt an mir vorbei. Hier kümmerte es keinen, wen ich getötet hatte und warum. Hier kannte man niemanden und hatte nichts gesehen. Im Dreck der Fürstenallee tummelten sich spielende Kinder, und Hunde balgten sich um Abfälle, Huren und Lustknaben verschwanden in Seitengassen, als ich kam. Ich roch nach Ärger.

Endlich stand ich am Kai, vor mir das Hafenbek-

ken. Die letzten Strahlen der Abendsonne streiften mein Gesicht, wärmten es jedoch nicht. Der Himmel im Westen, über dem Meer der Sieben Winde, war in dunklem Purpur gerötet, Wolken türmten sich zu flauschigen Gebirgen. Eine Bö vom Fluß ließ mich frösteln, mit sich trug sie den fauligen Odem der verfluchten Unterstadt.

Ich sah zurück zur Stadt. Schön war Havena, trotz des Gestanks und des Drecks. So schön, daß es mir die Tränen in die Augen trieb in dem Bewußtsein, die Gassen und Märkte nie wieder zu sehen, nie wieder mit einer Schankmagd zu schäkern, nie wieder den Duft der königlichen Gärten zu erhaschen, in den Tavernen und Schenken auf den Hahnenschrei zu warten.

Nun schweifte mein Blick zur Boroninsel, die finster im Hafenbecken lag, von fast allen Vierteln Havenas aus sichtbar. Bis vor wenigen Tagen hätte ich niemals gedacht, daß jemand anders als die unheimlichen Geweihten so töricht sein könnte, die Insel der Toten zu betreten; heute stand ich selbst am Ufer des Großen Flusses und konnte noch immer entscheiden: Entweder stürzte ich mich hier in die kalten Fluten, oder ich ging hinüber. Doch ich wußte, ich mußte mich Boron dort stellen, oder der Gott der Toten sandte meine Seele in ewige Verdammnis.

Ich ging zu dem Steg, auf dem ich früher schon

gewesen war, um einen Toten in die Totenbarke zu legen. Der Leichnam war von der Priesterin abgeholt worden. Auf mich wartete niemand.

An den benachbarten Stegen dümpelten kleine Fischerboote an kurzen Stricken auf dem Wasser; der Geruch nach Fisch war allgegenwärtig. Ich ging hinüber. Möwen kreischten klagend – ein Laut, den ich schon immer mit Havena verbunden habe. Havena ist eine traurige Stadt.

Aus einem der Fischerboote ragte ein Paar Stiefel. Schnarchen drang unter der Wachshaut hervor, die über den Holzrumpf gebreitet war, und ich roch Gebrannten. Grob trat ich mit dem Schuh gegen die Stiefel, und prompt verhielt das Schnarchen. Die Wachshaut bewegte sich, jemand rappelte sich umständlich auf, und ein Gesicht schob sich unter dem Stoff hervor: strähniges graues Haar über einem faltigen Gesicht mit einer großen roten Nase, wulstige Lippen, dahinter Zahnstummel, zwischen denen eine erloschene Pfeife hing. Die geröteten Augen blinzelten, weiteten sich dann, und ein ungläubiger Blick wanderte zu einem gehobenen Schnapskrug.

»Du siehst richtig, Weib«, sagte ich, wunderte mich selbst über den festen Klang meiner Stimme. »Leg die Ruder ein und schiff mich zur Boroninsel.«

Wieder weiteten sich die Augen, und die dicke Frau kratzte sich unter der speckigen Lederschürze

am Busen. Was sie sah, konnte ich nur ahnen, doch es mußte zum Ziel meiner Reise passen: der Insel Borons, des Gottes, der den Tod bringt. Auf der Boroninsel verweilen nur der Todesgott, seine Priester und die Toten, die dort Monumente erhalten, die niemand sehen will. Wir Havener meiden den Tod, bis er an uns herantritt und den Preis für das Leben fordert.

Die Alte nun wälzte ihren massigen Leib herum, stopfte die Wachshaut unter die Ruderbank des bedenklich schwankenden Schiffchens und nickte. »Komm«, murmelte sie an ihrem Pfeifenstiel vorbei. »Die zu den Toten wollen, soll man nicht aufhalten!« Ein meckerndes Lachen drang aus ihrer Kehle, doch in ihren Augen stand Furcht. Mir war es recht.

Ich bestieg das wacklige Gefährt, und während sich die Schifferin in die Riemen legte, schöpfte ich mit einer Hand Wasser, um mir das Gesicht notdürftig zu reinigen. Die Wunde an der Stirn sparte ich aus, ich wollte sie nicht wieder aufreißen.

Ich sah dem untergehenden Praiosschild entgegen, das nun, groß wie ein Wagenrad, langsam im Meer der Sieben Winde versank. Er würde unter der Derescheibe hindurchrollen, um sich dann aus Richtung Rahja wieder zu erheben. Ein neuer Morgen würde kommen – nicht jedoch für mich. Ich schluckte.

Schlag für Schlag tauchten die Ruderblätter in das glatte Wasser, kräuselten es, ließen Wellenkreise tan-

zen, glitten haarscharf über die Oberfläche, eine silberne Spur Wasserfäden hinter sich herziehend. Und wieder senkten sich die Blätter ins Wasser, in einem fort.

Dann verlangsamten sich die Ruderschläge der Fischerin, und unwillkürlich sah ich auf: Nahe lag die Boroninsel, so nahe. Der hohe Tempel ragte gewaltig vor uns auf, finster und furchteinflößend. Doch nicht deshalb trieben wir nun ungesteuert im Hafenbecken, nicht die drohende Boroninsel allein hatte die Alte innehalten lassen: Aus den Wassern stiegen Nebel empor, zunächst dünne Schlieren, die geisterhaft über den schwärzlichen Fluten hingen, sich jedoch bald verdichteten und zu dicken Wolken ballten. Diese Nebelschwaden wälzten sich uns nun entgegen, griffen mit dünnen kalten Fingern nach uns und dem kleinen Boot, bis wir, vom Schwung der letzten Ruderschläge weitergetragen, ganz darin eintauchten.

Im selben Moment stieß die Schifferin ein entsetztes Keuchen aus, ergriff die Ruder und legte sich ins Zeug wie eine Rasende.

»Will dich haben, der Gierige Alte, hm?« murmelte sie in sich hinein, so daß ich es kaum verstand. »Hast 'ne dringende Verabredung mit Seinem Schnabel?« Ich wußte, daß sie keine Antwort erwartete. Zwischen den Schultern und unter den Achselhöhlen bildeten sich bald dunkle Flecken auf ihrem Kittel, und

vom Schweiß und Nebel klebten ihr die Haare am Kopf. Noch immer murmelte sie Worte in die erloschene Pfeife, deren Sinn mir verschlossen blieb.

Ich sah unserem Ziel entgegen, das nun nicht mehr als ein nächtlicher Schatten war, der sich uns zu nähern schien. Ob Er wirklich auf mich wartete, der ›Gierige Alte‹?

Mein Grübeln wurde jäh von einem Ruck und dem Knirschen des Schiffsrumpfs auf dem Strand des Eilands unterbrochen: Ich war am Ziel. Mit klammen Gliedern kletterte ich aus dem Boot und wandte mich an die Fischerin. »Höre, Alte, ich nenne keinen Kreuzer mein eigen. Doch wenn du magst, nimm diesen Dolch. Er ist sehr wertvoll, davon kannst du ...«

Doch die Frau unterbrach mich hastig: »Nichts soll er mir geben, hat schon genug zu geben, nicht? Die alte Tuar will ihm nicht auch noch was nehmen, will sie nicht ... Will auch nicht nachts auf der Insel der Toten bleiben!« Sie versuchte hastig, ihr Boot mit einem der Ruder vom Strand abzustoßen. Ich half ihr dabei.

»Sollst aufpassen, Bursche, der Alte ist gierig« – sie dämpfte die Stimme –, »gibt sich nicht mit einem Stückchen zufrieden, nein, nimmt immer alles, wenn du nicht aufpaßt! Hör auf die alte Tuar, hör auf sie: Laß dir nicht mehr nehmen, als du geben kannst, hörst du?« Das Klatschen von Ruderblättern auf der

Wasseroberfläche und Tuars immer gedämpfter klingende Stimme kündigten an, daß sie sich entfernte, denn sehen konnte ich sie in dem Nebel schon bald nicht mehr.

Doch ich schaute ihr noch lange nach. Ohne sie – die Alte, die ich kaum kannte – kam ich mir einsam und verlassen vor. Wie ich ihr durch die Schwaden in die Dunkelheit nachblickte und dem verhallenden Platschen der Ruder lauschte, konnte ich mir einbilden, daß sie noch nahe war, daß ich nicht allein war am Strand dieses unwirtlichen Eilands, während die Nacht mich umschloß. Ich wußte, würde ich mich umdrehen, wäre die Frau weit fort, und ich müßte mich meinem Schicksal stellen.

Kein Laut war mehr zu hören – kein Ruderschlag. Das Atmen fiel mir schwer, und doch sog ich die Luft tief ein und wandte mich um, ging den mit dunklen Steinen übersäten Strand hinauf.

Bald schon stieß ich auf einen schmalen Weg, der ebenfalls vom Strand ins Inselinnere führte, doch von einer Stelle etwas weiter südlich, als Tuar mich abgesetzt hatte. Der Strand war nur ein dünner Streifen, dahinter war die Erde mit dürrem Gras bedeckt.

Ein Rabe krächzte.

Ich schaute auf und fand ihn in der Nacht als mondbeschienenen Schemen, auf einem Grabstein sitzend, in den das Gebrochene Rad eingearbeitet

war. Er sah mich an, und kalte Schauer liefen mir den Rücken hinab. Sein Blick drang in mein Herz, und er schien zu krächzen: ›Geh weg, geh weg, Mensch! Du lebst noch, du hast hier nichts zu suchen! Geh weg! Geh weg!‹ Er krächzte wieder und wieder.

Ich gab keine Antwort, sondern ging stumm meines Weges, das Haupt gebeugt. Rechts und links ragten weitere Grabsteine auf, doch ich sah nicht mehr auf. Der Weg unter meinen Füßen war steinig und von Flechten und Moosen überwuchert. Dann dräute ein größerer Schatten im Mondlicht, und ich hielt inne.

Der Tempel des Boron erhob sich schwarz vor mir. Große und schwere Basaltsteine fügten sich silberbeschienen zu einer schwarzen Mauer, jeder einzelne so hoch, daß er mir bis zur Brust reichte. Das Gebäude war kantig und schmucklos; ich stand vor seiner langen Front, unmittelbar vor dem Portal. Es öffnete sich ins Innere, ohne Torflügel, ein Gang erleuchtet von schwachem, unwirklich blauem Licht.

Von wem nur mochte dieser gewaltige Tempel erbaut worden sein? Denn daß er gewaltig war, daran bestand kein Zweifel, das Dach mochte sich mehr als zwölf Schritt über dem Boden befinden. Ich hatte ein solches Bauwerk noch nie gesehen – auch keine Gebäude, die ihm ähnelten. Es sah uralt aus. Mochte es aus der Zeit vor dem Großen Seebeben stammen? Ich

konnte mir kein älteres Gebäude vorstellen; fast schien es, als sei es gemacht, der Vergänglichkeit Deres zu trotzen.

Ich tat einige langsame Schritte vorwärts, durchschritt das Portal und gelangte in einen Gang. Mit einer Hand berührte ich immer die rechte Mauer. Kaum hatte ich wenige zaghafte Schritte in das Halblicht getan, da erkannte ich die Quelle der seltsamen Helligkeit: Gwen Petryl, Efferdsfeuer, das Licht der Götter. Blinzelnd gewöhnten sich meine Augen an das milde Licht, und jetzt konnte ich den Gang mustern, in dem ich mich befand. Er war hoch, umfaßte die gesamte Höhe des Gebäudes bis zum Dach. Genauso breit wie das Portal, mochte er ganze vier Schritt messen.

Der glimmende blaue Stein befand sich mir gegenüber an einer Wand, auf die ich zuging. Einige Schritte noch, dann eröffnete sich mir in seinem Schein eine Treppe, die hinabführte in die Dunkelheit. Oberhalb ihres unteren Absatzes an einer Wand war das Relief eines riesigen Raben zu sehen, der in seinem Schnabel den Gwen Petryl hielt und mich mit seinem einen Auge anzustarren schien.

Ich schaute mich weiter um und bemerkte nun die in die Wände geschlagenen Bilder: Unmittelbar neben mir, über die gesamte Länge von Gang und Treppe, erstreckte sich die Darstellung einer hitzigen Schlacht.

Vorn links schwang sich ein großer schwarzer Rabe gerade über das Schlachtfeld, und wo er entlangflog, da starben die Menschen in Scharen. Die Darstellung des Sterbens war so vielfältig und so unmittelbar, daß ich wie gebannt stehenblieb. Ich sah eine Kriegerin, in deren Leib eine große Hellebarde steckte. Die Frau klammerte sich noch im Sterben daran fest, ihr Antlitz zeigte gräßliche Schmerzen. Neben ihr starb ein Mann mit gekröntem Helm gemeinsam mit seinem Pferd im Feueratem eines Drachen – er verbrannte bei lebendigem Leib. Seine Augen ... seine Augen waren schrecklich und schienen mir zu folgen, wohin ich mich auch wandte. Sie waren im Todeskrampf gen Alveran verdreht und traten fast aus den Höhlen.

Ich hatte Menschen sterben sehen, zwar nicht in der Schlacht, doch der Tod ändert sein Antlitz nicht, gleichgültig, wie er sein Opfer ereilt.

Ich entsann mich noch genau der Augen, der Gesichter, qual- und schmerzverzerrt, doch diese gemeißelten Wandbilder zeigten einen hundertfachen Tod. Sie zeigten den Mörder und seine Waffe, die in den Leib des von Boron Verurteilten eindrang, zeigten das Leiden, den Todeskrampf, den Augenblick des Innehaltens, gefolgt vom Erschlaffen des Körpers, immer wieder, überall – der Tod war allgegenwärtig. Abgeschnittene Köpfe, aufgerissene Wänste, blutende, verstümmelte Gliedmaßen, und über all den

grausigen Geschehnissen sanken wie schwebend die Federn der Rabenschwinge nieder. Die Bilder der Toten traten aus dem Stein hervor, verschwammen, wurden farbig, echt. Ich hörte Kampfgetümmel und Kreischen, die Feuerlohe des Drachen hüllte auch mich in glühendheiße Flammen, Todesschreie gellten mir in den Ohren – und, lauter als alles andere, erklang das Krächzen eines Raben ...

Keuchend – ich hatte nicht bemerkt, daß ich den Atem angehalten hatte, während ich die beklemmenden Bilder studiert hatte – rang ich nach Luft. Schwarze Flecken tanzten mir vor den Augen, und die Wände um mich herum schwankten. Um nicht noch einmal zu dem Schlachtengemälde schauen zu müssen, das zwar wieder grau und starr war, aber immer noch voll der grausamen Erinnerungen der Sterbenden, sah ich zur Treppe hinüber, zu dem Rabenrelief. Nun las ich die Lettern, die seine Gestalt in silbernem Bogen umrahmten:

ER NIMMT SICH, WAS SEIN IST

Das Rabenprofil blinzelte mich an, die Schwingen waren angelegt, eine Kralle erhoben, im Schnabel glimmte der bläuliche Stein. Gwen Petryl gilt als Gabe der Götter – die Gabe, die Boron dem Menschen bringt, ist der Tod.

Ich atmete tief durch. Die Treppe vor mir führte in undurchdringliche Dunkelheit, und ich zögerte nicht, das Licht des Efferdfeuers zu verlassen. Stufe für Stufe führte mich hinab, mein Schatten huschte vorweg. Der Stein auf dem Boden sah rissig und alt aus, die Kanten der Stufen waren von vielen Füßen abgeschliffen und rund. Waren hier, im Tempel des Todes, einstmals so viele Menschen ein- und ausgegangen? Hatte man dem Dunklen Gott in Havena vor Jahrhunderten so hingebungsvoll gehuldigt?

Die Rechte immer an der unebenen, gefurchten Wand, tauchte ich ein in die Schwärze, die ich willkommen hieß. Unter den Fingern spürte ich die Wölbungen und Vertiefungen von Steinmetzarbeiten, die sich in meinem Geist zu schauerlichen Todesszenen zusammenfügten, gegenstandslos zwar, doch aufwühlend und erschreckend. Lieber stolperte ich blind durch die Gänge, als das Grauen der steinernen Totentänze mit eigenen Augen zu schauen!

Die Luft roch muffig, abgestanden, meine langsamen Schritte hallten laut auf dem Stein. Ein Fiepen schrillte durch den Gang, vielfach zurückgeworfen. Eine Ratte? Hier? Ich hoffte, daß Boron den Toten Schutz gewährte vor den widerwärtigen Nagern.

Ich zögerte nicht, mäßigte kaum meinen Schritt. Der hallende Klang meiner Schuhe wurde lauter, ich hatte das Gefühl, daß sich der Gang erweitert hatte.

Wo mochte ich mich nun befinden, was umgab mich? Meine Phantasie malte erschreckende Bilder in die Schwärze, genährt von den Erinnerungen an das Wandgemälde des Ganges. Roch es hier nicht süßlich, nach Tod und Verwesung? Ich traute meinen Sinnen nicht mehr, meine Augen gaukelten mir hellen Lichtschein in der Finsternis vor. Ich blinzelte den Schweiß aus den Augen, während meine Ohren den ätherischen Gesang einer Frauenstimme zu vernehmen glaubten. Hell und klar stiegen und fielen die Töne, ohne Worte, ohne Sinn. Nicht klagend klang es, keine Trauer schwang in der Stimme mit, die gespenstisch durch hohle Gänge zu hallen schien. Konnte es im Heiligtum Borons Geister geben? Oder narrten mich meine Sinne nun vollends?

Fuß für Fuß ging ich weiter, langsamer nun, da ich ohne den Halt der Mauer zu meiner Rechten vorankommen mußte. Wieder tanzten helle Lichtpunkte, und ich vermeinte, ein unregelmäßiges Echo meiner Fußtritte zu vernehmen. Ich verhielt meinen Schritt. Deutlich hörte ich Tappen, das einen Herzschlag später ebenfalls verstummte. Mir wurde kalt. Ich wartete, bis zum äußersten gespannt, lange Augenblicke. Dann ließ ich den angehaltenen Atem leise entweichen. Ich war nicht allein.

Und tatsächlich. Schritte, fester nun, bewegten sich sicher durch die Dunkelheit. Der tanzende Lichtfleck,

den ich vor kurzem zu erkennen geglaubt hatte, vergrößerte sich, strahlte Helligkeit ab, bis ich im Schein einer Laterne eine Gestalt sah. Eine schwarze Robe verbarg den Leib im Halblicht so vollständig, daß nur ihr Antlitz allein über dem Boden zu schweben schien. Ein blasses Gesicht, umrahmt von schwarzem Haar. Kohlengleiche dunkle Augen, der rote Mund eine strenge Linie. Schon bei unserer ersten Begegnung hatte ich mir nichts sosehr gewünscht, als daß sich diese ernsten Lippen zu einem Lächeln voll Freundlichkeit verzögen, daß das harte, traurige Gesicht, das jegliche Fröhlichkeit zunichte machte, Milde zeigen möge. Jetzt, an diesem düsteren Ort, wünschte ich es mir mit jeder Faser meines Leibes, sehnte ich mich nach etwas Wärme in der Kälte meiner Seele.

Die Frau bewegte sich, und Stoff raschelte. Die Lippen öffneten sich, und eine fast unhörbar leise, aber volle und wohltönende Stimme drang an mein Ohr. »Sei willkommen im Reich der Toten, Sterblicher. Was führt dich zu Ihm?« Und sie sah mir weiter unverwandt in die Augen, das Gesicht eine starre Maske.

Mein Geist war leer. Ihre kohlschwarzen Augen durchbohrten mich, und ich fühlte mich nackt und bloß. Ein Teil meines Bewußtseins formte die Worte, derenthalben ich gekommen war: »Ich bin hier, weil

Er mich rief. Ich bin gekommen, Seinen Richtspruch zu hören, denn ich habe gefrevelt.« Meine Beine gaben nach, und ich fand mich kniend auf dem Boden wieder. Mein Herz raste.

Die Priesterin wandte den Blick nicht von meinen Augen, langsam verzogen sich ihre Mundwinkel, ein klein wenig nur, doch ich hielt den Atem an: Sie lächelte! Auch die Augen blickten nun wärmer, nicht mehr kalt und hart, und plötzlich wußte ich, daß es neben Borons Unbarmherzigkeit auch noch Marbos Gnade gab. Mein wilder Herzschlag verlangsamte sich, und ich wurde ganz ruhig. Was auch immer mich erwartete, es würde kommen. Ich hatte alles hinter mir gelassen, dem Leben oben auf jenen Stufen entsagt. Nun galt nur noch der Augenblick.

Das zarte, etwas ungeübte Lächeln der Frau hatte eine atemberaubende Schönheit auf ihr Antlitz gezaubert. Die Züge der feinen Haut erinnerten mich an eine weiße Büste im Fürstenpalast, die die Baronin Nahema von Dela zeigte, die Ratgeberin des Fürsten Toras. Wie das alabasterne Abbild der Frau aus längst vergangenen Jahrhunderten strahlte das Gesicht der Priesterin vollkommene Ruhe aus, auch in ihren Augen stand – wie bei unserer ersten Begegnung auf dem Kai – das Wissen um die eigene Macht geschrieben. Die schmalen schwarzen Brauen hoben sich nun ein wenig, fast spöttisch. Sie hob leicht die Hand, um

mir zu bedeuten, mich zu erheben, wandte sich um und schritt mir voran durch die Halle.

Am Schall meiner Schritte in der Dunkelheit hatte ich erkannt, daß ich mich in einem großen Raum befand, doch nicht einmal im Schein der Laterne erkannte ich seine wahren Ausmaße. Wir bewegten uns in einer Kuppel aus flackerndem Licht, um die die Dunkelheit herumfloß: Vor uns teilte sie sich, doch hinter uns glitt sie wieder zusammen wie die dunklen Fluten der Unterstadt. Die Priesterin bewegte sich vor mir so sicher durch den Raum, als wisse sie genau, wohin sie sich wenden müsse; die Laterne ließ sie unbeachtet herabhängen. Sie schien kein Licht zu benötigen, um sich in der Dunkelheit zurechtzufinden, doch mir spendete das bißchen Helligkeit Sicherheit und Wärme.

Der Schein unserer kleinen Laterne fiel auf Schwärze, die nicht vor dem Licht floh: Ein großer Schemen ragte vor uns auf. Ich sah genauer hin und erkannte die Umrisse einer bestimmt doppelt mannshohen Rabenstatue, deren Augen schwarzkristallen glitzerten. Sie blickte auf mich herab, bar jeder Freundlichkeit, und hier, vor Seinem Antlitz, wurde mir zum ersten Mal wirklich klar, was Sein Richtspruch bedeuten konnte. Nicht Mitleid noch Gnade sprachen aus den harten Rabenaugen, kein Funken Barmherzigkeit stand darin geschrieben. Doch war ich nicht gekommen, um zu sterben?

Vor der Statue stand ein ebenmäßiger großer Basaltblock, darauf ein eiserner Leuchter mit fünf schwarzen Kerzen. Auch in diesen Stein hatte sich schon eine kleine Mulde eingeschliffen, in der ich nun, da die Priesterin zum Altar trat, braunverkrustete Reste erkannte. Die Frau öffnete die Abdeckung der Laterne, holte die Kerze heraus und entzündete damit die fünf Lichter auf dem Altar.

Dann wandte sie sich um. »Im Namen des Schwarzen Raben spricht zu dir, Sterblicher, Sagarta. Ich bin Auge und Ohr des Dunklen Gottes und werde dir Seinen Richtspruch verkünden. Berichte nun, was sich zugetragen hat und weswegen du hier vor dem Angesicht Borons stehst. Doch bedenke: Er ist der Tod, und Sein Gericht nicht milde. Hast du Ihn dir einmal zum Richter erkoren, ist Sein Spruch Gesetz.« Ich nickte stumm.

Sagarta wies mir einen Platz auf einem der schwarzen Kissen vor dem Altar zu, und ich setzte mich. Ich lockerte die verkrampfte Linke, und klappernd fiel der Dolch zu Boden. Sagarta betrachtete ihn kurz, setzte sich mir dann gegenüber und nickte mir zu, die Geschehnisse zu berichten, derenthalben ich gekommen war.

Wiedersehen

»Schau, Fion, wie das Gold glänzt!« flüsterte Fianna. Sie stieß den Zeigefinger in den feinen Staub, von dem eine helle Schicht an der Kuppe haften blieb. »Es glitzert genauso wie die Juwelen der Frau Idra. Nur daß es so fein noch viel schöner aussieht als im Stück!« Fianna mühte sich nun, den Goldstaub wieder in das flache Gefäß zu streifen, aus dem sie es aufgenommen hatte, doch die pudergleiche Kostbarkeit hatte sich in die Furchen der Haut gelegt, und der Finger schimmerte immer noch gelbgolden.

»Fianna, sind die Stäube vermischt? Du weißt doch, daß die Weise Frau Hesinde es nicht gern sieht, wenn bei der hohen Kunst der Alchimie getrödelt wird.« In der freundlichen Stimme des Mannes schwang ein tadelnder Unterton.

Fianna fuhr herum, strich sich mit der Linken die braunen Locken aus dem Gesicht, während sie die Rechte mit dem Goldstaub hinter dem Rücken verschwinden ließ, wo sie nun Zeigefinger und Daumen heftig aneinanderrieb, um den verräterischen Schim-

mer abzustreifen. Fion beugte sich derweilen tief über sein Flechtwerk aus Wirselkraut; die langen weißblonden Strähnen hingen ihm in die Stirn und verbargen ungenügend, daß er sich nur mit Mühe ein Grinsen verkniff, indem er sich fest auf die Lippe biß.

Ganz das Bild sechzehnjähriger Unschuld, färbten sich Fiannas Wangen leicht rötlich, sie schlug die Augen nieder und stammelte: »Ja, Euer Gnaden, das weiß ich schon. Der Dechsenschwanz ist ja auch zerstäubt, ich muß ihn nur noch mit dem Goldstaub vermischen.« Sie wandte sich wieder ihrem Tischchen zu und betrachtete die Finger: Ihre Bemühungen hatten nur dazu geführt, daß der Goldstaub nun fein auf Daumen *und* Zeigefinger verteilt war. So unauffällig wie möglich rieb sie den Staub in den Drecklappen, der immer bereitlag, und übertrug so den Goldfleck darauf. Mit einer geschickten Bewegung kippte sie den feinen Goldstaub in das Gefäß mit dem pulverisierten Eidechsenschwanz und vermischte beides sorgfältig mit dem Stößel.

Fion war nun mit dem Flechten der Wirselkrautblätter fertig. Er hatte sie so locker wie möglich zu kleinen Netzen gebunden und jedes einzelne immer wieder an das Gefäß angepaßt, in dem die Zutaten dann noch eine Woche ruhen mußten. Zufrieden begutachtete er sein Werk: Keines der Flechtwerke ragte über den Rand hinaus, und keines war zu klein, als

daß es den Inhalt der Tiegelchen nicht vollständig abdecken konnte.

»Sehr gut, Fion. Das ist genau richtig. Ich hätte es nicht besser gekonnt.« Der Hesindegeweihte Dialann drehte und wendete die Blattnetze in den Händen und nickte noch einmal. In sein hellblondes Haar mischten sich die ersten grauen Strähnen, die grauen Augen gemahnten an einen sturmumtosten Tag auf hoher See. Seine Miene war ernst, doch freundlich, und er hatte immer ein Lob für die jungen Leute bereit. Seine hochgewachsene Gestalt überragte Fion um gewiß einen halben Spann, doch war der Jüngere kräftiger gebaut. Alles in allem sah Fion ihm sehr ähnlich. In die grüngelben Roben eines Hesindepriesters gehüllt, verriet nur die fleckige Lederschürze, daß Dialann ein passionierter Alchimist war; der goldene Schlangenreif, der seinen Hals zierte, mochte dazu schlecht passen.

»Danke, Euer Gnaden!« Fion freute sich sehr über das Lob, denn die Alchimie war eine schwierige Disziplin, in der kleine Fehler schreckliche Auswirkungen haben konnten. Doch den Unterricht, den Dialann ihm und Fianna in ihrer freien Zeit erteilte, liebte Fion über alles, ebenso das Laboratorium, in dem sie arbeiteten. Verstaubte Regale mit Tiegelchen, Schatullen, Glasphiolen mit farbigen Flüssigkeiten, Ölbrennern und Dreifüßen, gläsernen Destillierkolben, tö-

nernen und silbernen Mörsern mit ebensolchen Stößeln, Filtern, Bronze- und Tonfläschchen, deren Etiketten die verschiedensten Inhalte kennzeichneten, wie etwa *Gratenfelser Schwefelquell, Heiltrank, Schlaftrunk, Antidot,* Säckchen mit Meditationskräutern ... Und das meiste davon roch ganz wunderbar, besonders die Meditationskräuter.

Fianna trug den Mörser heran und stellte ihn vorsichtig neben das geflochtene Wirselkraut auf den Steintisch. Dialann würde nun auch ihr Werk begutachten. Der Hesindegeweihte nahm prüfend eine Prise des Gemischs auf und ließ es zwischen den Fingern wieder hinabrieseln. Fion und Fianna hatten erwartet, daß ihm der Goldstaub – wie bei Fianna – an den Fingern kleben bleibe, doch war er inzwischen so vollständig mit dem Pulver des Dechsenschwanzes vermischt, daß kein Hauch mehr an Dialanns Kuppen haftete. Der Geweihte nickte. »Das ist ebenfalls äußerst gut gelungen. Das Pulver ist sehr schwierig herzustellen. Du hast sehr geschickte Hände, Fianna!« Der Mann sah das Mädchen zufrieden an, das vor Freude ein wenig auf den Zehenspitzen wippte.

Doch dann hielt Fianna ruckartig inne und fragte den Geweihten vorsichtig: »Sagt, Euer Gnaden, wie wirken sich die Mengenbemessungen auf das Gelingen des Heiltrankes aus, zum Beispiel wenn man etwas falsch abgewogen hat?«

Dialann ließ bereits einen Teil des Pulvers in den großen Mörser gleiten, bewegte das Gefährt ein wenig hin und her, damit der Boden gleichmäßig bedeckt war, und griff nach einem der Wirselnetze. Er hielt es mit beiden Händen über den Mörser, um das Kraut möglichst an allen Seiten gleichzeitig mit dem Pulver in Berührung kommen zu lassen, während er antwortete: »Auf die Mengen kommt es natürlich ganz besonders an. Bei dem Goldstaub zum Beispiel ist das äußerst wichtig. Hast du einen Hauch zu wenig, ist der ganze Trank verdorben.« Ein Lächeln umspielte seine Lippen, als er das Kräutergeflecht in den Mörser gleiten ließ. Fianna wurde ein wenig blaß, ihre vollen Lippen verzogen sich zu dünnen Strichen, die rehbraunen Augen wurden groß und rund – doch sie schwieg. Fion kannte diesen Ton Dialanns und glaubte nicht, daß es tatsächlich auf eine Fingerspitze Goldstaub ankam ... Wieder unterdrückte er ein Grinsen.

Der ältere Mann schichtete nun noch zweimal abwechselnd Puder und Kraut in das Gefäß, um schließlich die Schüssel mit dem Morgentau zu ergreifen.

»Fion, nimm das Tuch«, sagte Dialann ruhig, und der Angesprochene tat wie ihm befohlen, ergriff das blaue Samttuch und hielt sich bereit. Mit einem sehr flachen kellenartigen Löffel schöpfte der Geweihte

nun die Flüssigkeit ab und träufelte sie langsam auf die oberste Lage der Kräuter. Sobald er damit fertig war, gab er den leisen Befehl: »Das Tuch!« Und Fion legte rasch den Stoff über das Gefäß.

Dialann entspannte sich. »Gut. Soweit für heute. Wenn ihr morgen die Zeit findet, fahren wir mit der Kalligraphie fort, mit dem Trank können wir sowieso erst in eitler Woche weiterarbeiten. Fianna, du räumst noch ein wenig mit mir auf; Fion, deine Mutter wartet.«

Fion drehte sich rasch zur Tür um, wo tatsächlich seine Mutter stand. Cailyn war eine herbe, aber recht schöne Frau. Sie hielt sich stets ein wenig steif, besonders in Gegenwart von höheren Herren und Damen. Ihre roten Locken hatte sie zu einem Pferdeschwanz gebändigt, und die Züge wären sinnlich zu nennen gewesen, hätte da nicht fast immer der etwas traurige, verkrampfte Zug um ihren Mund gelegen, der sie hart und unfreundlich wirken ließ. Selten legte sie diesen Zug ab, und wenn sie es tat, dann in den Augenblicken, da sie Dialann musterte, wie jetzt. Fion streifte die Schürze ab und trat zu seiner Mutter, die ihm voran den Raum schon verließ.

Doch der junge Mann drehte sich auf der Schwelle noch einmal zu dem Geweihten um, der das frisch gefüllte Gefäß gerade vorsichtig zum Fenster trug, um es hinter dessen Butzenglasscheiben den noch

schwach wärmenden Praiosstrahlen des Traviamondes auszusetzen. »Soll ich dir nachher noch die Schweifhaare bringen, Vater?« fragte Fion. Dialann nickte, während er sich die Ärmel der gelbgrünen Robe hinunterkrempelte und die Schürze abnahm. »Ja, bitte, Fion, und zwar von der kranken Stute, ja?« Fion nickte und wandte sich zum Gehen.

Fianna fragte hastig: »Treffen wir uns später im Stall?«

Fion schüttelte heftig den Kopf. »Hast du es nicht gehört? Rhuad ist wieder da! Er hat sicher viel von Garem und Lowangen zu berichten!« Damit ging er, um seiner Mutter bei der abendlichen Fütterung der königlichen Pferde zu helfen.

Fianna sah Fion noch einen Augenblick lang hinterher. Rhuad war wieder da? Der Prinz? Sie schluckte schwer, wischte mit dem Lappen ziellos auf dem Steintisch herum. Wie gut nur: Dialann ließ es nicht zu, daß Fion die Unterweisungen schwänzte! Eine Stunde am Tag verbrachte sie also zumindest mit Fion, eine Stunde, in der Rhuad vergessen war.

»Sieh zu, daß der Braune nicht keilt! Er soll sich das gar nicht angewöhnen!« Cailyn verschwand über die Stiege nach oben, wo sie und Fion sich eine kleine Kammer teilten; über ihrem Arm stapelten sich löcherige Pferdedecken, die es zu flicken galt.

Fion tätschelte Sioctha den Hals, bewunderte noch einmal das prachtvolle eisgraue Fell des großen Hengstes, der gemütlich seinen Hafer zerkleinerte und den menschlichen Störenfried mit einem Seitenblick des langbewimperten großen Auges bedachte. Sioctha wurde nur von König Cuanu und Prinzessin Invher geritten, die die nötige starke Hand besaßen, ihn zu zügeln.

Der Knecht schloß die zusätzlich gesicherte Verschlagtüre sorgfältig, damit das kraftvolle Tier sie nicht aufsprengen konnte, und füllte seinen Eimer aus dem Futterkasten nach.

Damit ging er zum anderen Ende der Stallgasse, öffnete die Tür des letzten Verschlags und begrüßte den übermütigen Galahan mit einem Klaps auf die Flanke. Während Sioctha groß und wuchtig war, wirkte Galahan elegant und wendig. Der Braune stand dem größeren Grauen vermutlich an Schnelligkeit in nichts nach – in seinen Adern floß schließlich das Blut der Goldfelser Shadif.

Ringsherum waren das genüßliche Mahlen und Scharren der anderen Tiere zu hören, die schon gefüttert waren, es roch intensiv nach Stroh, Mist und den Ausdünstungen der Pferde – Eindrücke, die Fion zeit seines Lebens mit der Vorstellung von ›zu Hause‹ verbunden hatte.

Der Braune warf den Kopf auf und ab und

schnaubte ungeduldig. Die Vorderhufe scharrten das Stroh beiseite, der Schweif peitschte die Flanken. »He, Brauner, he, nur ruhig!« raunte der Knecht dem jungen Hengst zu. Das Pferd sollte er demnächst besser als eines der ersten füttern, nicht als letztes, dann wäre es auch nicht so unruhig. Fion liebte den Hengst – er war so wild und frei. Er ließ nur Menschen an sich heran, die er mochte, und Fion gehörte glücklicherweise dazu.

Der Stallknecht strich am Hals des Hengstes entlang, drängte das schwere Tier mit sanfter Gewalt beiseite, um die Raufe mit Hafer zu füllen. Staub stieg auf, als er den Eimer entleerte, und Fion rieb sich die juckenden Augen. Der prachtvolle Goldbraune, der den edlen Namen ›Flamme von Kuslik-Galahan‹ trug (allerdings nur kurz ›Galahan‹ oder eben ›Brauner‹ genannt wurde), war vor zwei Götterläufen ein Tsatagsgeschenk der Kronprinzessin Invher an ihren Bruder Rhuad gewesen.

Ein roter Blitz schoß durch die nur angelehnte Stalltür herein – Lasóg kam immer pünktlich, wenn gefüttert wurde, und auf der Stallgasse vor dem Verschlag jaulte es bald darauf ungeduldig. Der Hund klopfte mit der dichtbehaarten rötlichbraunen Rute auf den Boden und sah aus großen dunklen Augen herzerweichend zu Fion auf, wann immer der einen Blick aus dem Verschlag warf. Endlich hatte der

Stallknecht ein Erbarmen, griff in seine Schürzentasche und kramte eine Wurzel hervor, brach sie entzwei und warf den kleineren Teil dem Hund vor, der sich gierig daraufstürzte und mit siegreich erhobener Rute wieder zur Stalltür hinaus verschwand. Lasóg war der Liebling der Dienerschaft und schrecklich verwöhnt.

Fion schob sich nun an dem gierig fressenden Pferd vorbei hinaus aus dem Verschlag, als er ein Pfeifen hörte – sein Herz schlug schneller vor Freude.

Es war die einfache Melodie eines fröhlichen bäuerlichen Tanzliedes namens ›Minjas Hochzeit‹, das Fion gut kannte – und auch denjenigen, der es gern pfiff. Er sah sich um.

Im Rahmen des Stalltors lehnte, die Hände vor der Brust verschränkt, Rhuad ui Bennain, der einzige Sohn König Cuanus, sein drittes Kind. Er stand in der Tür, wie er es immer getan hatte: dunkles braunes Haar, das ihm, in der Mitte gescheitelt, in die Stirn fiel, dunkelblaue Augen, in denen es jederzeit nekkisch funkelte, von lässiger Haltung und schmaler Statur – daß Rhuad allerdings nicht schwach war, hatte Fion schon oft feststellen müssen. Wie gewöhnlich trug er elegante dunkle Kleidung, die für die kühle Jahreszeit viel zu leicht schien: ein schwarzes Seidenhemd mit Perlmutterknöpfen, eine enge schwarze Hose und, als einzigen ungenügenden

Schutz gegen die Kälte, einen dünnen Mantel der gleichen Farbe, am Kragen mit dem seidigen Fell des Schattenlöwen verbrämt.

Auf den Lippen trug der Prinz jenes unvergleichliche Lächeln, das er von seiner schönen Mutter geerbt hatte, von dem er allerdings weit häufiger Gebrauch machte als die Königin: Nur ein Mundwinkel schwang sich nach oben, aber beide endeten in feinen Grübchen, während die Augen freudig blitzten. Es war ein strahlendes, gewinnendes Lächeln, voll Hintergründigkeit, konnte es doch Freude, Ironie und Spott gleichermaßen ausdrücken. Fion war noch niemandem begegnet, der sich Rhuads Lächeln entziehen konnte, dem es gelungen wäre, dabei ernst zu bleiben – er selbst schon gar nicht, und so lächelte er freudig zurück.

»Na, mein Stallknecht, ist die Arbeit getan?« Rhuad hatte eine schöne melodische Stimme, die auch sehr leise ihre volle Wirkung entfaltete – Fion hatte es noch niemals erlebt, daß Rhuad geschrien oder gebrüllt hätte.

»Noch nicht ganz, mein Prinz. Euer Brauner frißt noch, dann braucht er frisches Wasser, und das Sattelzeug will auch geputzt werden – Gareth hat keine anständigen Stallknechte, wie?« Er hielt den Nasenriemen des an der Verschlagtür aufgehängten Zaumzeugs hoch, dessen Leder abgewetzt und brüchig war.

Rhuads Lächeln wurde noch ein wenig breiter.

»Nein, und unanständige auch nicht!« Daraufhin trat er schnell näher und zog Fion zu einer rauhen Begrüßung in die Arme. »Es tut gut, dich zu sehen, Fion. Ich war zu lange fort.«

Fion nickte. Nach Erhalt der Magierweihe in der Lowanger Akademie war der Prinz für weitere zwei Jahre in die ferne Stadt zurückgekehrt, um dort ›interessante Studien‹ nachzuholen, wie er sich ausgedrückt hatte. Zwar war er im letzten Praios, vor drei Monden, kurz in Havena gewesen, um den Tsatag Königin Idras mit seiner Familie zu begehen, doch war er nur für wenige Tage geblieben. Just in dieser Zeit war Fion selbst mit Coír (Fiannas Vater, der den Bediensteten am Königshof vorstand) nach Fairnhain gereist, um den Hengst Sioctha zu einigen Stuten der dortigen Baronsgeschwister zu bringen; und so hatte der Stallbursche erst später erfahren, daß der Prinz in Havena gewesen war. Rhuad hatte die Reichsbehüterin dann von den Feierlichkeiten zurück nach Gareth begleitet – Königin Emer war ja immerhin seine Schwester – und war für den Rondra-, den Efferd- und den halben Traviamond in der Hauptstadt geblieben. Fion zählte ab, wie alt Rhuad wohl war – wenn der Prinz zwei Jahre älter war als er selbst, mußte er einundzwanzig Götterläufe zählen, denn Fion wurde am 19. Boron, also im nächsten Mond, neunzehn Jahre alt.

Fion klopfte sich den Haferstaub von der Schürze

und schob den Riegel vor, um die Verschlagtür zu sichern. »Verdammt lange«, führte er die Unterhaltung fort. Er bemerkte, daß Rhuad ihn nun seinerseits neugierig musterte, und legte die schmutzige Lederschürze fort.

»Du siehst deinem Vater immer ähnlicher«, stellte der Prinz nach einer kleinen Pause fest. »Nur die grünen Augen sind von deiner Mutter, wie?« Er versetzte Fion einen Klaps auf die Schulter. »Setz dich doch erst mal, das Tier kann auch später saufen!« Gemeinsam gingen sie zum Ende der Stallgasse, wo sich Fion auf die geschlossene Futterkiste hockte, während Rhuad lässig an der Stiege zu der Kammer lehnte, die Cailyn und Fion bewohnten.

Fions Mund war trocken. Als er von Rhuads Ankunft gehört hatte, befürchtete er, daß der Prinz, vom Glanz der fernen Städte verändert, nun Geschmack an besserer Gesellschaft gefunden habe und sich zu Hause in Havena nicht mehr mit Stallknechten abgeben werde – doch wieder einmal hatte Fion sich geirrt. Rhuad, so gutaussehend und weltgewandt, wie er war, konnte sich seine Freunde sicherlich unter den höchstgestellten Menschen der Stadt aussuchen, und doch hatte sich nach all den Jahren nichts verändert! Wieder bemerkte er, wie Rhuad ihn musterte. O nein, überhaupt nichts hatte sich geändert. Fions Herz schlug schneller.

»Kommst du nachher mit ins *Esche und Kork?*« fragte der Prinz wie beiläufig, doch der Blick unter den dunklen Wimpern strafte den unverbindlichen Ton Lügen. »Nach dem Mahl erst. Ich traf heute Mittag Doto Runwald in der Stadt. Nach all der Zeit hatte er nichts Besseres zu tun, als mich für den Abend zum Wetttrinken zu verpflichten. Das wäre doch eine schöne Gelegenheit, unser Wiedersehen zu feiern.«

»Ein Wetttrinken mit Doto?« Fion runzelte die Stirn. »Das verlierst du, Rhuad! Der alte Fuchs säuft doch wie ein Faß ohne Boden! Oder er haut dich übers Ohr, daß du den Herren Phex um Gnade anwinselst! Worum habt ihr gewettet?« Dem alten Doto traute Fion fast alles zu ...

Rhuad seufzte gequält. »Sein Maultier gegen Galahan. Und natürlich ohne Magie.«

Fion schnappte nach Luft. »Galahan? Du bist verrückt!« Er starrte seinen Freund erschrocken an. Dann fing Fion an zu lachen. »Natürlich bist du verrückt, Prinz. Wer sonst würde einen Zuchthengst wie Galahan gegen ein klappriges altes Maultier setzen? Paß auf, ich habe eine Idee.« Fion beugte sich verschwörerisch vor und dämpfte die Stimme. »Ich muß Vater nachher noch die Schweifhaare für die Roßkur bringen, und ich bin ziemlich sicher, daß in seinem Giftschrank noch ein gutgebrautes Antidot steht. Wie wär's? Ein Antidot ist keine Magie! Und du glaubst

doch nicht etwa, daß der alte Doto sich mit dir kein Scherzchen erlaubt! Der ist durchtrieben!«

Rhuad stutzte, die schönen blauen Augen, die seit seinem zwölften Lebensjahr schon so manche Hofdame hatten dahinschmelzen lassen, blickten nachdenklich. »Fion, du rettest mich!« rief er dann aus und schenkte dem Freund wieder sein Lächeln. »Invher würde mich an den Haaren in den Borontempel schleppen und dort auf ein Gebrochenes Rad flechten, wenn ich Galahan verlöre. Ich hatte ganz vergessen, daß man mit dir Pferde stehlen kann! Oder Maultiere. Tätest du das für mich?«

Fion lächelte nun seinerseits tiefgründig. »Ich habe schon ganz andere Dinge für dich getan, Prinz, und Galahan ist einfach zu schade für Doto. Heute abend nach deinem Mahl beim Hintertor? Ich bringe den Trank mit, den du dir irgendwann zu fortgeschrittener Stunde unauffällig in den Wein mischst. Dann können wir das Wiedersehen noch viel besser feiern! Und zwar ohne Wolf am nächsten Morgen.«

Rhuad stieß sich lachend von der Stiege ab und schüttelte halb ungläubig den Kopf. Er betrachtete Fion und – auf einmal wieder ernst – legte dem Freund die Hand auf die Schulter. Dort ruhte sie für einen Augenblick, fuhr dann zum Hals hinauf und umfaßte Fions Nacken. Der Stallknecht schluckte flach, als Rhuad ihm einen tiefen Blick schenkte und

näher herantrat, als er den Atem des anderen warm auf den Lippen spürte – doch plötzlich zog der Prinz die Hand fort. Schritte klangen auf dem Pflaster vor dem Stall, begleitet vom Klingeln eines Waffengehänges, und die Stalltür öffnete sich quietschend.

»Hier seid Ihr, Prinzliche Hoheit. Euer Herr Vater bat mich, Euch auszurichten, daß er Euch in seinem Arbeitszimmer erwartet.« Bard Cheannard besaß eine durchdringende Baßstimme, die trotz der höflichen Worte knapp und befehlend klang. Sein Blick schweifte nachdenklich von Rhuad zu Fion und wieder zurück, dann befahl er Fion: »Bursche, Seine Königliche Hoheit erwarten bald den Markgrafen Conchobair. Besser, du machst noch einen Verschlag für sein Roß bereit.« Er deutete in Rhuads Richtung eine Verbeugung an, drehte sich um und verließ den Stall.

Nachdem Cheannards Schritte auf dem Stein außer Hörweite waren, schnaubte Rhuad abfällig. »Unser Gardeoberst hat sich eine neue Uniform verdient, scheint mir. Ist er kein Hauptmann mehr? Der legt sich aber ins Zeug! Er mag dich nicht, wie?«

Fion zuckte mit den Schultern. »Er ist eben der beste Mann des Königs. Erst kürzlich hat ihn dein Vater zum Gardeobristen seiner persönlichen Leibgarde ernannt – und er hat sie ziemlich gut im Griff!« Er seufzte kurz. »Ich glaube, ich mache mich besser gleich an die Arbeit.« Fion ging schon durch die

Stallgasse, vorbei an den Verschlagen rechts und links, hinüber zur Heustiege. Am Fuß der Leiter hielt er jedoch noch einmal inne. »Nach dem Mahl am Hintertor?« Sein Blick suchte in Rhuads Augen nach der alten Vertrautheit.

»Nach dem Mahl am Hintertor. Dabei bleibt es. Und vergiß den Trank nicht, ja?« Er zwinkerte Fion verschwörerisch zu und schlenderte zur Tür hinaus. Draußen hub das Pfeifen wieder an.

Fion verfluchte sich, als er die Stiege zum Heuboden hinaufstieg. Der Trank. Warum nur ließ er sich immer wieder auf solche Sachen ein? Er ergriff eines der großen Strohbündel, das er nach einem prüfenden Blick in den Stallraum hinabfallen ließ. Ein zweites folgte.

Der Trank. Es war zwar schön, Rhuad zu beeindrucken, doch was, wenn sein Vater den Diebstahl des Antidots bemerkte? Mit einem mulmigen Gefühl im Magen, einer Mischung aus Vorfreude und Unbehagen, verteilte Fion das Stroh bald gleichmäßig in dem freien Verschlag, während draußen ein heftiger Regen auf das Kopfsteinpflaster prasselte.

Esche und Kork im Travia

Ende Travia besuchten die Bürger wieder häufiger die Tavernen und Gaststätten Havenas. Die Erntearbeit von Rondra- und Efferdmond war getan, Korn und Rüben lagerten in den Schobern, nur das Vieh bedurfte noch der Pflege. Nach dem feuchten Efferdmond begann im Travia die ungemütlich kalte Herbstzeit, in der stürmische Regengüsse auf die stets nebelfeuchte Stadt an der Mündung des Großen Flusses niedergingen, so daß Männer und Frauen die Wärme traviagesegneter Herdfeuer und die Heimeligkeit des Miteinanders suchten, um Kälte und Dunkelheit auszusperren. Der Traviensommer mit seiner milden Wärme ließ diesen Götterlauf auf sich warten.

Sulpiz Agilfried verschmähte niemals die Kost des eigenen Herdes, sein umfangreicher Bauch, der weit über den Gürtel quoll, legte beredtes Zeugnis dafür ab. Auch Kinn und Wangen waren derart gepolstert, daß sie bedenkliche Wülste zeigten, besonders wenn er lächelte oder lachte, und beides tat Sulpiz gern. Für einen Mann von Ende Sechzig trug er noch erstaun-

lich dichtes, schmuddelig braunes Haar auf dem Haupt.

Das Traviaglück war dem Betreiber des *Esche und Kork* nicht lange vergönnt gewesen, denn kurz nach der Hochzeit verstarb seine Frau. Sulpiz blieb nur die Erinnerung – und Aldare und Thalionmel, ein elfisches Zwillingspärchen, das vom leiblichen Vater verstoßen und vom Wirt und seiner Gemahlin adoptiert worden war.

Aldare und Thalionmel waren seit jeher Sulpiz' ganzer Stolz, und unauffällig sorgte er dafür, daß die beiden Mädchen elfische Lehrer bekamen, die sie die Kultur und Zauberei ihres Volkes lehrten. Die beiden Auelfenzwillinge halfen dem Vater im Schankraum im Gegenzug überaus zufriedenstellend und zur Freude der Gäste.

Heute bedienten Aldare und Thalionmel im Schankraum, wie immer, während Sulpiz selbst sich dann und wann, wenn es nötig war, in die Küche zurückzog, um dem Küchenburschen auf die Finger zu schauen. Der hatte eigentlich nicht viel zu tun, nur bisweilen den Eintopf umzurühren, damit der nicht anbrannte, und mit den Elfenmädchen abzuspülen, doch selbst diese kleinen Dinge versah der Junge ungenügend.

Ein faules Leben hat der kleine Mi, dachte Sulpiz, als er den Burschen auf der Ofenbank liegen sah. »Du

mußt mehr feuern! Sonst wird der Eintopf kalt. Beweg deinen Arsch mal ein bißchen. Kann nicht schaden, weißt.« Sulpiz' Ton blieb freundlich, doch Mi sprang trotzdem wie von der Feder geschnellt auf und sah ihn ängstlich von unten herauf an. Sulpiz hatte den Taugenichts, der zudem stumm war, noch niemals richtig geschlagen – nur dann und wann hatte es ein paar aufs Ohr gegeben, wenn der Junge etwas wirklich Dummes angestellt hatte –, doch Mi schien ständig damit zu rechnen, verprügelt zu werden.

Hab ja keine Ahnung, was seine früheren Herrschaften mit ihm angestellt haben, verteidigte der Wirt seinen Schützling. Wird ihm schlimm ergangen sein.

Mi war ein Findelkind, das bei Sulpiz lebte, seit der ihn grün- und blaugeschlagen in der Gosse gefunden hatte. Auf dem linken Fuß humpelte der Bursche heute noch, weil ein Bruch nicht gut verheilt war, doch der Schrecken, den er davongetragen hatte, mußte ebenso schlimm gewesen sein wie die körperlichen Wunden – Sulpiz konnte sich keinen anderen Grund vorstellen, weshalb der Junge sonst stumm blieb. Das Haar des Burschen war rot und struppig und immer ein wenig widerborstig, der Körper dünn, so daß ihm noch die abgelegten Kleider der Elfenmädchen paßten. Mi schien die Menschen nicht zu lieben – die Elfen aber wohl: Aldare und Thalionmel

vergötterte er geradezu, und damit hatte er etwas mit Sulpiz gemeinsam.

»Gib noch etwas Speck zum Eintopf«, wies der Wirt Mi jetzt an, »Herr Doto ist da, der mag's gern fett.« Sulpiz hingegen begab sich behäbig zurück in den Schankraum, der sich langsam füllte.

Tatsächlich saß Herr Doto Runwald, einer der ältesten Stammgäste des *Esche und Kork,* bereits an seinem Tisch beim Fenster und erwartete das Essen. Auf der Lehne seines Stuhles hockte groß und schwarz ein alter Rabe, der den Kopf tief in das Gefieder gezogen hielt, so als fröre er, und die abendlichen Besucher der Schenke mißtrauisch aus dem einen oder anderen Auge musterte. Dann und wann plusterte er die struppigen Federn, wodurch er ein wenig gerupft aussah, stapfte Fuß über Fuß auf der Lehne hin und her und hackte mit spitzem Schnabel in eine der Holzkugeln, die auf der Stuhllehne saßen (und schon zernarbt und löchrig von früheren Besuchen waren).

Aldare stellte Doto, ohne weiter zu fragen, einen Kelch des säuerlichen darpatischen Weins auf den Tisch, zwinkerte ihm freundlich zu und berichtete: »Der Eintopf kommt gleich, Herr, nur einen Augenblick Geduld noch.« Dabei wußten beide, daß Doto alle Geduld des Abends aufbringen konnte, da er die *Esche* selten vor der Phexensstund' verließ.

»Die Pest holt den Rest«, krakeelte der struppige Vogel von seinem erhöhten Platz hinter Dotos Rükken herunter, blinzelte Aldare aus trüben Augen an, die daraufhin gleichzeitig mit Doto das übliche »Halt's Maul« losließ. Der Rabe knirschte nur noch mit dem Schnabel, hastete auf der hölzernen Stuhllehne auf und ab – »Halt's Maul, halt's Maul!« krächzend –, während die Elfe und der alte Mann in schallendes Gelächter ausbrachen.

Für Aldare gehörten der kleine alte Mann und der Rabe fast schon zum Inventar des Gasthauses an der Fürstenallee – er schien weder Familie noch andere Freunde zu haben als die, die er hier traf. Die Elfe mochte Doto; er war still, stellte kaum Ansprüche an ›das Übliche‹ (außer, daß er gern fett aß) und begnügte sich meist damit, an seinem Tisch zu sitzen und die Gäste zu beobachten oder mit alten Freunden um die Wette zu zechen. Daß der alte Runwald auch kam, um sich an der Bedienung zu erfreuen, war Aldare klar, doch anders als viele andere Besucher beließ er es dabei, das eine oder andere Wort mit ihr oder ihrer Schwester zu wechseln, ohne jemals aufdringlich zu werden. Am schlimmsten in dieser Hinsicht war Colga gewesen – Colga na Naomh, der ehemalige Kapitän der Havena-Bullen.

Der große Goldschopf, der selbst ein wenig an einen Bullen erinnerte, war mit den anderen Im-

manspielern ein häufiger Gast des *Esche und Kork* gewesen. Er hatte Aldare nach Art der Krakeninseler den Hof gemacht, und obwohl sie ihn niemals in seinen Hoffnungen bestärkte, war er ihr eifersüchtig überallhin gefolgt. Sie hatte keinen Schritt mehr tun können, ohne daß er ihr Untreue vorhielt. So mancher Bursche war schon ohne seine Zähne aus dem *Esche und Kork* geflohen, nur weil er Aldare beim Bestellen des Weines angelächelt hatte! Kurz: Es war unerträglich gewesen.

Ruhe hatte Aldare erst, seit Colga mit seinen Eifersüchteleien vor einigen Monden an den Falschen geraten war: Ein junger Mann, der noch niemals zuvor in der *Esche* gewesen war, wie Aldare meinte, hatte ihr damals ein wahrhaft charmantes Lächeln geschenkt und gemeint, man solle ihr den Beinamen ›Lotosblüte‹ geben, das sei die schönste Blume seiner Heimat, zugleich die gefährlichste, und Aldares schwarzes Haar gemahne ihn an ihre zarten Blütenblätter.

In der Taverne war es daraufhin boronstill geworden, und Colga, der gewiß nicht unter zwei Schritt maß, erhob sich langsam und stelzte zum Tisch des Rivalen. Dort angekommen, stützte er sich bedrohlich auf die Holzplatte – nachdem er den Weinkelch beiseite gefegt hatte – und grollte, so daß es jeder in der *Esche* verstehen konnte: »Bube – das ist *mein* Mäd-

chen. Behalt dein Süßholz besser für dich, sonst kannst du bald nur noch Suppe löffeln!«

Aldare war das damals alles sehr peinlich gewesen. Sie mochte den gutaussehenden Fremden, der dunkel und ein bißchen geheimnisvoll gewirkt hatte, und wollte nicht, daß auch er Colgas Rechte zu spüren bekäme. Der Schwarzhaarige aber schien eher belustigt denn verängstigt durch das Benehmen des ›Bullen‹; er sah an ihm vorbei zu Aldare hinüber.

»Ist das wahr, Lotosblüte? Ihr seid diesem Elefanten versprochen?« Und dabei musterte er sie eindringlich. Aldare hatte nur den Kopf schütteln können, sosehr fürchtete sie für den Fremden – und zudem wußte sie nicht, was ein Elefant war. Der Mann wandte sich wieder Colga mit den Worten zu: »Seht Ihr, werter Herr, Ihr habt ebensowenig ein Recht auf sie wie ich. Oder ebensoviel.«

Colga hatte vor Zorn geschnaubt, den Fremden am Schlafittchen gepackt und ihn gebeutelt. Der ließ das Ganze mit sich geschehen. Als Colga ausgeholt hatte, um dem Schwarzhaarigen die Faust in das Gesicht zu setzen, griff der seelenruhig nach dem Arm seines Gegners, sagte etwas, das in Colgas Gebrüll unterging – und dann verstummte der Riese schlagartig mit erstauntem Gesichtsausdruck.

Aldare hatte nicht genau verstanden, was damals geschehen war – sie wußte nur, daß Colga sich in

Krämpfen auf dem Boden gewunden hatte und sich wiederum die Seele aus dem Leibe schrie. Bald hatte er völlig erschöpft dagelegen und sich nicht mehr gerührt. Der Fremde aber war aufgestanden, hatte für den verschütteten Wein gezahlt und sich mit den Worten verabschiedet: »Sagt ihm, daß ich wiederkomme, wenn er Lotosblüte noch einmal behelligt. Ein so hübsches Mädchen ist doch viel zu schade für einen rohen Bullen wie ihn. Also dann: Ihr drei, ihr seht aus, als wärt ihr mit dem da befreundet. Schafft ihn hinaus. Von Euch allerdings, Schönste« – er hatte Aldare tatsächlich einen Handkuß gegeben –, »muß ich mich verabschieden. Boron zum Gruße!«

Damit war er gegangen. Weder im *Esche und Kork* noch sonstwo in Havena hatte Aldare den Mann wiedergesehen, dessen Namen sie nicht einmal kannte, und auch nirgendwo hatte sie von ihm gehört. Der alte Doto, dem Aldare alles berichtet hatte, meinte, daß der Bursche gewiß ein Schwarzmagier sei (denn Colgas Krämpfe seien einem Zauber zuzuschreiben), und zwar einer aus dem Süden, »wo man Boron als den höchsten Gott anruft und ihm Menschenopfer bringt und wo man Menschen als Sklaven hält«, wie er es formuliert hatte.

Aldare wußte weder genau, was Sklaven waren, noch kannte sie die schrecklichen Riten der Al'Anfaner. Was Aldare allerdings wußte, war die Tatsache,

daß Colga na Naomh seit dem Besuch des charmanten Schwarzhaarigen nie mehr im *Esche und Kork* gewesen war – kurz darauf hatte er Havena ganz verlassen, so daß sie wieder aufatmen konnte.

Doto wußte viele Dinge über die Welt und erzählte sie, als wäre er dabeigewesen. Thalionmel nannte ihn immer ein wenig abfällig einen ›alten Fuchs‹ – was er selbst nicht als Beleidigung empfunden hätte, wie Aldare vermutete. Wie alle von Thals Spitznamen war auch dieser äußerst treffend – sie wußte die Menschen meist gut zu durchschauen, denn Dotos Gesicht ähnelte erstaunlich dem eines Fuchses: Die Nase war spitz und ein wenig vorspringend, die Augen waren flink, das fliehende Kinn und die breiten Wangenknochen vervollständigten den Eindruck. Und alt mußte der Mann auch schon sein, denn sein Gesicht wies einen fast grauen Farbton auf; mit den längst verheilten Pockennarben, durch die seine Haut ein wenig uneben war, erinnerte es Aldare an unbehauenen Fels.

Gerade zündete sich der ›alte Fuchs‹ mit einem Glimmspan die Pfeife an der Tischkerze an und hielt die sich abwendende Aldare mit den gemurmelten Worten zurück: »Brin ist wieder in der Stadt.«

Aldare stutzte, erinnerte sich zurück: »Der kleine Brin? Ach, inzwischen dürfte er eigentlich gar nicht mehr so klein sein, ihr Menschen werdet ja so schnell

erwachsen ... Der Brin war doch ... ach, bestimmt zwei Jahre nicht mehr hier.«

Doto nickte, während er kräftig am Pfeifenstiel schmauchte, um das Kraut zum Glühen zu bringen. »Hab ihn heute mittag getroffen, kam in den Laden.« Der Krämer besaß ein kleines Geschäft tief im Orkendorf. Er stieß einige bläuliche Wölkchen aus. »Hat ein paar hübsche Dinge gekauft. Er kommt sicher bald.«

Aldare studierte die Miene des Alten. Wäre sie doch nur so bewandert wie Thalionmel gewesen, in den Zügen der Menschen zu lesen! Nun schob Doto einen blitzenden Golddukaten über den Tisch. Die Elfe betrachtete ihn und suchte dann Dotos Blick. »Und?« fragte sie.

»Wir haben uns zum Zechen verabredet. Der Hübsche ist ein verdammt gewiefter Fuchs« – der Mann lachte meckernd – »und ein Zauberer dazu. Du kannst doch Magie erspüren, oder?« Forschend schaute er zu Aldare auf, die zögernd nickte. »Gut«, fuhr Doto mit kratziger Stimme fort. »Dann kannst du ja für dies blinkende Goldstück den ein oder anderen Blick auf den Burschen werfen und schauen, ob er zaubert.«

Aldare nickte. »Sicherlich, das kann ich!« Innerlich war sie erleichtert, daß sie dem alten Herrn nicht erklären mußte, daß sie ihren Körper nicht vermietete ... Thalionmel behauptete zwar immer, daß das gar

nicht anders war als mit Menschen, die man mochte, doch Aldare schüttelte es bei dem Gedanken daran.

Innerlich frohlockend steckte Aldare das Goldstück in ihre Gürteltasche, glücklich, ihrem geheimen Ziel ein kleines Stück näher gekommen zu sein: Bei Markan Ruggard, dem Instrumentenbauer in der Marschenstraße, wartete seit längerem eine wunderschöne Flöte echt waldelfischer Machart auf sie, die jedoch den stolzen Preis von *fünf* Dukaten kosten sollte. Zwei davon – mit dem nun erworbenen drei – hatte sie schon angespart, und nun fehlten nur noch zwei weitere, die sie sicherlich auch bald zurückgelegt hätte ...

Aldare wollte sich abwenden, als sie unter der Hand Dotos noch mehr Gold schimmern sah. »Und diese drei weiteren« – Dotos eindringliche Fuchsaugen blitzten im Schein des Kaminfeuers, die dichten Brauen darüber senkten sich bedrohlich –, »wenn du unserem Freund Brin zu später Stunde die Gläser etwas voller schenkst als mir.«

Aldares Gedanken überschlugen sich, ihr Herz tat einige schnelle Sprünge: Damit gehörte die Flöte ihr! Ihre Augen weiteten sich, als sie die Dukaten betrachtete, und in ihrem Geist klang eine fröhliche und doch sehnsüchtige Melodie, drang wie von weiter Ferne an ihr Ohr. So oft hallten immer dieselben Töne, einem einsamen Ruf gleich, durch ihren Kopf –

und sie wünschte sich sosehr, antworten zu können, den Ruf zu erwidern, der Melodie Laut zu geben. Manchmal, des Tags, träumte sie davon, im nahen Waldstück vor den Mauern Havenas barfuß, die Flöte an den Lippen, mit den Feen und Dryaden zu tanzen und zu musizieren, doch fast immer bekam sie dann von Sulpiz oder Thalionmel spöttische Schelte, weil sie über ihren Gedanken die Arbeit vergaß. Der Alltag im Schankraum vertrieb dann die zarte Melodie, nur der Gestank von Premer, Schweiß und Pfeifenrauch, das Grölen der Gäste und Thalionmels gutmütiger Spott blieben.

Zögernd strich sich Aldare das lange schwarze Haar aus dem Gesicht und hakte die vorwitzige Strähne hinter das spitze Ohr. Drei Dukaten ... Warum nur wollte Doto unbedingt gegen Brin gewinnen? Der Junge von damals stand vor ihrem inneren Auge, wie er mit seinem Freund Fion so häufig bei Wind und Wetter hinter der Tür vom Hof in den Schankraum gesessen und den Geschichten der Fremden gelauscht hatte oder wie die beiden ganze Nachmittage, bisweilen auch Nächte auf dem Heuboden der Scheune verbracht hatten ... Sie mochte die beiden Burschen, von denen der eine über Jahre nicht mehr dagewesen war, woraufhin Fion dann häufig die kleine Fianna mitgebracht hatte. Vor zwei Jahren, als Brin wieder aufgetaucht war, hatte sich Thal sogar

ein wenig in ihn verliebt. Nähme Aldare die Dukaten, verriete sie den hübschen *talor* doch eigentlich ...

Doto lächelte nun wieder gütig, ergriff vorsichtig ihre Hand, sammelte mit der anderen die Dukaten vom Tisch auf und zählte ihr alle drei in die geöffnete Rechte. Dann schloß er ihre Finger darüber fest zur Faust und zwinkerte ihr zu, während er schon wieder an seiner Pfeife sog. Rauch kräuselte aus seiner Nase. Kurz legte er noch einen schwieligen Zeigefinger an die Lippen, um Aldare zu bedeuten, daß der Handel selbstverständlich ihr Geheimnis bleiben müsse.

Die Elfe nickte fast unmerklich, die drei Dukaten folgten dem ersten. Doch als sie sich abwandte und versuchte, sich die traumhafte Melodie zurückzurufen, blieb ihr Geist leer.

Helden

Betrat man den Hof des havenischen Fürstenpalastes (der weiterhin Fürstenpalast hieß, obwohl der Regent Cuanu ui Bennain schon vor Jahren zum König gekrönt worden war) durch das prachtvolle schmiedeeiserne Haupttor, erblickte man die Residenz in ihrer ganzen erhabenen Schönheit. Ein heller Kiesweg, wie eine Allee gesäumt von den knorrigen alten Apfelbäumen, deren Blätter sich nun, Ende Travia, langsam gelblich färbten, führte auf die breite Front des Palastes zu.

Strahlten die zarten Blüten der Bäume im Ingerimm noch in hellem Weiß, schaukelten an jenen nun vergangenen Blütenstämmen pralle, rotbäckige Früchte von erlesener Säure und knackigem Fleisch. Nach einigen Schritten teilte sich der Kiesweg und führte rechts und links um eine ebenfalls baum- und blumenbestandene grüne Insel herum, hinter der er sich vor den Mauern des Gebäudes wieder vereinigte. Schon manche geschmückte Kutsche war hier vorgefahren, gezogen von edlen Pferden, um Gäste zu ei-

nem der zahllosen rauschenden Bälle zu bringen, die über die drei Jahrhunderte, seit diese Anlage nun schon stand, gefeiert worden waren. Albernia war kein Land der Traurigkeit, man liebte geselliges Beisammensein.

Der Fürstenpalast selbst galt als prachtvollstes Gebäude Havenas. Ungewöhnlich war er allemal, denn er verband den eher soliden Stil Albernias aus der Zeit vor dem Großen Beben 291 vor Hal mit der ebenfalls damals reichsweit aufkommenden eslamidischen Baukunst in einer bemerkenswerten Weise miteinander.

Das Gebäude selbst breitete sich der Länge nach vor dem Betrachter aus, vom westlichen bis zum östlichen Ende mochte es über fünfzig Schritt messen. Rechts und links schlossen kurze Flügel, dem Tor mit ihrer schmaleren Seite zugewandt, den Komplex ab. Die Anlage war symmetrisch bis auf einen kleinen Turmaufbau, der dem Dach auf der linken Seite des Mittelflügels noch ein kleines einräumiges Geschoß aufsetzte.

Der Grundriß des Palastes wäre als typisch albernisch zu bezeichnen gewesen. Der zur Bauzeit der Anlage beliebte eslamidische Stil, der Elemente der tulamidischen Bauweise einfließen ließ, äußerte sich weniger im Aufbau als in der Verputzung und Verzierung des prachtvollen Gebäudes.

Die glatten weißen Mauern des havenischen Schlosses waren im Erd- und Obergeschoß unterbrochen von hohen Spitzbögen aus roten Ziegeln.

Das Dach war nur leicht angeschrägt, so daß es von unten aus kaum zu sehen war, und mit schwarzem Schiefer gedeckt (dies ein Erbe rohalistischer Burgbauten). In der Schräge lagen zahlreiche Dachgauben.

Zu dem Hauptgebäude gesellten sich innerhalb der hohen Umfassungsmauer (die den Palast wie ein langgestrecktes Achteck umgab und an jeder Ecke und rechts und links des Haupttors Wachtürme aufwies) noch einige andere, kleinere Häuser von geringerer Pracht und mit weniger erhabenen Bewohnern. Unmittelbar im Osten lag das Stallgebäude mit den königlichen Pferden; über der eigentlichen Stellfläche für die Tiere fand man den Heuboden und eine kleine Kammer für die Stallknechte.

Nordwestlich dieses Gebäudes war die königliche Garde mitsamt Pferden untergebracht, direkt nördlich des Schlosses und westlich des kleineren ›Hintertors‹ stand ein alter Bergfried, in dem die Wache für das Hintertor unterkam und der gelegentlich für Besprechungen oder Gelage genutzt wurde.

Im Nordwesten des Palastes schloß sich nun ein schmales Gärtnerhäuschen an, das von Königin Idra und ihrem Gärtner auch zur Anzucht seltener und prächtiger Blumen verwendet wurde und demzufol-

ge einen kleinen beheizbaren Raum besaß, dessen Südwand völlig verglast war.

Gut instand gehalten, aber lange nicht so nobel, beherbergte das Gesindehaus im Westen der Anlage die Dienerschaft, von wenigen Zofen und Leibdienern einmal abgesehen, die ihren Herrinnen und Herren im Palast aufzuwarten hatten und somit auch dort schliefen.

Auf dem Weg vom Schloß zu eben diesem Gesindehaus suchte Maegwyn nun gangbaren Boden zwischen den Pfützen; der soeben herniedergegangene Regenschauer hatte die Erde in einen Schlammpfuhl verwandelt. Sorgsam hielt sie den Saum des einfachen braunen Kleides gerafft, die leinernen Halbschuhe trug sie ebenfalls in der Hand, damit sie durch die Feuchtigkeit nicht vollends verdorben würden. Schließlich besaß sie nur dieses eine Paar, und da ging sie lieber barfuß durch den Schlamm. Die braune Erdmasse quoll ihr demzufolge auch bei jedem ihrer schnellen Schritte zwischen den besudelten Zehen hervor, so daß sie sich mühen mußte, nicht auszugleiten.

Endlich erreichte Maegwyn die hölzerne Schwelle des Gesindehauses, stieß die Tür auf und rannte fast in Fianna hinein, die gerade einen Eimer brauner Wischbrühe nach draußen trug.

»Entschuldige!« stammelte die sichtlich er-

schrockene Fianna. »Ich habe dich gar nicht kommen gehört ...«

Maegwyn, die schon seit dem Morgen eine unbezähmbar schlechte Laune verspürte, funkelte die kaum jüngere Fianna zornig an. »Geh schon aus dem Weg! Ich habe es satt, weiter hier im Schlamm zu stehen! Ich sage dir dieses: Dein Vater ist auch nichts Besseres als meiner!« Und mit diesen Worten drängte sich die Magd an der eilig zurückweichenden Fianna vorbei in den Flur.

Fianna blieb zurück, den Eimer Wischwasser in der Hand, und folgte mit den Blicken Maegwyns braunen Fußspuren auf den soeben gewischten Holzbohlen der Treppe.

Maegwyn stapfte weiter in die Kammer, die sie mit Yantur teilte. Ohne innezuhalten, stieß sie die Tür so heftig auf, daß diese krachend gegen die Wand schlug, füllte die Waschschüssel auf dem Boden platschend mit Wasser und ließ sich erleichtert auf ihr Lager plumpsen. Sofort begann sie verbissen damit, sich den Dreck von den Füßen zu waschen, die sie daraufhin mit einem Linnentuch abtrocknete und unter der Überdecke des Lagers verschwinden ließ, um sie zu wärmen.

Yantur setzte sich staunend auf seiner Bettstatt auf und betrachtete Maegwyn.

»Salzawetter, wie? Und eiseskalt. Ich glaube, ich

sollte dich besser wärmen, hm?« Damit schlüpfte er zu Maegwyn hinüber und griff nach ihrer Brust.

»Yantur! Laß das!« Maegwyn wehrte die Hand ihres Mannes ab, wand sich aus seinem Griff. »Ich habe keine Lust.« Nun saß sie im Bett und zeigte Yantur schmollend die kalte Schulter.

Die Kammer des Paars war klein. Nicht mehr als zwei schmale Lager, mit Stroh gefüllt und Decken belegt, zwei Truhen und ein Tischchen mit Hocker davor paßten hinein, und dann blieb nur ein Gang von kaum einem halben Schritt, auf dem man sich zwischen den Möbeln bewegen konnte.

Maegwyn schob sich nun auf den Hocker. Konnte der Kerl sich nicht damit zufriedengeben, sich schlafenzulegen? Er hatte doch Nachtdienst am Heizofen! Maegwyn barst fast vor Wut, und Yantur merkte bald, daß es ihr ernst war.

»Hat dich ein Necker gebissen?« fragte Yantur nun und schaute Maegwyn verwirrt an. »Wir stehen seit kaum zwei Monden im Traviabund, und du willst schon nicht mehr mit mir das Lager teilen?« Nun wechselte er tatsächlich zu seinem Bett, so daß sich Maegwyn wieder auf dem ihren niederlassen konnte.

»Nein, entschuldige. Ich hatte einen schlechten Tag. Ich könnte jemanden erschlagen! Als ich Frau Idra beim Umkleiden behilflich war, habe ich versehentlich die Glaskaraffe umgestoßen, du weißt, die

gute aus Silas. Sie fiel herunter und zerbrach. Ganz zu schweigen von dem tulamidischen Teppich, der nun Rotweinflecken hat. Sie hat mich fortgeschickt! Und ich soll Fianna, dieser kleinen Schlampe, Bescheid geben, daß sie der Frau Idra behilflich sei! Ha! Ich bin doch nicht verrückt!«

Yantur setzte sich wiederum auf. »Du hast Fianna nicht gesagt, daß sie zur Herrin kommen soll?«

»Nein, und das tu ich auch nicht. Das dusselige Mädchen denkt sowieso, daß sie etwas Besseres sei, nur weil ihr Herr Vater der Vorsteher ist. Die soll sich nur nichts einbilden!« Maegwyn kochte vor Zorn, ihre dunklen Augen blitzten, und immer wieder strich sie sich das schulterlange dunkelbraune Haar aus der Stirn. Die Magd war klein, sie maß keine acht Spann und hatte ein mädchenhaftes Gesicht mit einer süßen Stupsnase. Ihre Figur war sehr üppig, ohne zu breit zu wirken, nur die Hüften schienen etwas zu ausladend für die geringe Größe. Wie immer, wenn sie zornig war, kam sie aus dem Keifen nicht heraus, und so fuhr sie mit lauter, schriller Stimme fort, Fianna zu beschimpfen. »Und diese Heuchelei! ›Prinzessin Invher hat gesagt, daß die Kleider bis morgen trocken sein sollen. Und Frau Idra hat befohlen, daß nicht soviel Lauge verwendet wird. Die Herrin meint dies, der König sagt das‹«, äffte sie die zarte Stimme der Jüngeren nach.

Yantur erhob sich und ging zur Tür. »Yantur, wohin gehst du?«

Der junge Mann blieb kurz an der Tür stehen und sah zurück. »Ich rette dir den Kopf und sage Fianna Bescheid, daß sie dich bei der Königin ablösen soll!« Damit verschwand er, während Maegwyn ihre Leinenschuhe nacheinander gegen die geschlossene Tür schleuderte.

Das frische Putzwasser war längst wieder braun, als Fianna damit fertig war, Maegwyns Fußspuren von den Stufen zu tilgen. Das Mädchen verstand die andere Magd nicht. Hatte sie ihr denn etwas getan?

Mit dem Ärmel wischte sich Fianna den Schweiß von der Stirn, als wieder Schritte auf der Treppe erklangen.

»Entschuldige bitte Maegwyns Zorn«, sagte Yantur. »Ich weiß auch nicht, was sie hat. Vielleicht ist es ihr Mondbluten.« Yantur lächelte Fianna an. »Frauen sind dann manchmal ziemlich ungerecht.«

Fianna wunderte sich. Warum erzählte er ihr das? Über solche Dinge sprach man doch nicht einfach so, und schon gar nicht mit einem so aufgeblasenen Grinsen auf den Lippen. Merkte Yantur eigentlich nicht, daß er mit einer Frau sprach? Schließlich war sie selbst auch nur ein Jahr jünger als Maegwyn. Natürlich wußte Fianna, wie zappelig man sich kurz vor

dem Mondbluten fühlte. Aber woher wollte *er* das wissen?

»Ist ja schon gut«, antwortete sie. »Ich habe mich zwar gewundert ...« Sie wrang den Putzlappen über dem Holzeimer aus und fischte die Wurzelbürste aus dem Wasser.

Yantur stand noch immer breit lächelnd da. Er hatte struppiges dunkelblondes Haar, das er kurzgeschnitten trüg, sein Kinn war etwas zu lang und zu breit. Graue Augen blickten hundeartig aus dem leicht gebräunten Gesicht, das Fianna an einen Novadi erinnerte, der einmal im Fürstenpalast zu Gast gewesen war.

»Frauen sind überhaupt manchmal ein wenig seltsam.«

»Ach so?« In Fiannas Stimme schwang Ablehnung, doch das hielt Yantur nicht vom Weiterplaudern ab.

»Naja ... Manchmal wollen sie und sagen ja, manchmal sagen sie nein und wollen doch. Ich glaube, ihr wißt selbst nicht, was ihr wollt.« Yantur lächelte noch immer und versuchte sich das widerspenstige Haar glattzustreichen.

»Aha. Nun, wenn du meinst. Halt mal die Bürste so über den Eimer, daß sie abtropfen kann, ja?« Fianna fand Yantur zunehmend lästig. Kein Wunder, daß Maegwyn sich so seltsam benahm, wenn sie mit diesem Kerl verheiratet war!

»Ach, bevor ich es vergesse: Du sollst zu Frau Idra kommen. Maegwyn ist nicht wohl, deshalb ist sie auch schon zurück, und du sollst der Herrin aufwarten.«

Fianna sah Yantur ungläubig an. »Aber warum hast du das nicht gleich gesagt? Die Herrin wird ungehalten sein. Du weißt doch, daß sie es nicht gern sieht, wenn man trödelt. Das sagt Seine Gnaden Dialann auch immer. Aber du räumst sicherlich den Kram weg. Danke!« Schon war Fianna zur Tür hinausgeschlüpft und ließ den erstaunten Yantur mit dem Wischzeug zurück.

Eiligen Schritts balancierte sie durch den Schlamm, froh darüber, daß ihre Holzschuhe eine feste Sohle hatten. Gerade wollte sie auf den Weg zum Dienstboteneingang abbiegen, als sie Fion bemerkte, der im langsam verglimmenden Abendlicht auf den Stufen des Portals saß, das Kinn in die Hände gestützt. Im Rot der letzten Strahlen des Praiosrades schienen seine hellen Haare von einem Kranz lodernder Flammen umgeben zu sein.

Fianna riß ein Büschel Gras aus, um den Schmutz notdürftig von den Schuhen zu wischen, dann betrat sie den hellen Kies. Fion sah ihr entgegen und winkte.

»Werden Herrschaften erwartet?« Fianna wußte, daß Fion nichts so sehr haßte wie dieses ewige Warten. Jetzt nickte er. »Dir ist langweilig, wie?« Sie folg-

te dem Blick des Freundes, der liebevoll die kleine Giall beobachtete, die in einigen Schritt Entfernung auf dem Kies saß und mit Lasóg um ein Stöckchen stritt.

»Ist sie nicht süß?« fragte Fion. »Lasóg ist ihr hoffnungslos unterlegen – er ist einfach zu liebevoll zu ihr. Sie hingegen zerrt an dem Holz und zeigt kein Erbarmen mit dem Hund!« Giall trug das hellblonde Haar wie ihre Mutter Maire lang und offen, obwohl sie noch keine fünf Jahre alt war. Für ihr Alter besaß sie schon ein außerordentliches Durchsetzungsvermögen – so bestand sie darauf, ihrer Mutter beim Küraßputzen zu helfen, auch wenn sie die schwere Rüstung naturgemäß nicht richtig polieren konnte. Gerade entriß sie dem Mischlingshund mit dem langen roten Haar das Holz und zeigte es stolz Fion, der aufmunternd klatschte. Lasóg sprang immer wieder hechelnd an dem emporgereckten Ärmchen des Kindes hoch, das den Stock weit von sich schleuderte – oder es zumindest vorhatte, denn er traf die Wand des Schlosses. Lasóg sprang begeistert hinterher, hielt kurz vor der Mauer inne, kaute ein wenig an dem Stock herum und trottete schwanzwedelnd wieder zurück. Das Spielchen begann aufs neue.

»Hat Maire Dienst? Weiß sie, daß Giall nicht bei Luan ist?« Der alte Gärtner Luan, der ein erstaunliches Händchen beim Ziehen von Pflanzen hatte, lieb-

te es, auf Giall achtzugeben, wenn Maire Wachdienst tat. Fianna überlegte kurz, ihren ›Dschinn‹ zu rufen und durchzukraulen, doch der rote Blitz tobte so ausgelassen mit Giall, daß sie das muntere Spiel nicht stören wollte.

Fion zuckte nur mit den Schultern. »Ich weiß es nicht«, sagte er dann. Er hielt Ausschau zum Tor, das im Schein einiger Laternen lag. Bis dorthin zog sich eine Lichterkette entlang der Apfelbaumallee, die den Kiesweg in ein helles Band inmitten der einbrechenden Dunkelheit verwandelte. »Oh, schau mal: Das Tor wird aufgetan! Ich glaube, der Markgraf kommt!« Der Knecht sprang auf, zupfte seinen Kittel zurecht und glättete das Haar.

»Markgraf Raidri?« Fianna machte große Augen. »Der Schwertkönig?« Der legendäre Schwertfechter war zwar ein häufiger Gast am Havener Königshofe, doch sein Ruf beeindruckte die Dienerschaft noch ebenso wie seit jeher.

»So ein Pech, ich muß aufwarten!« Fianna hüpfte die Stufen zum Hauptportal hinauf – sie hatte ganz vergessen, daß es eilig war! Kaum war sie durch die Tür, stieß sie wiederum fast mit jemandem zusammen.

»Fianna? Was tust du denn hier? Mutter fragt nach dir!« Kronprinzessin Invher schaute die Magd aus dunkelbraunen Augen fragend an. Wie ihr Bruder

Rhuad besaß sie dunkles braunes Haar, trug es jedoch gepflegter als der Prinz – meist zum Zopf geflochten. Ihr schönes, ebenmäßiges Gesicht erinnerte sehr an Königin Idra, doch war Invher größer und kräftiger als die Mutter. Bevor ihre ältere Schwester Emer – die jetzige Reichsbehüterin – die Würde der Kronprinzessin Albernias niedergelegt hatte, als sie Prinz Brin heiratete, gedachte Invher den Weg des Schwertes zu gehen und einem Rondraorden als Geweihte beizutreten. Noch immer war sie eine gefürchtete Kämpferin, denn sie hielt tagtäglich ihre Schwertübungen ab, doch statt geistlicher Riten warteten nun weltliche Pflichten auf die Tochter des albernischen Königs.

Ihre Kleidung hielt die Prinzessin edel und doch einfach, sie bot ein Äußerstes an Bewegungsfreiheit; auch wenn sie nicht ständig ein Schwert gegürtet trug, ließ sie sich selten in die allzu beengende Hofkleidung zwängen. So konnte man sie in der grauen Junkerstracht mit der roten Seidenschärpe um die Hüften auch heute von ferne eher für eine niedere Adlige halten. Studierte man jedoch nur kurz Haltung und Gebaren, gab es keine Zweifel mehr über die stolze königliche Abkunft der Frau. Invher mochte inzwischen Mitte Dreißig sein, verkündete allerdings zu jeder Gelegenheit, daß sie so lange Prinzessin zu bleiben gedenke, wie ihr Vater noch am Leben sei.

Fianna schluckte. »Verzeiht, Allerprinzlichste Hoheit, ich bin gerade auf dem Weg!«

Sie machte einen scheuen Knicks und wollte weitereilen, doch Invher rief die Magd noch einmal an. »Ist Markgraf Raidri schon eingetroffen?«

Fianna hielt inne. »Ich glaube, er kommt gerade, Hoheit. Wenn Hoheit mich entschuldigen würden ...«

»Ja doch, Mädchen.« Die Prinzessin warf Fianna ein ermutigendes Lächeln zu, während sie sich schon zur Tür wandte. Fianna lief mit gerafften Röcken die Freitreppe hinauf.

Das Pferd des Markgrafen war eine schöne schwarze Stute, ein Elenviner Vollblut, wie Fion vermutete, auf deren blitzblank geputztem Fell der Lichterschein glänzte. Sie war groß und kräftig gebaut – und das mußte sie auch sein, denn Raidri Conchobair war schließlich kein Leichtgewicht. Der fast zwei Schritt große gebürtige Albernier bot trotz seiner sechzig Jahre ein prachtvolles Bild auf dem Pferd, aufrecht und erhaben, einem kraftvollen Löwen gleich. Sein bereits ergrautes Haar – wehrheimsch kurz getragen – war von keinem Helm bedeckt; überhaupt trug er kein Rüstzeug unter dem schwarzen Wappenrock, auf dem sich die zwei goldenen Schwerter kreuzten – ein Wappen voll unsterblichen Ruhms. Inmitten des goldenen Lichts der Laternen wirkte er wie aus einem

der rondrianischen Heiligenepen entsprungen, aus denen Fion früher lesen gelernt hatte.

Fion kamen alle jene Heldentaten in den Sinn, die sich die Bediensteten am Hof immer wieder von diesem Mann erzählten. Der Kampf Raidris gegen die maraskanischen Blutzwillinge zum Beispiel, die bis dahin als unbesiegbar gegolten hatten. Der Markgraf hatte sie bezwungen, im beidhändigen Kampf einer gegen zwei. Zudem war Conchobair der vorletzte Gewinner des heiligen Donnersturmwagens gewesen, den einst Rondra persönlich gelenkt hatte! Viele Questen sollte der Markgraf geschlagen, so manchem Schurken das Handwerk gelegt haben – kurz: Er war ein echter Held. Zwei Kaisern zumindest hatte er die Hände geschüttelt, wie man sich berichtete, die große Stücke auf ›ihren‹ Recken hielten, nämlich Hal und Brin (wiewohl letzterer ja eigentlich noch nicht Kaiser, sondern ›nur‹ Reichsbehüter war – was dem einfachen Volk rechtens gleichgültig war). Ob der treuen Freundschaft Raidris zum albernischen König Cuanu ui Bennain hatten die beiden viele Taten gemeinsam vollbracht; der Name des einen war aufs engste verwoben mit dem des anderen.

Soviel Ruhm, soviel Unsterblichkeit! Je näher der Schwertkönig auf dem knirschenden Kies heranritt, desto kleiner kam sich Fion vor, der Stallknecht. Mit jedem Schritt, den die Stute tat, wurde ihm stärker

bewußt, was es hieß, in der Welt dort draußen ums Überleben kämpfen zu müssen, für andere Leute Verantwortung zu tragen. Dem herannahenden Markgrafen war kein Zögern, kein Zaudern anzusehen, diese Last zu tragen, und Fion ahnte, was es hieß, frei und zum Helden geboren zu sein. Im Geist versuchte er, seine und Raidris Plätze zu vertauschen, sah sich dort auf dem Pferd herannahen, während Raidri am Eingang als Pferdeknecht darauf wartete, ihm das Pferd zu halten. Sähe er selbst dort genauso sicher und in sich ruhend aus? Wäre er geworden, was Raidri war, wenn seine Mutter ihn im herrschaftlichen Himmelbett zu Burg Winhall geboren hätte? Er bezweifelte es. Nein, die Götter hatten einen jeden Menschen an seinen Platz gesetzt, und der seine befand sich nun einmal ein Stockwerk über den königlichen Pferden.

Fion, der schon so manches Roß unter seinem Reiter gesehen hatte, sah bewundernd den eleganten Tritt und das kraftvolle Spiel der Muskeln der nervösen Stute, die der Markgraf streng am Zügel hielt, bis die beiden von den dunklen Bäumen und Büschen des runden Beetes verdeckt wurden.

Das große Eingangsportal tat sich wieder auf, und die Kronprinzessin trat zu Fion auf die Stufen und nickte ihm abwesend zu. Fion verbeugte sich leicht, er wußte, daß die Herrin Invher nicht sonderlich viel

Wert auf die Einhaltung der Etikette legte. Überhaupt war Invher eine gute Herrin: erhaben wie ihr Vater und ihre Schwester, gerecht und hart in ihrem Urteil und doch mit einem großen Herzen und viel Milde.

Die Prinzessin lächelte dem alten Gefährten ihres Vaters entgegen, der immerhin zu ihrer Knappinnenzeit ihr Lehrer und Herr gewesen war – und schon immer ein Freund. Fion stieg unmerklich eine Stufe, zwei Stufen nach unten, um dem Grafen schon einmal entgegenzugehen und weil ihm unwohl dabei war, mit der Herrin auf der gleichen Stufe zu stehen.

Pferd und Reiter waren nun wieder im Blickfeld der Betrachter, und so musterte Fion den Neuankömmling und bewunderte den sicheren Sitz, die feste Zügelhaltung – seines Erachtens ein wenig zu fest, denn die Stute war noch jung und unausgebildet, zu hart durfte man die Tiere da nicht herannehmen. Sie gewöhnten sich an die harte Zügelführung und wurden hart im Maul, ließen sich nur noch schwer durchparieren.

Kaum hatte Fion diesen Gedanken zu Ende gedacht – der Markgraf hatte inzwischen die grüne Grasinsel vor dem Hauptportal umrundet, und Fion ging ihm ehrerbietig, doch langsam entgegen, um die Stute nicht zu erschrecken –, da geschah alles sehr schnell:

Die kleine Giall lachte und krähte vor Vergnügen,

als Lasóg hinter dem Holzstöckchen her sprang und beim Bremsen eine tiefe Schleifspur im Kies hinterließ. Dann bellte Lasóg, schüttelte den Stock, um ihm ›das Genick zu brechen‹, und knurrte wild.

Die Stute scheute und stieg entsetzt. Der Markgraf – der schon im Absteigen befindlich gewesen war, um die letzten Schritt zu Fuß zurückzulegen – wurde beiseite geschleudert und landete unsanft auf dem Kies. Die Stute aber rannte wie vom Heshthot gehetzt blindlings vorwärts.

Schon als das Pferd gestiegen war, hatte sich Fion in Bewegung gesetzt. Seine Welt schien nur noch aus drei Dingen zu bestehen: Lasóg, dem roten Irrwisch, der nun triumphierend bellte und mit dem Schwanz wedelte, Giall, die dem Hund freudig zuschaute, und der schwarzen Stute – die in ihrer kopflosen Panik genau auf das Mädchen zupreschte.

Gute Götter, nein! flehte Fion. Er flog vorwärts, sah den kleinen Körper des Kindes schon von den harten Hufen der Stute zermalmt. Mit weitaufgerissenen Augen galoppierte das Pferd in Riesensätzen auf das Mädchen zu – viel schneller, als Fion laufen konnte.

Fion sprang – neben ihm hoben sich die Vorderhufe der Stute zum nächsten Galoppsprung. Im Vorwärtsspringen ergriff Fion den Körper Gialls. Für einen kurzen Moment blickte er in ihre aufgerissenen Augen, die an ihm vorbei dem riesigen Pferd entge-

genblickten, sah das Erkennen der Gefahr darin aufflackern. Dann spürte er einen gewaltigen Stoß und einen heftigen Schmerz in der linken Schulter.

Der Aufprall raubte ihm fast die Sinne, doch Fion hielt die nun ängstlich schluchzende Giall sicher in den Armen. Die schwarze Stute rannte weiter auf das Gesindehaus zu – sie mußte sich im letzten Moment zu einem Sprung aufgerafft haben, als sich Fion ihr vor die Hufe geworfen hatte.

Der Stallknecht drückte die greinende Giall fest an sich und küßte sie immer wieder auf die Stirn. Dazwischen schalt er sie pausenlos der Unaufmerksamkeit, murmelte Worte vor sich hin, ohne wirklich zu wissen, was er sagte; sein Herz raste, und er spürte auch das ihre an seiner Brust heftig pochen. Aber es schlug! Fion stiegen die Tränen in die Augen.

»Fion! Fion, so laß sie doch einmal los! Ist sie denn verletzt?« Eine befehlsgewohnte Stimme drang an Fions Ohr. Er rollte sich auf den Rücken und schaute auf, sah Gesichter über sich, Gesichter, die immer wieder zu verschwimmen drohten. Er schüttelte den Kopf, um klarer denken und sehen zu können. Nun erkannte er die Prinzessin, die sich anschickte, seinen eisernen Griff um das Kind zu lösen. »Fion, du erdrückst sie ja!«

Der Stallknecht lockerte erschreckt die Arme. Er spürte etwas Warmes, Nasses am Oberarm und

schaute verwundert dorthin: Blut färbte seinen linnenen Kittel in ein dunkles Rot.

Invher hatte derweilen die weinende Giall auf den Arm genommen und einer raschen Untersuchung unterzogen, doch sie schien unverletzt. Die Prinzessin reichte das Kind an eine Magd weiter, um sich nun dem Retter zuzuwenden. Raidri kniete schon neben Fion und half ihm, sich aufzusetzen, in der Miene des Markgrafen standen Besorgnis, Erleichterung und Schuld geschrieben. »Ich hätte auf den Zureiter hören sollen«, schalt er sich laut. »Die Stute ist einfach zu nervös; aus der wird niemals ein gutes Kriegsroß!« Fion sah verwirrt zu ihm auf, Blut lief ihm die Schulter hinab. Zudem war er es nicht gewohnt, daß sich Markgrafen bei ihm entschuldigten.

»Sie braucht eine weiche Hand, sie ist einfach zu empfindlich ...« murmelte der Stallknecht vor sich hin, ohne dem Grafen eine Antwort geben zu wollen. Seine Schulter schmerzte nun unerträglich, die Welt um ihn herum trübte sich schon wieder.

»Meinst du?« fragte der Schwertkönig. »Na, du kannst sie ja zureiten, wenn da noch etwas zu retten ist!« Er gab Fion rechts und links eine tüchtige Backpfeife, als der das Bewußtsein zu verlieren drohte. Der Knecht schreckte auf und blinzelte angestrengt. Was hatte der Graf noch gleich gesagt?

Invher band schnell ihre Schärpe ab und schlang

sie als notdürftigen Verband um den Arm des Knechtes.

»Geht es dir gut?« Fion sah sie an und nickte.

»Es ... es ist nicht so schlimm. Es ist der Schreck, glaube ich.« Seine Stimme klang schwach und atemlos.

Invher nickte. Auch ihr saß der Schreck noch tief in den Gliedern. »Kannst du aufstehen?« Sie und Raidri faßten den Burschen unter den Armen und richteten ihn langsam auf. Ein wenig unsicher stand er zwar, doch er stand.

Fion sah sich um. Eine große Menschentraube hatte sich im Schein der Laternen um sie gebildet, bestehend aus Bediensteten, Hofdamen und -herren, und nun bahnte sich auch der König mit einigen Männern und Frauen im Gefolge den Weg zu ihnen. Manchmal drehte sich der Hof noch vor Fions Augen, doch er war erstaunt, wie sicher er sich auf den Beinen hielt. Er fühlte sich prachtvoll im Gegensatz dazu, daß er eben noch damit gerechnet hatte, ein Paar quaderschwere Hufe in den Rücken zu bekommen!

Nach kurzer Unterredung mit seiner Tochter wandte sich der König Fion zu, in seinen Augen lagen Anerkennung und Freundlichkeit. »Fion, das war sehr tapfer. Mir scheint dein Mut rondrianischer als der vieler Rittersleute.« Er legte vorsichtig eine Hand auf die Schulter des Knechtes.

Auch der Markgraf erhob nun die Stimme. »Allerdings, Bursche, tapfer war das wirklich. Die Kleine wäre nun vermutlich tot, wenn du nicht gewesen wärst. Das nenne ich wahrhaftig Mut.« Er blickte Fion kurz an, dachte einen Augenblick lang nach und schnallte dann eine Dolchscheide ab, aus der er einen prächtig geschmückten Dolch herauszog. Er legte beides in Fions Hände. »Cuanu hat recht. Du hast geradezu rondrianischen Mut bewiesen. Nimm deshalb dieses rondrianische Geschenk von mir. Die Göttin der Tapferkeit bewies mir einst ihre Gnade« – er sah Fion nun eindringlich in die Augen – »und ließ mich mit diesem Dolch im Zweikampf gegen eine Löwin – Ihr heiliges Tier – bestehen. Das Stück ist mir lieb und teuer, doch du hast es dir heute mehr als verdient.« Raidris fast feierliches Gesicht verwandelte sich von einem Augenblick auf den anderen in ein breites Grinsen. »Bewahre ihn wohl!« fügte er mit einem schmerzhaften Klaps auf die – unverletzte – rechte Schulter hinzu.

»Ein kleines Geschenk für eine großherzige Tat!« Der König musterte Fion jetzt besorgt. »Aber ich glaube, wir sollten den Burschen einmal dem Medicus vorführen, damit seine Schulter gut versorgt wird.«

Doch Fion hörte seinen König kaum. Er betrachtete versonnen das Geschenk Raidris – das war der erste

Dolch, den er besaß, ein wahrhaft großartiges Stück: eine helle gerade Klinge, die an beiden Seiten geschärft war, eine wie ein sanftes S geschwungene Parierstange, an deren Enden kleine Löwinnenköpfe mit winzigen Rubinaugen die Mäuler aufrissen. Der Griff bestand aus fester Steineiche, an dem stählernen Knauf hing ein Quaste aus goldenen Fäden. Fions Finger tasteten die Muster ab, die an den abgeflachten Seiten des Knaufes in das Metall eingearbeitet waren: Zwei Schwerter kreuzten sich vor einem Wappenschild.

Freude und Stolz überkamen Fion, ließen ihn Schmerz und Schwindelgefühl vergessen. Der Markgraf Raidri, der Schwertkönig, dessen Ruhmestaten höchstens noch hinter denen der legendären Amazonenkönigin Yppolita zurückstanden, hatte zu ihm gesprochen, hatte ihm rondrianischen Mut bescheinigt und diesen Dolch geschenkt! Der hohe Herr, der ihm sonst mit abwesendem Nicken die Zügel seines Pferdes zuwarf und vorbeiging, hatte *ihm* in die Augen geblickt und ihn vor allen anderen ausgezeichnet! In diesen Momenten kam ihm das Leben vor wie ein schöner Traum, und er hoffte, ja, betete inbrünstig, daß er noch nicht aufwachen möge.

»Ich erledige das schon, Vater«, unterbrach Invher ihren Vater und ergriff Fions Schulter. »Dhaman, hilf mir einmal, ja?« Gemeinsam halfen Invher und Dha-

man ui Mharfad, ebenfalls ein Freund am Fürstenhofe, Fion zu den Zimmern des Hesindegeweihten, seines Vaters, der neben seinen Aufgaben als Hofgeweihter, Berater des Königs und Hofalchimist auch noch einen guten Medicus abgab ...

Schwarze Augen

Gemeinsam schritten Rhuad und Fion auf dem Weg an der Rückseite des Palastes entlang. Schon lange war die Nacht hereingebrochen, die Aufregung um Giall und Fion hatte sich ein wenig gelegt. Der Stallknecht atmete tief die kühle Luft ein. Wie schön die Nacht roch! Frisch vom nachmittäglichen Regenguß, nach Erde (denn die königlichen Gärten lagen nahe) und nach Rhuads liebfeldischem Duftöl, das den Hauch exotischer Inseln barg. Der Knecht liebte diesen Duft, er sprach von Abenteuern und den wilden Tieren des Dschungels – in Havena gab es eine Menagerie, in der er mit Rhuad einmal einen Papageien für dessen kaiserliche Schwester Emer ausgesucht hatte. Dort gab es auch kleine Affen zu bestaunen, die eine putzige Löwenmähne am Kopf trugen, Schlangen in den schillerndsten Farben, eingesperrt in engmaschige Käfige, und viele Vögel, klein und groß, mit bunten Federn und großen Schnäbeln. Die Menagerie Dalbach Nechts war für Fion wie der Gang in eine andere Welt gewesen, und ebenso empfand er den Duft, der Rhuad umgab.

Die beiden jungen Männer näherten sich dem hinteren Tor, das eigentlich die Lieferanten und Dienstboten benutzten, doch hier konnte man ohne großes Aufsehen den Fürstenpalast verlassen.

»Weißt du noch, Fion, wie wir früher immer über die Mauer beim alten Bergfried geklettert sind, um im *Esche und Kork* die Helden aus den fremden Ländern zu belauschen? Ich habe mir beim Hinunterlassen jedesmal am Seil die Hände aufgeschürft – und dein Vater wunderte sich bei den Schreiblektionen darüber, warum ich Striemen auf den Handflächen hatte ...« Walbrecht und Firga traten aus der Wachkammer des ehemaligen Bergfrieds, um Rhuad und Fion das Hintertor auf die Marschenstraße zu öffnen.

»Ich glaube, er wußte immer, woher du sie hattest.«

»Meinst du? Dann hat er sich aber nie etwas anmerken lassen.« Rhuad schlug, etwa hundert Schritt vom Palast entfernt, die Kapuze des blauen Mantels zurück und sah sich vorsichtig um. Niemand, den er kannte, war in Sicht, und selbst wenn dies der Fall gewesen wäre, hätte man ihn im Dunkel der nächtlichen Straße kaum erkannt.

Mit schnellen Schritten bogen die beiden jungen Männer von der breiten Marschenstraße in eine der Seitengassen nach links ab. Vorbei an der Fleischerei Cucanai wanderten sie nun durch die Marschen, das

Handwerkerviertel, das einstmals wohl ein Streifen fruchtbaren Schwemmlandes gewesen war. Doch viele der Häuser stammten noch aus der Zeit vor dem Großen Beben 291 vor Hal und waren dementsprechend verfallen, neue waren dazwischen gebaut worden, und so standen die Häuser in den Marschen so eng, daß kaum zwei Leute nebeneinander durch die Gassen gehen konnten. Schwärze umgab die beiden Freunde, nur aus wenigen Häusern wohlhabenderer Marschener leuchtete Kerzenschein oder Kaminfeuer auf die noch ungepflasterte nasse Straße heraus. Hier roch man schon den Hafen; Dunstschwaden hingen zwischen den Häusern und ließen die Geräusche hohl und hallend klingen. Wenige Menschen begegneten dem Prinzen und dem Knecht, doch aus den Tavernen drangen lautes Gelächter und Lärmen.

Rhuad ging vor, er hatte die Hände hinter dem Rücken verschränkt und den Kopf ein wenig in den Nacken gelegt, genoß offensichtlich die Nacht. Licht aus einem geöffneten Fensterladen ließ sein bis auf die Schultern gelocktes Haar in einem satten dunklen Honigton schimmern, der Fion unwillkürlich an die Federn eines Falken erinnerte – oder an das gleichfarbige naßglänzende Fell eines Goldotters, wie er in Gedanken hinzufügte. Seine Bewegungen gemahnten allerdings eher an eine Katze – gelassen, fließend,

wendig und doch kraftvoll. Drei Tiere, die nicht unterschiedlicher sein konnten und doch irgendwie zu Rhuad passend.

»Was kannst du zaubern?« kam es Fion in den Sinn.

Rhuad hielt im Schritt inne. Dann wandte er sich langsam zu Fion um. »Warum willst du das wissen?«

Fion schüttelte den Kopf. Was er in Rhuads Gesicht las, verunsicherte ihn: Angst paarte sich mit Trotz, und der Blick des Prinzen wanderte unablässig zwischen Fions Mund und seinen Augen hin und her, als versuche er seinerseits, die Gedanken des Stallknechtes zu ergründen; das geschwungene Lächeln auf seinen Lippen wirkte wie mühsam aufrechterhalten.

»Warum schaust du so? Ich ... ich möchte es nur wissen. Ich weiß gar nicht, wie sich Magie ... anfühlt. Und was man damit tun kann. Ist es wahr, daß man sich damit unsichtbar machen kann? Und daß man goldfunkelnde Bälle damit machen kann – und daß Menschen gehorchen?«

Rhuad entspannte sich wieder, sein Lächeln gewann seinen natürlichen Charme zurück. »Wie es sich anfühlt ... Du stellst mir Fragen!« Der Prinz legte Fion kameradschaftlich den Arm um die Schulter und schob ihn mit sanfter Gewalt die nun breitere Gasse entlang. »Unsichtbar machen kann man sich, das stimmt wohl. Menschen beherrschen – auch das. Ich

war zu einigen Lehrstunden an der ›Geistigen Kraft‹, der Beherrschungsakademie in Lowangen, um da ein wenig zu lernen. Bunte Bällchen ... das ist wohl auch zu bewerkstelligen. Man kann viele Dinge mit der Magie bewirken, und wer glaubt, daß diese Kraft einzig dazu geschaffen sei, anderen Menschen zu schaden, der weiß nicht, wieviel Gutes damit schon getan wurde.« Rhuad schüttelte heftig den Kopf. »Nein, nein, Vater und Mutter sind im Unrecht, wenn sie die Magie ächten! Natürlich kann man damit Schreckliches anrichten, aber das kann man doch auch mit einem Dolch oder dem Hammer eines Schmiedes, sogar mit einer Mistgabel! Ich habe einmal einen Kerl gesehen, dem ein völlig verängstigter Bauer seine Forke in den Bauch gerammt hat ... Die Zinken haben hinten wieder herausgeschaut! Wäre nicht Meister Elcarna dagewesen, hätte es für den Kerl übel ausgesehen! Meister Elcarna ist einer der ganz Großen, mußt du wissen.«

Fion genoß diese Augenblicke. Manchmal redete Rhuad mit ihm, als gäbe es keinen Unterschied zwischen Prinz und Stallknecht, als könne Fion genauso gute Ratschläge geben wie dieser Meister Elcarna, von dem der Freund da sprach. Dann gehörte ihm die ungeteilte Aufmerksamkeit Rhuads, und er spürte deutlich, daß der Prinz ihn wertschätzte.

Heftig setzte Rhuad seine Rede fort: »Vater weiß

überhaupt nicht, was er da verbietet und warum. Was meinst du, wie lange ich dafür gebraucht habe, Mutter und Vater davon zu überzeugen, daß ich einfach eine Akademie besuchen *mußte!* Es war schrecklich. Ich glaube, ich habe das unter anderem deinem Vater zu verdanken, Fion. Er hat dem meinen aufgezählt, was alles geschehen kann, wenn man magisches Talent brachliegen läßt; in den schrecklichsten Farben hat er geschildert, daß ich mich oder andere damit ungewollt – und unkontrollierbar! – in Gefahr bringen könnte und so weiter. Selbst Mutter hat ja eine grundlegende Ausbildung bekommen. Und dann sollte ich natürlich nach Beilunk, zu diesem ... Was ist?« Rhuad fühlte sich herumgerissen.

Mit großen Augen starrte Fion den Prinzen ungläubig an. »Deine Mutter ...?«

Rhuad wurde blaß. »Das hätte ich eigentlich nicht sagen dürfen ... Verdammt! Raidri hat recht – ich bin so geschwätzig wie ein Maraskaner!« Er ballte die Fäuste und wandte sich ab. Sein Gesicht lag halb im Schatten, halb war es vom zuckenden Licht einer Straßenlaterne erhellt. Seine Züge spiegelten den Zorn wider, der in ihm tobte, die Augen hielt er geschlossen. Dann senkte er den Kopf und fuhr mit harter Stimme fort: »Sie ist genauso magisch begabt wie ich; man sagt, sie habe es mir in die Wiege gelegt – und viele von denen, die es wissen, verfluchen sie da-

für. Der Havener fürchtet, was er nicht sieht oder kennt, und die Magie fürchtet er besonders – aus dem einzigen Grund, weil er es schon immer getan hat! Das Gesetz, das die Ausübung der Magie verbietet, ist jahrhundertealt, und die Gründe dafür sind mit den Mauern des alten Fürstenpalastes in den Fluten des Großen Bebens hinweggespült worden – nur keiner merkt es! Vater hat das Magieverbot sogar erneuert – in einhelligem Einverständnis mit Mutter, man stelle sich das vor, eine Magierin, die die Magie verbietet!« Er spuckte die letzten Worte förmlich auf die hier gepflasterte Straße. »Immerhin, es wurde so weit gelockert, daß nur noch schädliche Magie wirklich verboten ist – aber sag das dem Havener Bürger! Ihm ist der Unterschied einerlei; für ihn ist Magie etwas Verwerfliches!«

Rhuad fuhr zu Fion herum und zischte leise: »Aber du mußt mir schwören, bei Efferd und den anderen der Zwölf, daß du zu niemandem ein Wort davon sprichst! Es ist Vater und Mutter schon peinlich genug, daß ihr Sohn in der Öffentlichkeit als Magier bekannt ist; wäre ich Thronfolger gewesen, hätten sie vermutlich die Praioten angefleht, die Kraft aus mir herauszuexorzieren oder so etwas! Wenn bekannt würde, daß Mutter ...« Rhuad beendete den Satz nicht, sondern schaute Fion eindringlich in die Augen. Langsam ging er Schritt für Schritt näher.

Fion wich zurück. Der Blick des Prinzen tauchte tief in den seinen und hielt ihn fest. Die Nackenhaare richteten sich ihm auf, seine Gedanken wirbelten durcheinander wie Travialaub im Sturm: Er hat mir doch sonst immer vertraut ... Wie eine Maus vor der Katze; wie eine Maus ... Fion stieß mit dem Rücken an eine Mauer und sah unsicher zu Rhuad auf.

Das plötzliche hintergründige Lächeln des Prinzen wirkte wie Ilmenblatt auf den Stallknecht – gleichzeitig beruhigend und doch berauschend –, als der sich, eine Hand rechts, eine links von Fions Kopf, an die Mauer stützte. »Ich weiß, daß du nichts verraten wirst. Dir vertraue ich ebensosehr wie mir – nein, tatsächlich sogar ein bißchen mehr: Du verplapperst dich nicht so wie ich, hoffe ich.« Fion schüttelte den Kopf, sein Herz schlug schnell. Antworten konnte er nicht, zu fest saß ihm der Knoten im Hals. Nun war er sicher: Die alten Zeiten, die der Prinz und er miteinander verbracht hatten, waren nicht vergessen.

Wie um dies zu bestätigen, schob Rhuad Fions Kopf nach hinten und strich zärtlich eine weißblonde Strähne aus dessen Gesicht. Dann küßte er ihn lange und genußvoll. »Komm«, murmelte der Prinz, als er sich von dem Freund löste, »wir wollen diesen Abend rasch zu einem angenehmen Ende bringen ...«

Fion nickte, sein Brustkorb hob und senkte sich schnell. Noch niemand hatte bis jetzt diese atembe-

raubende Wirkung auf ihn ausgeübt, die ihn in Rhuads Nähe erfaßte. Schon manche Frau hatte ihn erregt, in Gedanken verfolgt – doch nicht derartig besessen wie Rhuad.

»Ich freue mich auf Aldare und Thalionmel!« lachte der Prinz nun. »Die beiden sind die unelfischsten Elfen, die mir jemals über den Weg gelaufen sind! Besäßen sie nicht die schönen Körper und spitzen Ohren, könnte man sie ohne weiteres als typische Menschen durchgehen lassen! In Lowangen, da gibt es richtige Elfen, das erkennt man meistens an der kryptischen Redeweise. Eine, der ich begegnete, meinte, sie habe schon Wochen zuvor gewußt, daß die Orks die Stadt überfallen würden. Weißt du, was sie mir antwortete?« Fion schüttelte den Kopf. »Sie sagte: ›Ich stieg auf einen Berg und befragte den Wind.‹ *Das* ist typisch elfisch!«

Lachend suchte Rhuad sich wieder seinen Weg durch das dunkle Gewirr der Gassen, Fion folgte hinterdrein. Drei Matrosinnen schwankten laut singend an ihnen vorbei und schwenkten grüßend die Schnapskrüge.

»Holla, ihr Hübschen!« lallte die größte, betrunkenste von ihnen. »Lust auf Geschellschaft, oder habt ihr nischt übrig für'n paar nette Mädschen?«

Rhuad schüttelte lächelnd den Kopf, während sich eine rothaarige Leichtmatrosin, mit vielleicht fünfzehn

Jahren offensichtlich die jüngste der drei, gerade lauthals am Pfahl einer Laterne übergab, gestützt von der dritten, die im Stil der Waldmenschen nur den ledernen Schurz und das Brusttuch sowie einen um die bloße Hüfte geschnallten Säbel trug – und das im Travia.

»Danke, Mädels, wir sind uns Gesellschaft genug. Aber ihr solltet es einmal in der *Hafenmaid* versuchen, drunten im Orkendorfer Hafen. Dort gibt es trotz des Namens einige wirklich gastliche Jungs. Die Fürstenallee hinunter« – er drehte die Anführerin in die entsprechende Richtung –, »die breite Straße dort drüben. Im Hafen haltet ihr euch links, der Krach ist gar nicht zu überhören.«

Die Matrosin – die über einen wirklich muskelbewehrten Körper verfügte – nuschelte Rhuad einen undeutlichen Dank zu. »Bisn netter Kerl. Schade drum! Bis viel su hübfsch für nur Burschen, sach ich. Magsu gar keine Mädels?« Ihr Ton war vertraulicher geworden.

Rhuad schüttelte wiederum lächelnd den Kopf, wedelte die Fahne des Fusels weg, die ihm ins Gesicht schlug, und schob die Matrosin ein kleines Stück die Straße hinunter. »Nein, gar nicht. Schönen Abend noch!« Zwar wußte Fion, daß das nicht stimmte – sowohl er wie auch Rhuad hatten ihre Erfahrungen mit Frauen sehr genossen –, doch wurde man die ›Damen‹ so vermutlich am schnellsten los.

Doch weit gefehlt. Die Anführerin wandte sich mit unsicheren Bewegungen wieder zu Fion und Rhuad um. »Mußdu mal versuchen. Hast bestimmt noch nich sone Frau gehabt wie Idra.« Die große blonde Matrosin klopfte sich mit dumpfem Klang auf das Brustbein.

Rhuad seufzte. »Da bin ich mir ziemlich sicher, Idra.« Er grinste ein wenig. »Hübscher Name, meine Mutter heißt auch so – und das macht die Sache nicht besser. Straße hinunter und dann links!« Er faßte Fion am Ärmel und zog ihn in eine Seitengasse. Die beiden beschleunigten ihren Schritt und wählten einen anderer Weg, obwohl sie ungefähr die gleiche Richtung einschlugen, wie die Seefrauen.

»Ich glaube, jede zweite Frau heißt Idra«, fluchte Rhuad nun. »Gestern begegnete mir eine Bardin – ein wirklich hübsches Mädchen, mit sehr süßen Grübchen –, doch die hieß auch Idra. Ich habe immer ein seltsames Gefühl dabei ... Ich mag nicht mit einer Frau tändeln, die genauso angesprochen wird wie meine Mutter!«

Fion nickte zustimmend. »Da hast du es wirklich schwer. Deine Mutter ist sehr beliebt in Havena, und es ist gut möglich, daß jede zweite Frau ihre Tochter nach der Königin benennt ...« Er zwinkerte Rhuad zu. »Da hätte dein Vater wohl eine andere heiraten müssen, wenn die Idra so niedlich war ... Aber selbst

wenn die Königin Gwen gehießen hätte, hießen alle Idras heute vermutlich genauso ...«

Rhuad zog eine Grimasse, dann lachte er mit. »Warum haben *deine* Eltern eigentlich nie geheiratet? Vater hätte Cailyn doch sicherlich ermöglicht, sich für einen Traviabund mit einem Geweihten freizukaufen. Dann wärst du doch zumindest frei geboren, und dein Vater hätte dich anerkennen können ...«

Ernüchtert schnaubte Fion. »Ich glaube, es war wegen Vaters Familie. Du weißt doch, wie die Städter von der Krakeninsel sind! Sie sind stolz darauf, in der ich-weiß-nicht-wie-vielten Generation Krakeninseler zu sein, ohne ›fremdes‹ Blut beigemischt zu haben. Schlimm genug, daß Vater mit einer Leibeigenen ein Kind hatte! Allein deshalb hätten seine Eltern ihn fast verstoßen. Ich schätze, daß sie das auch getan hätten, wenn sie dann nicht der Nachbarschaft Rechenschaft darüber schuldig gewesen wären, *warum* sie ihren geweihten Lieblingssohn nicht mehr duldeten ... Und es hätte auch nichts daran geändert, wenn Mutter sich hätte freikaufen können. Eigenfrau bleibt Eigenfrau.«

»Stimmt, die Krakeninseler sind da ein bißchen seltsam ... Maegwyn hat mir kürzlich erzählt – als ich zu Mutters Geburtstag hier war –, daß Yantur und sie sich zu vier Monden der Enthaltsamkeit verpflichten mußten, bevor sie heiraten durften! Nach alter Tradi-

tion, um Treue und Liebe unter Beweis zu stellen. Aber du kennst ja Maegwyn!« Beide lachten.

»Ich glaube nicht, daß sie es geschafft hat ...« Fion grinste. »Was meinst du?« Doch Rhuad hob nur die Schultern in einer Geste der Unwissenheit, das Gesicht nach vorn gewandt.

»Für eine von der Krakeninsel ist sie nicht gerade sehr traditionell! Letztes Jahr zum Saatfest hat sie noch mit mir getändelt, kurz bevor Yantur bei deinem Vater um Erlaubnis für den Traviabund nachgesucht hat. Die beiden passen wirklich gut zueinander!« Fion hielt Rhuad am Arm zurück. »Warte mal!«

Im Dunkel einer Seitengasse verborgen, warteten die zwei Freunde ab und beobachteten eine Streife der Stadtgarde, die auf der Fürstenallee am *Esche und Kork* vorbeizog, das schräg gegenüber auf der anderen Seite der breiten Prachtstraße lag. Drei Gestalten, die die beiden Freunde unschwer als ihre aufdringliche Bekanntschaft von eben erkannten, torkelten auf sie zu und wechselten einige Worte mit dem Weibel der Wache, der daraufhin die breite Straße hinunterwies.

Fion kicherte: »Wie kann man nur die Fürstenallee übersehen, wenn man daraufsteht? Die müssen schon einiges gebechert haben!«

Der Prinz bedeutete ihm mit einem heftigen Winken leise zu sein und sah aus, als lausche er angestrengt. »Zu weit«, murmelte er dann.

Als Fackelschein und Hall der schweren Stiefel die Meerstraße hinunter verschwanden und auch die Betrunkenen außer Sicht waren, schlug Rhuad den dunklen Mantel zurück, straffte das Samtwams und ermahnte den Knecht. »Denk daran: Ab jetzt heiße ich Brin und bin Händlerssohn. Verplappere dich nur nicht!« Und nach einem Moment fügte er augenzwinkernd hinzu: »Und sieh zu, daß *ich* mich nicht verplappere!«

Dann legte Rhuad Fion den Arm um die Schulter, und gemeinsam kreuzten sie die mit großen Steinen gepflasterte Straße, öffneten die Türe der Schenke und tauchten ein in das golden schimmernde Licht des Schankraumes.

»Lowangen ist ein schönes Städtchen; nicht halb so groß wie Havena zwar, doch hat es immerhin zwei Magierakademien, und der Einsatz von Magie ist dort uneingeschränkt erlaubt!«

»Zwei Akademien? Bei Efferd, dort muß es sich aber übel leben lassen! Und wer maßregelt das Magiervolk dann? Dort muß es ja zugehen wie in Al'Anfa!« Nhaira bekräftigte ihren Unmut mit einem lauten Patschen der Hand auf den Tisch, so daß die Bierkrüge schwappten. Wie alle Albernier und Thorwalschen verabscheute sie Al'Anfa als ›Pestbeule des Südens‹, als ›Schandfleck auf Deres Antlitz‹. Die Bewohner

dort galten allesamt entweder als Schwarzmagier, ketzerische Boroni oder einfach als Schurken und Sklavenjäger ... Die Sklaverei mutete die Albernier als besonders verabscheuungswürdige Erfindung an, denn obwohl die Leibeigenschaft in dieser Provinz des Mittelreiches, wie in allen anderen, Grundlage der Gesellschaft war, so besaß doch jeder seinen Platz im Leben, den er mit Stolz ausfüllte. Wer in Leibeigenschaft geboren war, blieb dort meist sein Leben lang, es sei denn, es gelang ihm, sich freizukaufen. Frei Geborene konnten sich in Unfreiheit zu einem Herren begeben, wenn sie Schulden hatten oder auf seinem Grund und Boden Ackerbau betreiben wollten. Doch jemanden einfach so von der Straße wegzufangen und ihn in Sklavendienste zu pressen, das war für einen Albernier schier unvorstellbar. Selbst der niederste Leibeigene hielt Stolz und Würde hoch – ein Überbleibsel aus der Zeit der Unterjochung durch das Neue Reich.

Rhuad lächelte zu Nhairas Ausbruch nur fein, und wie immer schwang sich der eine Mundwinkel empor. Er fuhr sich mit der beringten Rechten durch das dunkle Haar, das ihm locker in die Stirn hing, die Augen blitzten. Fion konnte nicht umhin, den Prinzen zu beneiden: Er nahm die Menschen so schnell und mühelos für sich ein, konnte Unterhaltung und Stimmung so vieler Leute lenken, wie sie an diesem

Abend im *Esche und Kork* um den Stammtisch unter den gekreuzten Immanschlägern versammelt waren. Die Leute rissen sich darum, mit dem kaum bekannten, aber reichen Brin, Sohn eines Honinger Weinhändlers, zu schwatzen, sie rückten näher, um die Scherze von seinen Lippen zu vernehmen, und lachten dann laut. Sie hoben die Bierhumpen, wenn er zum Trinken ansetzte, stimmten seinen geistreichen Ausführungen über die politische Lage in Lowangen, Gareth oder Havena heftig zu, auch wenn sie davon kaum ein Wort verstanden, bewunderten sein breites Wissen über Wein, Pferde und die Liebe – denn Rhuad wußte immer eine neue Anekdote zu berichten.

Fion musterte Nhaira Vreon, die Wappenstickerin – der Stallknecht kannte sie gut, er hatte schon häufig bestellte Wappenröcke bei ihr abgeholt. Sie hatte gewißlich einen guten Schuß thorwalschen Blutes in den Adern: Ihr kupferrotes Haar trug sie zu zwei schulterlangen Zöpfen geflochten, in der Körpergröße stand sie den hier versammelten Männern in nichts nach (tatsächlich überragte sie Fion um gewiß einen Spann), doch das rauhe Gesicht wirkte offen und freundlich. Ihre feinen und überaus kunstvollen Stickarbeiten aber straften den derben, groben Eindruck Lügen; kaum konnte man glauben, daß die großen kantigen Hände so kleine und akkurate Stiche zu setzen vermochten.

Nhaira bemerkte nicht einmal, welchen Einfluß Rhuad – den sie als Brin kannte – auf sie hatte, doch wann immer sich das gewinnende Lächeln auf das Gesicht des Prinzen stahl, lachte sie wie von selbst mit. Fion mochte Nhaira – sie sagte geradewegs heraus, was sie dachte, was ihr nur zu häufig zum Nachteil gereichte; doch man wußte bei ihr immer, woran man war.

Ganz anders gab sich da der alte Fuchs Doto Runwald, der Fion schon allein wegen seines zerzausten Raben unheimlich war – der Rabe war das Symboltier des Alten Gottes, Borons, über den man in Havena nicht sprach. Geschichten aus der Zeit vor dem Großen Seebeben rankten sich um die Boroninsel, auf der der Boronanger Havenas lag. Keine Chronik sprach davon, wann der schwarze Tempel darauf errichtet worden war, niemand wußte, mit welchen Riten und Bräuchen die Geweihten dem Tod dort huldigten, denn kein von Hesinde beschenkter Bürger Havenas suchte die düstere Insel im Hafenbecken auf, um dort zu beten. Man huldigte dem Todesgott nicht, wenn man ihn nicht auf sich aufmerksam machen wollte; doch das hieß nicht etwa, daß er in Havena in Vergessenheit geraten wäre – schließlich lagen Tempel und Boronsanger mitten im Hafen und waren so in den Stadtteilen Südhafen, Fischerort, Krakeninsel, Orkendorf und Nalleshof allgegenwärtig. Zudem

hielt jedes einlaufende Schiff geradewegs darauf zu, bevor es an einem der Kais anlegte. Doch die Havener und die abergläubischen Fluß- und Hochseeschiffer bemühten sich, den düsteren Schatten im Herzen der Stadt zu übersehen.

Der Rabe des alten Doto Runwald wurde von den meisten Bekannten Dotos, so gut es eben möglich war, gleichfalls übersehen. Das gestaltete sich allerdings recht schwierig, denn der zauselige Gefährte des Krämers war nicht eben leise. War das *Esche und Kork* gut gefüllt, hielt der Vogel den Schnabel, doch je leiser es im Schankraum wurde, um so lauter krakeelte das Tier seinen Wahlspruch hinaus: »Die Pest holt den Rest! Hä! Die Pest holt den Rest!« Für die meisten Havener war das Grund genug, nicht zu den letzten Gästen der Taverne zählen zu wollen ...

Phex sei Dank war der Schankraum der *Esche* an diesem 27. Travia des Jahres 26 Hal gut gefüllt. Die Bänke an den vier schweren langen Holztischen waren so reichlich besetzt, daß sie sich bogen, nur den beiden schlanken Elfenmädchen Aldare und Thalionmel gelang es noch, gewandt zwischen den Gästen hindurchzuschlüpfen, um den Durstigen das Naß für die trockene Kehle zu servieren. Und an diesem Abend gab es viel anzufeuchten. Beim Eingang gaben schon einige Seeleute waghalsig schiefe Schifferlieder zum besten, während die Havena-Bullen – aus-

nahmslos große Mädchen und Burschen mit breiten Schultern und breitem Kreuz – hier ebenso Stammgäste waren wie viele ihrer Zuschauer.

In der Feuerstelle prasselten die Flammen, Fackeln an den Wänden sorgten für weiteres Licht, und trotzdem waren die Bohlen der niedrigen Decke des L-förmigen Raumes kaum zu erkennen, denn immer wieder zogen dicke Rauchschwaden am Kaminschacht vorbei und in den Raum hinein – was Dotos alten Raben zu weiteren Verwünschungen veranlaßte, wenn ihm denn jemand zuhörte.

»Die Pest holt den Rest! Äh! Die Pest ...«

»Halt's Maul, alte Nebelkrähe! Paß bloß auf, daß dein Herr und Meister dich nicht in sein Reich abberuft, bevor der Abend zu Ende ist!« Der Rabe stakte mürrisch auf den dürren Beinen von einer runden Holzkugel am oberen Ende der Stuhllehne zur anderen und wieder zurück, pickte in jede ein paar weitere Kerben und verharrte schließlich, sich umständlich plusternd, auf dem Holz dazwischen; nur sein Schnabel knirschte noch.

Fion schauderte. Mit dem Herrn und Meister der Raben scherzte man nicht, wenn man sich seines Lebens noch erfreuen wollte ...

Der alte Mann wandte sich von seinem Vogel auf der Stuhllehne zurück zu den am Tisch Sitzenden. »Übrigens, lieber Brin, der Abend ist wirklich bald zu

Ende! Schick deinen Freund ... Fion heißt er doch, nicht wahr? Schick Fion doch gleich einmal zu unserer hübschen Aldare, auf daß sie uns die Krüge fülle und zugleich eine Schiedsfrau sei! Ich habe schließlich ein Streitroß zu gewinnen.« Rhuad nickte Fion zu, zwinkerte mit dem Auge und legte die Linke auf die auf dem Tisch ruhende Rechte – genauer gesagt, auf den weiten Ärmel des schwarzen Samthemdes, in dem die Phiole mit dem Antidot sicher verwahrt lag.

Die verletzte Schulter war zwar unter einem dicken Verband gut gepolstert, doch merkte Fion jeden Schub und Stoß, als er sich durch den gefüllten Schankraum drängte. Sulpiz, der Herr des Hauses, stand persönlich am Zapfhahn und schenkte die hölzernen Bierkrüge voll, und der Knecht reckte den Hals, um eine der beiden Zwillingsschwestern zu entdecken.

»Aldare?« Eine der Schwestern mühte sich gerade, mit einem Arm voller Krüge unbeschadet die Tür zur Küche zu erreichen. Nun blickte sie auf.

»Oh, Fion! Kann es beginnen?« Die Elfe schaute fast ängstlich, fand Fion.

Er nickte. »Die beiden sind soweit. Ich hoffe nur, daß die Wette genausogut für Rhuad ausgeht wie damals das Armdrücken mit Colga!«

»Natürlich, ich erinnere mich!« Aldare wandte sich schnell ab, doch Fion hatte den Eindruck, daß ein

dunkler Schatten über ihr Gesicht gehuscht war. »Ich komme gleich!«

»Herr Sulpiz, noch ein Havenabräu!« Fion brüllte dem Wirt die letzten Worte fast zu, da von einem der Tische ein vielstimmiger Frauen- und Männerchor zu hören war, der ›Corroschs Klage‹ angestimmt hatte und von den Gästen an den benachbarten Tischen mit dem Grölen des Kehrreims ›Angroschim, schamarumm Shamaham‹, mit Humpengeklopfe und eifrigem Münzgeklingel begleitet wurde.

Lächelnd reichte Sulpiz Fion den frischgefüllten Bierhumpen zurück. »Das geht auf Kosten des Hauses, Junge! Solltest häufiger kommen! Wo steckt Fianna? Hat sie zu tun?«

Fion nickte nur, da das Lied gerade in einem abschließenden ›Und bringt ein Faß voll Bier!‹ gipfelte; danach war ob des begeisterten Stampfens und Jubelns keine mündliche Verständigung mehr möglich.

Aldare schob sich durch die Tür zum Hinterhof, der von den drei Gebäuden des *Esche und Kork* gebildet wurde: Dem Stall, dem Schankgebäude mit einigen Schlafquartieren und dem Haus, in dem Sulpiz, Aldare und Thalionmel wohnten. Die Elfe stellte die hölzernen Humpen auf das Kopfsteinpflaster neben das Becken am Brunnen und ging dann Richtung Küche zum Haus zurück. Kalt war es inzwischen! Sie fröstelte, doch

kaum hatte sie die Küchentüre geöffnet, schlug ihr ein Schwall heißer Luft entgegen. Drinnen fand sie Thalionmel, die, das knappe Elfenröckchen fast bis zur Hüfte hochgeschoben, zwischen einigen Humpen auf dem Tisch saß und Mi dabei zuschaute, wie er sich über eine Handvoll Praiosblumenkerne hermachte. Der Junge leckte sie von der Handfläche und sah dabei immer wieder strahlend zu Thalionmel auf, die nun zur geöffneten Tür blickte, quietschte und fröstelnd die Arme um die nackten Beine schlang.

»So mach doch die Tür zu, bei allen guten Göttern, du bringst mich ja um!« Sie wurde wieder ruhig, als Aldare gehorchte.

»Viel los im Schankraum, was?«

»Da drinnen geht es zu wie in den Niederhöllen!« antwortete Aldare müde. »Und dabei ist doch erst Windstag! Wie soll das erst am Markttag werden?« Sie ließ sich auf einen Hocker fallen, lehnte sich gegen die Mauer und legte seufzend die Füße auf den Tisch, auf dem ihre Schwester saß. Diese biß gerade krachend in einen Apfel.

»Hascht du Schulpitsch geschehen?« fragte Thalionmel mit vollem Mund und strich sich eine schwarze Haarsträhne aus dem Mundwinkel. Aldare nickte. »Er schenkt aus. Du sollst bitte gleich bedienen, ja? Ich bin am Stammtisch hinten in der Ecke. Doto hat einen Dummen gefunden, der mit ihm um die Wette

zecht. Der kleine Brin, erinnerst du dich? Früher hat er hier gespielt, und vor zwei Jahren noch fandest du ihn schrecklich süß. Jetzt sieht er fast noch besser aus, finde ich. Männlicher.«

Thalionmel zog eine feine Augenbraue hoch, schluckte den Bissen hinunter und fragte: »Der dünne Bursche hat Colga damals im Armdrücken geschlagen, nicht? Frage mich immer noch, wie er das gemacht hat ...«

»Ich glaube, er hat gezaubert. Mir kam das auch komisch vor, und da habe ich nachgeschaut, ob etwa Magie im Spiel war. Aber Colga hatte es auch verdient, er war richtig häßlich zu Brin an diesem Abend. Nur gut, daß der Bursche hier nicht mehr herumläuft ...«

Thalionmel nickte heftig. »Richtig, ich entsinne mich, zaubern konnte er. Du hast ihm doch damals den Freundschaftsblick beigebracht, nicht wahr? Da muß er aber noch ziemlich klein gewesen sein ... Aber hübsch war er schon immer – einer der hübschesten Menschen, die ich je gesehen habe!«

»Du kannst ihn dir ja später mal ansehen. Den einen oder anderen Blick ist er schon wert ... Aber ich finde, daß Fion fast hübscher ist – so ganz anders, nicht so düster, sondern hell und fröhlich!«

Aldare mußte lachen, da ihre Schwester das Bild völligen Erstaunens bot: Die großen schwarzen Au-

gen mit dem saphirblauen Glitzern darin waren weit geöffnet, die vollen Lippen waren zu einem stummen »Oh ...« geöffnet, der Kopf lag ein wenig schräg. »Hübscher als Brin ...? Das kann ich mir überhaupt nicht vorstellen!« protestierte sie entrüstet. »Allein diese dunklen blauen Augen ... In ihnen steht geschrieben, was er alles mit dir tun wird, wenn er dich einmal in seine Finger bekommt ...« Entrückt starrte Thalionmel in die Flammen unter dem großen Kessel, ein feines Lächeln lag auf ihren Lippen.

Erneut lachte Aldare auf. »Du bist schon ein verdorbenes Stück Elfenfleisch, Schwesterherz! Naja, ich muß jetzt da rein!« Sie deutete mißmutig mit dem Kinn in Richtung Schankraum.

Plötzlich schoben sich Thalionmels Augenbrauen zusammen, die Wimpern flatterten und die Elfe setzte ein flehentliches Gesicht auf. »Aldare, bitte laß mich dort bedienen. Ich habe keine Lust mehr, mich durch das Gedrängel zu schieben und mir die Füße platt zu laufen! Außerdem würde ich Brin gerne einmal wiedersehen ... Vielleicht mag er mich ja? Bitte, laß *mich* gehen!«

Aldare saß plötzlich ein Kloß in der Kehle. Sie erinnerte sich an die Abmachung mit Doto – den jungen Herrn Brin zu betrügen. Wenn sie krank wäre, könnte sie Thalionmel schicken und sich nachher herausreden – oder Doto seine Dukaten zurückgeben.

Und die Flöte? Die Elfe rang mit sich. Aber nein, es half nichts, sie hatte sich einmal auf den Handel eingelassen, und nun mußte sie ihren Teil auch erfüllen. Sie schüttelte den Kopf. »Nein, Thalionmel, der Herr Doto hat mich persönlich gebeten. Es tut mir leid.« Sie ging schnell zum Regal und griff sich zwei irdene Krüge Premer Feuer und zwei henkellose Trinkkrüglein.

Thalionmels Gesicht umwölkte sich vor Zorn, die schwarzen Augen blitzten unter tief herabgezogenen Brauen hervor. »Ja geh nur, Schwesterherz! Ich laufe mir inzwischen die Hacken ab und verpasse den Mann meines Lebens!«

Aldare blieb seufzend in der Tür stehen und wandte sich noch einmal um. »Es geht nicht, Thal, glaub mir. Ich helfe dir später, ja? Ach«, fügte sie mit einem Kopfnicken zu Mi hinzu, »sag dem Kleinen, daß draußen ein paar Humpen abzuspülen sind!« Damit verschwand sie aus der Küche.

Thalionmel aber blieb noch ein Weilchen auf dem Tisch sitzen und starrte auf die geschlossene Tür, hinter der der Lärm hervordrang. Dann zupfte sie ihr rotes Mieder zurecht, glättete die wie Blütenblätter geschnittenen Spitzen des Ausschnitts und strich sich das Haar hinters Ohr. »Hm. Das muß doch irgendwie möglich sein, was Mi?« Der Junge sah auf und nickte. Thalionmel glättete mit abwesendem Blick sein wi-

derspenstiges Haar, griff in ein Tongefäß auf dem Regal hinter ihr und ließ einige weitere Praiosblumenkerne in Mis Hand rieseln. Mi leckte sie wieder gierig auf und sah dann bettelnd zu Thalionmel hoch. Diese schüttelte belehrend den Kopf. »Nein, Mi, so hast du ja gar nichts von dem Schmaus. Schau, ich lege dir jetzt einen einzigen Kern auf die Hand.« Mi schaute enttäuscht auf, wollte dann auch diesen ablecken, doch die Elfe hielt ihn am Haarschopf zurück. »Warte. Zeig mir mal deine andere Hand. Dann bekommst du auch einen zweiten Kern, Kleiner.« Mi reckte eifrig die Hand hoch. Thalionmel legte einen zweiten Praiosblumenkern auf seine Linke.

»Gut. Du bekommst noch einen, wenn du jetzt Daumen und Zeigefinger spreizt. Diesen und den da.« Wieder legte die Elfe einen Kern zu den anderen. »Nun nimm einmal diese beiden Finger, und greife mit ihnen nach einem einzigen Praiosblumenkern. Ja, dann bekommst du auch noch einen dazu«, fügte sie hinzu, nachdem Mi sie erwartungsvoll angeschaut hatte.

Mi führte dies aus, bekam den Kern und verzehrte so einen Praiosblumenkern nach dem anderen. Thalionmel lobte ihn, und der Bursche strahlte über das ganze Gesicht.

»Da, nimm schon.« Aldare ließ die anderen Kerne in seine Handfläche rieseln und schaute dem Burschen noch einen Augenblick zu, wie er sie nun ein-

zeln aufpickte. »Bist wie ein kleines Mäuschen, das sich einen Winterwanst anfrißt, Kleiner. Spül die Humpen ab, ja?«

Thalionmel rutschte vom Tisch und strich ihr Röckchen glatt, dann nahm sie ein paar der sauberen Humpen, um ihrem Ziehvater beim Ausschenken zu helfen.

Gelangweilt schaute Fion über den Tisch hinweg in den Schankraum. Rhuad und Doto hoben inzwischen das vierte Krüglein Premer, bei dem sie schon erhebliche Mühe hatten, den Mund zu treffen. Aldare versah ihre Aufgabe gut, ihn selbst brauchte man dagegen nicht, nicht einmal Rhuad brauchte ihn, seit sie die Taverne betreten hatten. Fions Laune hatte sich von jenem Augenblick an unaufhörlich verfinstert.

Abwesend blickte er über die anderen Tische in der Taverne. Die Seeleute betranken sich inzwischen laut an ihrem Tisch, daneben schienen die ›Bullen‹ eifrig darum bemüht, den Lärm vom Nachbartisch noch zu übertönen. Ruhiger gab sich nur das bunt gemischte Händlers- und Handwerksvolk, das den Nebentisch besetzte. Fions Blick glitt über die Leute – einige kannte er vom Sehen, die meisten waren ihm allerdings unbekannt – da nahm er eine Frau zwischen den lachenden und scherzenden Saufkumpanen wahr, die still wie ein schwarzer Fels inmitten der

wogenden Menschenmenge saß und von dem Trubel um sie herum unberührt schien. Ihre schwarzen Augen sahen ihn geradewegs an und ließen ihn nun, da er auf sie aufmerksam geworden war, nicht mehr los.

Alles an der Fremden schien schwarz – bis auf die Hände und das blasse Gesicht unter den schmal geschwungenen kohlefarbenen Brauen. Das samtene Hemd, das an Ärmeln und Ausschnitt geschnürt werden konnte, der weite Kapuzenumhang, zusammengehalten von der sichelförmigen silbernen Madamalbrosche, das lange glatte Haar – all dies erschien Fion schwärzer als die Nacht.

Schön war die Frau trotz oder gerade wegen ihrer düsteren Aura, denn sie tauchte sie in Traurigkeit und Melancholie. Das Antlitz war hell und schmal, mit einem zarten, spitzen Kinn. Die hohen Wangenknochen ließen sie fremd wirken und verliehen dem Gesicht ein katzenhaftes Aussehen.

Fion wußte, daß er sie anstarrte – doch wieso auch nicht, sie starrte ja ebenso zurück! Jetzt lächelte sie sogar ein wenig, fand Fion, denn an einem Mundwinkel bildete sich ein feines Grübchen. Wieso schaut sie so? fragte sich Fion verwundert. Warum habe ich sie nicht eher dort gesehen? Wie lange sitzt sie schon da und schaut mich an? Wie bei Rhuad vorhin fühlte sich Fion bedroht. So muß es einer Maus ergehen, die der Katze in die Fänge geraten ist, dachte er.

»Die Pest holt den Rest! Äh! Die Pest holt den Rest!« schimpfte Dotos Federvieh halblaut vor sich hin. Die Reaktion, die diese Formel bei der fremden Schönen hervorrief, war erstaunlich. Sie warf den Kopf herum und fixierte den Raben mit aufgerissenen Augen, ihr Gesicht war eine Maske des Grauens. Der Vogel gab jedoch nicht mehr als ein unwirsches Knirschen des Schnabels von sich, und so lockerte die Frau nach einigen Augenblicken die um die Armlehnen verkrampften Hände, und sie entspannte sich wieder.

»Euer altes Maultier gehört sch-schon mir, Doto, Ihr müßt nur noch unner – hicks! – under den Tisch fallen!« Rhuad kicherte vor sich hin. Doch auch Doto war schon gehörig betrunken, was Fion nicht entging, auch wenn der Alte noch ziemlich nüchtern wirkte. Fion fragte sich, ob Rhuad das Antidot schon genommen hatte, oder ob er bis jetzt damit gewartet hatte. Jetzt schien er zumindest kaum noch in der Lage, die kleine Bronzephiole unauffällig zu öffnen und in den Krug zu schütten. Der Stallknecht verfluchte Doto mitsamt seinem Raben – der schöne Abend mit Rhuad schien gerade weggespült zu werden.

Ein prüfender Blick zum Ausgang zeigte Fion jedoch, daß an ein baldiges Durchkommen nicht zu denken war. Dann sah er etwas, das sein Herz schneller klopfen ließ. Zwischen den vollen Stühlen und Bänken

näherten sich Bard Cheannard und Dhaman ui Mharfad ihrem Tisch, die Gäste bildeten eine Gasse für sie. In seiner Gardeuniform wirkte der Obrist zwischen all den anwesenden Zivilisten sehr ehrfurchtgebietend. Der gerade geschnittene blaue Rock mit den drei silbernen albernischen Kronen auf der Brust war silberbetreßt, die gleichfarbigen Wellenlinien am Ärmelaufschlag wiesen ihn als einen ranghohen Offizier aus. Obwohl erst in den Vierzigern, war das einst rotblonde Haar des Obersten bereits vollständig ergraut, und auch das Gesicht ließ ihn weit älter wirken, als er war. Zudem zeugten harte Züge von einem geradezu verbissenen und gewissenhaften Charakter.

Ganz anders gab sich jedoch der aus dem alten Dela-Geschlecht stammende Dhaman ui Mharfad, ein Lebemann, der am Fürstenhofe ein- und ausging und sowohl mit dem König als auch dem Gardeobersten eng befreundet war. Wo Bard steif und unnachgiebig war, zeigten sich bei Dhaman Ironie und spöttische Herablassung. Der Adlige trug einen grauen Gehrock, darunter eine vielfach mit Rüschen verzierte Hemdbluse. Die Hose war am Knie gebunden, seidene Kniestrümpfe und schwarze Schnallenschuhe vervollständigten die Tracht liebfeldischer Edelleute. Das leicht gewellte schwarze Haar, in dem sich bereits erste silbergraue Strähnen zeigten, trug er im Nacken mit einer Schleife zusammengebunden, Kinn

und Wangenknochen waren kantig, die Augen von einer nebligen Farbe – ob nun grün, blau, grau oder braun oder von allem etwas, war schwer zu sagen.

Fion warf einen kurzen Blick auf Rhuad, um festzustellen, ob der Prinz die Ankunft der beiden Bekannten ebenfalls bemerkt hatte, und wandte sich nur halbwegs beruhigt wieder herum. Zwar lächelte Rhuad Bard und Dhaman freundlich an, doch den vernebelten Augen entnahm der Knecht, daß dem Prinzen offensichtlich nicht bewußt war, in welcher Gefahr seine falsche Identität schwebte. Doch was nun? Wie brachte man den Obersten dazu, Rhuad nicht gleich mit »Eure Prinzliche Hoheit!« die Hand zu küssen? Mit klopfendem Herzen sprang Fion auf – wobei er mit dem Oberschenkel schmerzhaft gegen die Tischkante stieß – und fiel dem Obersten hastig ins Wort: »Ah, werter Herr Oberst, welch ein Zufall, Euch hier zu begegnen! Ihr erinnert Euch doch noch an meinen Freund Brin?« Damit deutete er auf Rhuad, der Bard und Dhaman weinselig entgegenlächelte und mit der Linken ungelenk winkte. Dann plumpste sein Kopf auf den auf dem Tisch liegenden Arm. »He, der macht schon schlapp!« nuschelte Doto, sah dann aber wieder zu den Neuankömmlingen auf.

Bard Cheannard musterte erst Fion mit kühlem Blick – wieso fühlte sich Fion nur jedesmal wie ein Halunke, wenn der Obrist ihn so anschaute? – dann

›Brin‹ und nickte langsam. »Sicherlich erinnere ich mich an ihn«, er wechselte einen Blick mit Dhaman, der amüsiert lächelte, »aber offensichtlich erkennt er uns nicht mehr so richtig!«

Fion hob entschuldigend die Schultern, er klang erleichtert: »Das müßt Ihr bitte verzeihen, Herr Oberst, er hat schon ein wenig getrunken ...« Er verfluchte den unglücklichen Zufall, der die beiden am heutigen Abend hierhergeführt hatte. Hoffentlich respektierten sie den Willen des Prinzen, sich unerkannt in der Stadt zu betrinken! Dies hatte schließlich Tradition. Schon von Rhuads Großvater Halman ui Bennain erzählte man, daß er sich mit zwielichtigen Gestalten im Orkendorf geprügelt und mit ihnen getrunken habe!

Tatsächlich flüsterte Dhaman dem Gardeobristen etwas ins Ohr, und als dieser nickte, verabschiedete sich der Adlige mit den Worten: »Leider können wir nicht lange bleiben, wir haben einen Bekannten gesucht, der aber offensichtlich nicht hier ist. Und selbst wenn er noch käme ...«, er sah sich bedeutungsschwanger in der Taverne um und wollte seinen Satz offensichtlich noch beenden – doch plötzlich stutzte er. Fion folgte Dhamans Blick zu dem Tisch, an den seine eigene Aufmerksamkeit noch vor kurzem ebenso gefesselt gewesen war. Die Schwarzgewandete saß vornübergebeugt und verbarg das Gesicht in den Händen. Wollte sie nicht erkannt werden? Dann war

dies recht albern, fand Fion. Doch irgend etwas stimmte nicht an der Frau – war es ihr Haar? Der Knecht musterte den Edlen Dhaman und fand, daß seine Züge denen einer lauernden Raubkatze glichen: mühsam beherrscht, die Augen hart, ein seltsames Lächeln auf den Lippen, das Fion nicht zu deuten vermochte. Kannte der hohe Herr die Frau vielleicht?

Erstaunen überlagerte alle anderen Eindrücke, die Fion im Gesicht des Edlen wahrgenommen hatte. Der junge Mann sah ebenfalls wieder zu der Schwarzgewandeten hinüber – und auch seine Augen weiteten sich ungläubig. An dem Tisch, an dem noch vor kurzem die schöne Fremde gesessen hatte, saß nun ein junger Mann. Auch seine Haare waren schwarz, doch er trug sie kurzgeschnitten und gepflegt, das Gesicht war blaß und schmal. Sein Samtwams und der Umhang hatten die gleiche Farbe, doch Fion erinnerte sich, daß der Umhang der Frau von einer sichelförmigen Madamalfibel zusammengehalten wurde. Das einzige, was bei dem hübschen Mann dort an die faszinierende Frau erinnerte, waren die glitzernden schwarzen Augen. Die beiden Männer, der Edle und der Knecht, versuchten nun, ihr Erstaunen zu verbergen.

Bard Cheannard fragte seinen Begleiter nun ungeduldig: »*Was,* wenn er noch käme?« Dhaman sah ihn verständnislos an, ganz offensichtlich um den Gesprächsfaden ringend, den er verloren hatte. »Bitte?«

»Du sagtest: ›Selbst wenn er noch käme‹. Was ist dann?«

Dhaman fuhr sich mit der Hand durch das gewellte Haar, wodurch er einige Strähnen aus dem Zopf löste, schüttelte den Kopf, sah noch einmal zu dem Tisch des Jünglings hinüber, der gerade seinen Weinpokal hob und der jungen Elfe hinter ihnen zuprostete, und entschuldigte sich dann: »Verzeih, Bard, ich dachte, ich hätte jemanden gesehen, den ich kannte, doch ich habe mich geirrt. Laß uns ein Havenabräu trinken!«

Doch der Gardeoberst schüttelte den Kopf. »Ich werde nicht bleiben, ich habe versprochen, einen Freund zu besuchen, und das mache ich – je eher, desto besser. Aber bleib nur, Dhaman«, er klopfte dem Freund auf die Schulter, »auch wenn unser Bekannter ja offensichtlich nicht mehr kommt.« Er nickte ihm zu, um sich dann durch die eilig entstehende Gasse zum Ausgang zu schieben.

Fion betete zu Phex, daß Dhaman ebenso verständig sein würde und ginge, und tatsächlich verbeugte sich dieser vor den Anwesenden mit den Worten: »Ich möchte die traute Runde allerdings nicht stören. Ich werde mich mit meinem Bräu in eine stille Ecke setzen, denke ich. Einen schönen Abend wünsche ich noch!« Fion nickte ihm dankbar zu.

»Aldare, mach die Krüge wieder voll«, lallte Doto. Die junge Elfe schrak zusammen, als erwache sie aus

einer Starre, und eilte sich, der Aufforderung nachzukommen. »Aber ganz voll, Schankmaid!« Doto ergriff seinen Krug und führte ihn schwungvoll zum Mund, wartete in dieser Haltung, bis Rhuad es ihm gleichtat, dann stürzten die Männer das Premer Feuer gleichzeitig hinunter.

Unter gesenkten Lidern schätzte Fion Rhuads Zustand ein. Seine Bewegungen waren weit sicherer als die Dotos, und einen Moment lang hatte der Knecht den Eindruck gehabt, daß der Prinz ihm zuzwinkerte. Hatte er die Ablenkung genutzt, um das Antidot zu trinken? Es schien fast so. Dann war der Abend ja doch noch gerettet!

Fions Blicke jedoch wanderten immer wieder zu dem Tisch, an dem die Schwarzgewandete gesessen und ihn angeblickt hatte, und an dem nun der junge Mann saß, der hier ebensowenig hinzugehören schien wie vorher die Frau. An sie mußte er immer wieder denken – wie nur war sie verschwunden und warum so eilig? Er bemerkte erstaunt, wie der schwarzhaarige junge Mann die Lippen zu einem feinen Lächeln verzog und ihm mit einem Auge zuzwinkerte, das dunkel wie eine sternenlose Nacht schien.

Der bessere Liebhaber

Aldare hielt sich an den Handel mit Doto, auch wenn ihr dabei die Dukaten im Beutel brannten. Als die beiden unangenehmen Freunde von Fion wieder gegangen waren – zumindest den Menschen in Uniform kannte sie vom Sehen hier im *Esche und Kork* – schenkte sie Brins Krug wie immer bis zur Neige voll, den Dotos aber nur bis etwa einen Fingerbreit unter den Rand, und betete, daß Brin und Fion es nicht bemerkten.

Aldare bedauerte die Sache, sie wollte weder, daß Brin seine Wette verlöre, noch wollte sie Fion betrügen. Schließlich kannte sie die beiden seit ihrer frühen Kindheit. Doto bediente sie zwar mindestens ebenso lange hier im *Esche und Kork,* doch dem konnte sie seit diesem Handel sowieso nicht mehr in die Augen schauen. Fion und Brin allerdings auch nicht. Was mußten die beiden von ihr denken, wenn sie davon erführen? Immerhin spielten sie anständig, Brin hatte seine Zauberkraft nicht eingesetzt, wie sie es ein-, zweimal überprüft hatte, und er hatte auch nicht die

Schankmagd bestochen. Sie kam sich wie eine Verräterin vor, was sie strenggenommen auch war.

Thalionmel kam mit wiegenden Hüften zwischen den sich lichtenden Reihen der Gäste hindurch und lächelte sie mitleidig an. »Schwester, was schaust du so traurig drein? Du siehst müde aus. Laß mich dir doch bitte helfen!« sprach sie, und es folgte etwas, was Aldare nicht recht verstand. Kurz noch regte sich Widerstand in ihr – aber nein, sie hatte einen Handel mit Doto! »Aber natürlich kannst du mir helfen!« sagte Aldare dann und sah die Schwester zutiefst dankbar an. »Wenn man schon so eine liebe, freundliche Schwester hat, kann man ja nicht nein sagen!«

»Tu mir den Gefallen und geh in die Küche, um Mi zu helfen, ja? Der Kleine schafft das nicht alles alleine!« Thalionmel lächelte noch hintergründiger, strich sich den blütenartigen Kragen glatt und streckte erwartungsvoll die Hand aus. Aldare nickte noch immer freudig. Thalionmel war eine echte Schwester, so fürsorglich – löste sie einfach so von der harten Arbeit ab! Sie drückte ihr den Krug mit dem Premer in die Hand und nickte den Gästen noch einmal zu. Doto sah zwar etwas unwirsch aus, aber das mochte auch daran liegen, daß er stockbetrunken war. Nur flüchtig dachte sie an die Abmachung mit ihm, doch worum Thalionmel sie hier bat, war jetzt viel wichtiger, sie mochte ihr das nicht abschlagen! Die Schwe-

ster schenkte Brin und Doto die Krüge wieder nach und setzte dabei ein kokettes Lächeln auf.

Auf dem Weg zur Küche hielt Aldare noch einmal inne: Ihr gegenüber saß der etwas unheimliche schwarzhaarige Mann, der Colga damals aus der *Esche* vergrault hatte, und der nun an seinem Weinpokal nippte. Schon vorhin war er ihr aufgefallen, bevor Thal zur Ablösung kam, da hatte er ihr zugeprostet. Wie seltsam ... Er war so lange nicht in der *Esche* gewesen, so daß sie nicht mehr damit gerechnet hatte, ihn je wiederzusehen, sondern gedacht hatte, er habe Havena verlassen. War er ihretwegen zurückgekehrt? Er wußte so liebenswürdige Worte zu wählen wie jemand, der häufig mit Frauen tändelte. Das schmeichelte Aldare. Thalionmels Bitte entsprechend ging sie weiter zur Küche, auch wenn sie eigentlich zu dem Fremden gehen wollte, um einige Worte mit ihm zu wechseln: Er lud sie mit einem Wink zu sich an den Tisch ein. Doch nein, die Schwester war so freundlich gewesen und hatte so artig gefragt, daß sie ihr einfach nicht zuwiderhandeln *konnte!*

Ein Gast, es war der Mensch, der vorhin mit Fion gesprochen hatte, trat ihr noch in den Weg und zahlte seine Zeche für ein Bräu.

Mit einem Mal fühlte Aldare sich schwindelig – ein seltsamer Duft drang ihr in die Nase. Die Elfe konnte ihn weder benennen, noch sagen, warum er ihr so

unangenehm war, daß ihr fast davon schlecht wurde, doch irgendwie roch er faul. Sie rettete sich in die Küche, schlug die Tür hinter sich zu und dankte Thalionmel in Gedanken noch einmal dafür, daß sie sie da herausgeholt hatte.

Mi war nicht in der Küche, und so räumte Aldare schon einmal die Humpen zusammen. Sie beschloß, nicht draußen auf dem Hof zu spülen, wie es üblich war, sondern drinnen. Sulpiz sah dies nicht gerne, da der Holzboden bei einer derartigen Kälte unter dem unweigerlich überlaufenden Wasser litt. Doch besser der Boden als meine Finger, dachte die Elfe. Zunächst räumte sie noch einige Zeit herum, erwog kurz, die anderen Krüge von draußen schon hereinzuholen, doch entschied dann, daß dies genausogut morgen geschehen könne. Thalionmel hatte sie schließlich gebeten, in der Küche zu helfen, und irgendwie mochte sie der Schwester nicht widersprechen.

Wo nur Mi blieb?

Die letzten Geräusche aus dem Schankraum verstummten bald, und Sulpiz kam abgekämpft zur Tür herein. »Ah, hier bist du, Töchterchen. Hast mal wieder vor dich hin geträumt, wie? Nein, nein, du mußt nichts sagen, ich kann mich nicht mehr streiten. Ich räume hier noch auf und bin dann im Bett.« Die Tür schloß sich wieder. Aldare seufzte. Wie sollte sie das dem Väterchen nur erklären? Sie wußte es selbst nicht

genau, wußte nicht einmal, was mit ihr los gewesen war, daß sie sich einfach aus der Schankstube ferngehalten hatte. Der arme Sulpiz, sicherlich hatte er den ganzen Abend allein bedienen müssen. Und das in seinem Alter – Menschen wurden doch so schnell müde! Wieso, fragte sich Aldare verwundert, wieso nur bin ich aus der Schankstube fortgeblieben? Nur weil Thalionmel mich gebeten hat, dem kleinen Mi in der Küche zu helfen? So viel gab es da nun auch nicht zu tun, als daß Mi das nicht allein hätte bewältigen können, immerhin verdiente er sich damit seinen Lebensunterhalt.

Thalionmels schwarze Augen mit dem hintergründigen Blauschimmer darin – Spiegelbild ihrer eigenen – kamen Aldare in den Sinn und das sanfte Gemurmel, das sie nicht genau hatte verstehen können. Aldare schlug sich mit der Rechten an die Stirn. Dieses Luder! Dieses ausgemachte Stück Aas! Diese Hexe! Ihre eigene Schwester bezauberte sie mit dem Freundschaftsblick, um wie eine rollige Katze den Männern nachzusteigen! Diese ...! Aldare rezitierte geistig das gesamte Register ihrer Fluchkunst und daß sie diese Kraftausdrücke fast alle von Thal gelernt hatte, erboste sie nur um so mehr.

Die Wellen der Ekstase, die Fions Körper lustvoll durchzuckt hatten, ebbten langsam ab. Die beiden

Geliebten lagen nun engumschlungen auf dem aus Decken und Stroh bereiteten Lager und genossen die Nähe und Wärme des anderen. Lange lagen sie so unter einer mit Halmen gespickten alten Decke in einer Mulde aus zerrupften Strohbündeln.

»Weißt du noch«, murmelte Rhuad in Fions Ohr, »wie wir früher die Strohbündel so hoch gestapelt haben, bis wir mit Seilen auf die Querbalken klettern konnten?«

»Hmm.« Fions Zustimmung klang mehr nach einem Seufzer als nach einer Antwort.

»Wir haben damals Buchstaben und Zeichen dort oben ins Holz geritzt. Du hast behauptet, das Dreieck sei das Zeichen der Magie, deshalb haben wir es überall angebracht.«

Noch immer öffnete Fion nicht die Augen. »Du hast das behauptet. Nicht ich. Hätte ich gewagt, dir zu widersprechen?«

»Ich habe das behauptet? Seltsam, ich dachte, du wärst es gewesen. Aber du magst recht haben, ich habe früher viel behauptet. Tatsächlich ist das Dreieck das Zeichen des elementaren Feuers, wußtest du das?«

Fion nickte und murmelte wieder zustimmend. Sein Körper war wunderbar matt und müde, er wollte nicht auch nur einen Finger rühren. Nicken war gerade noch möglich.

»Ach ja, Dialann weist dich ja in die Weihen der

Alchimie ein, nicht? Da ist das wichtig. Na, wenn das nicht ein Omen ist! Wollen wir hoffen, daß diese Scheune nicht eines Tages abbrennt, es stecken zu viele schöne Erinnerungen darin ...« Rhuad streckte sich gähnend, und Fion rollte sich auf die Seite, den Kopf in die rechte Hand gestützt. Hier in der Scheune roch es wunderbar nach trockenem Gras und Pferden und nach ihrem Schweiß. Sie hatten sich lange und genußvoll geliebt, Rhuad war so leidenschaftlich und zärtlich zugleich ... Fion dachte an den nackten, schönen Körper des anderen unter der Decke und schloß lächelnd die Augen. Er genoß Rhuads Gegenwart.

Stroh raschelte, und der Stallknecht war neugierig, was der Prinz tat. Der war gerade dabei, im Licht der fast völlig heruntergedrehten Sturmlaterne die struppigen Bündel zu durchsuchen. Und schließlich präsentierte er nachlässig lächelnd eine Flasche Wein mitsamt zweier kristallener Pokale! »Goldfelser Südhang! Die hatte ich hier schon mal lagern lassen. Umsichtig, nicht war? Thalionmel dachte vermutlich, daß sie mittrinken sollte, aber das habe ich ihr ausgeredet.« Er entkorkte die Flasche mit den Zähnen, goß von dem Roten jeweils etwas in die zarten Pokale und reichte Fion einen davon. Sie stießen an und prosteten sich zu. »Auf uns!« sagte Rhuad lächelnd, doch Fion antwortete: »Auf dein neues Maultier!« und beide lachten. »Hast du sie verzaubert?«

»Wen – Thalionmel?« Rhuad zog fragend die Augenbraue hoch, und Fion nickte nur. »Nun, nicht direkt. Ich habe mir eine ihrer schwarzen Locken abgeschnitten und ihr mit bedrohlichem Klang in der Stimme ins Ohr geraunt, ich würde schon dafür sorgen, daß sie zu mir käme, wenn ich das wollte.« Der Prinz lachte leise. »Das war sehr wirksam, sie hat nicht einmal geschmollt, daß ich sie nicht wollte.« Wieder stimmte Fion in seine Fröhlichkeit ein. Dann jedoch schien er etwas nachdenklich.

»Also: Wie fühlt es sich an?«

»Was?«

»Na, die Magie! Wie fühlt es sich an, wenn man zaubert? Ich wollte das schon immer wissen, aber außer den Elfen wußte ich einfach nicht, wen ich fragen könnte, und die beiden geben immer so seltsame Antworten!«

»Das stimmt nicht ganz. Vermutlich gibt es hier genauso viele Magiebegabte, wie anderswo, aber sie werden nicht ausgebildet, da man in Havena nicht zugibt, magiebegabt zu sein. Man leugnet es einfach, weil man Angst hat vor den Konsequenzen und vor dem Aberglauben der Bürger. Das ist ein Verbrechen, weißt du das?« Rhuad stürzte den Wein hinunter und füllte seinen Pokal wieder auf. Er legte sich auf den Rücken, einen Arm hinter dem Kopf verschränkt, die nackte Brust schaute unter der Decke hervor. Sein

Gesicht lag nun im Lampenschein. Draußen ratterte ein Fuhrwerk die kopfsteingepflasterte Straße entlang, das frühmorgendliche Tagwerk mancher Havener begann schon.

»Nun. Magie an sich ... das Gefühl ist schwer zu beschreiben. Wie du einatmest, um Luft zu holen, so kannst du auch in dich einsinken, um deine Kraft zu spüren oder sie fließen zu lassen. Sie ist wie ein reißender Strom tief in dir. Sie gibt dir Vertrauen in dich und deine Fähigkeiten. Ohne die Kraft in mir wäre ich nur ein halber Mensch, glaube ich, wäre ich nicht der, der ich bin. Das klingt seltsam, nicht?« Der Prinz wandte sich seinem Geliebten zu. Dieser nickte zögernd. »Ich glaube, ich kann es verstehen, auch wenn ich nicht wirklich weiß, was du meinst, aber ich kann es mir vorstellen. Und wie fühlt sich Zaubern an?«

»Du fragst Dinge ...! Nun: Die Kraft durchströmt dich. Wenn du genau darauf achtest, kannst du sogar ein feines Kribbeln spüren. Dieses Durchströmen ist ein ganz wunderbares Gefühl ... Eleven neigen bei den ersten Übungen dieser Art dazu, sich dem völlig hinzugeben, bis ihnen schlecht wird. Das habe ich auch gemacht, als ich es gelernt habe – Rahja, war mir übel! Aber auch das muß ein Magier lernen: mit seinen Kräften hauszuhalten und seine Grenzen kennenzulernen.«

»Dann passiert es also, daß die Kraft verschwendet

wurde und ein Magier nicht mehr zaubern kann?« Fion schaute überrascht, das hatte er nicht gewußt! »Ganz richtig.« Rhuad schaute an Fion vorbei, ein dunkler Schatten huschte über sein Gesicht. »Irgendwann ist man an seinen Grenzen angelangt. Dann steht man an der Schwelle zur Finsternis.« Fion bemerkte, wie sein Liebhaber eine Gänsehaut bekam und die Decke höher zog. »Was für eine Finsternis?« fragte er dann leise. Doch Rhuad schüttelte nur den Kopf und schluckte mühsam.

Nach längerem Schweigen erzählte er schließlich doch. »Ich sollte zuerst nach Beilunk auf die Reichsakademie. Dort wird man in der Kampfmagie ausgebildet. Es geht dort zu wie in einer Wehrheimer Kaserne, es ist kalt und grausam, man wird blutig geschlagen, und der geringste Streich wird mit Karzer bestraft.« Rhuad seufzte, in seinen Augen stand Bitterkeit. »Ich habe es gehaßt. Mutter war dagegen, daß ich dorthin käme – sie sagte, wenn sie schon einen Sohn hätte, der in der Magie ausgebildet würde, dann sollte er nicht auch noch ein Kampfmagier werden. Aber ich glaube, Vater fühlte sich verpflichtet, mich an die Reichsakademie zu geben, um zu zeigen, daß sein Sohn mit all seiner Kraft dem Reich dienen würde. Ich kann es ihm nicht verdenken. Saldor Foslarin, die Spektabilität dort, also der Akademieleiter, sagte ihm, die Magie müsse in den Zöglingen durch Stren-

ge und Gehorsam diszipliniert werden, dies sei der einzig wirklich wirksame Weg.

Ich weiß nicht mehr, wie ich das alles die ersten paar Jahre ausgehalten habe ... ich war noch klein, allein in einer großen, fremden Stadt und der hochgeborenste Eleve dort. Kurz nach Invhers Hochzeit kam es dann zu dem Eklat: Ich hatte mal wieder etwas angestellt und wurde zu seiner Spektabilität gerufen. Der hielt mir wie üblich eine Standpauke: was meine Eltern und meine Heimat, ja mein Reich von mir erwarteten und was ich davon alles nicht erfüllte. Wir gerieten in Streit, bald schrie er mich an und ich schrie zurück. Irgendwann muß mir dann der Faden gerissen sein. Ich hatte viel geübt, so daß meine Kraft ziemlich am Ende war. In mir barst etwas, und Finsternis durchflutete mich, so daß ich gar nicht mehr klar denken konnte. Von den Geschehnissen dann habe ich nicht mehr viel mitbekommen, ich weiß nur noch, daß der Wurzelzwerg einen Flammenstrahl auf ein silbrig glänzendes, durchscheinendes Wesen lenkte. Ob das ein Geist oder ein Dämon war, weiß ich nicht.

Irgendwann bin ich aufgewacht, und jemand sagte mir, daß ich fast gestorben wäre. Saldor Foslarin habe ich nicht wiedergesehen, seine Magister prüften mich noch einmal und beschieden, daß ich eher für die Verwandlungsakademie als für den Kampf geeignet

sei. Diese Entscheidung kam ein bißchen spät, fand ich. Deshalb bin ich dann nach Lowangen gegangen. Aus der Traum von einer Karriere in der Mittelreich'schen Armee – aber das hatte ich sowieso nie gewollt. In Lowangen konnte ich einfach der sein, der ich war.« Wieder trank er den Kelch leer. »Doch diese Finsternis in mir werde ich nie vergessen. Sie kommt von meinem Haß, irgendwo in meiner Seele. Ich hoffe, daß sie sich nie wieder zeigt. Das ist auch ein Grund, warum ich es mir selten erlaube, soviel zu zaubern, daß meine Kraft erschöpft ist. Ich habe Angst, daß die Finsternis dann wiederkommt.«

Beide, Stallknecht und Prinz, schwiegen. »Meinst du nicht, es lag daran, daß du wütend warst?« fragte Fion schließlich, doch der Prinz zuckte nur mit den Schultern und schenkte beide Kelche reichhaltig nach. »Ich weiß es nicht. Ich will es auch nicht wissen, verstehst du? Wer weiß, was dabei herauskäme. Nein, sei du froh, daß du weder Prinz noch Magier bist – das Leben ist leichter ohne so viele Verpflichtungen, glaub mir.« Er strich Fion zärtlich seine kecke blonde Strähne aus dem Gesicht. »Manchmal beneide ich dich, weißt du das?«

»Du mich?« Fion schüttelte den Kopf. »Aber ... warum denn? Du hast doch alles, was man sich nur wünschen kann! Du stammst aus einer der angesehensten Familien des Reiches! Du bist klug, charmant

und schön und zudem noch ein Magier! Du besitzt Pferde, Kleider, was du willst! Und du hast einen Reichsbehüter als Schwager, das ist doch etwas! Warum also solltest du mich beneiden?« Rhuad zog ihn näher zu sich heran und küßte ihn mit weichen Lippen. »Danke«, sagte er dann lächelnd. »Wofür?« Fion war verwirrt. »Na, für deine Komplimente!« Rhuad lächelte noch mehr. »Schön, charmant, klug ... So etwas bekommt man nicht alle Tage zu hören!«

Fion verfluchte seine helle Haut, denn er spürte, wie ihm die Wangen brannten. Nur gut, daß man in dem dämmrigen Licht der Sturmlaterne solche Schattierungen nicht wahrnahm! »Ach so ... Bitte. Aber eins habe ich noch vergessen: Eitel bist du auch. Und empfänglich für Komplimente!« Fion ging in Dekkung, als Rhuad ihn lachend unter einem Strohbündel begrub.

Mit kurzen, zögerlichen Schritten ging Mi auf den Hof der *Esche* hinaus. Es war kalt, und er rieb sich die Oberarme, um sie zu wärmen. Aldare war weggegangen, Thalionmel ebenso, und Sulpiz war den ganzen Abend kaum in der Küche gewesen. Der Junge lenkte seine Schritte Richtung Brunnentrog, wo die Humpen zum Spülen standen. Eben noch waren wohlige Seufzer und andere leise Geräusche aus der Scheune hervorgedrungen – Mi kannte das. Häufig

genug hatte Thalionmel ihn dazu verpflichtet, Wache zu stehen, wenn sie mit einem Menschen dort verschwunden war, doch er wußte, daß er dann dort nicht hinein durfte, das hatte Thalionmel ihm bei Androhung von strengster Strafe eingeschärft. Dunkelheit lag über dem Hof, der Morgen ließ noch auf sich warten. Nebel hing über dem stillen Havena, es war still bis auf ein Fuhrwerk, das die gepflasterte Seitenstraße entlangratterte.

Dunkel, neblig, kalt – seltsamerweise fühlte sich Mi hier draußen geborgen, sah doch die Wirklichkeit so aus, wie er sich innerlich fühlte. Der Junge steckte die kalten Hände schützend unter die Achselhöhlen und wanderte über den Hof.

Ein Rascheln ließ ihn stutzen. Angestrengt starrte er in die Schatten – war da etwas gewesen? Hier war doch niemand? Er hätte das gerne laut gefragt, doch die alte Angst, die ihn am Sprechen hinderte, war immer noch so unüberwindbar wie ehedem und hielt seine Zunge in ehernen Fesseln.

Ist da wer? hätte er gerne gefragt. Und mit leisem Stimmchen hinzugefügt: Tu mir nichts! Andere Geräusche drangen aus der Scheune zu ihm vor, leise Stimmen. Mi hörte häufig Stimmen, meist die seiner Mutter. Ihre Stimme, ihr Geruch und ihre Wärme waren das einzige von ihr, an das er sich noch erinnerte, doch um so tröstlicher waren ihre Worte für den ein-

samen Jungen. Ihr konnte er auch antworten, sie hörte ihm zu und verstand ihn, auch ohne daß er gegen diese Fesseln um seine Zunge ankämpfen mußte. Er mußte nur die Augen schließen und ihr zuhören. Doch diese Stimmen waren anders, leise, entfernt – er verstand sie nicht.

Mi fröstelte, die Kälte schlug nun über ihn herein und kroch in seine Glieder. Er wollte lieber wieder in die Küche gehen, an den warmen Herd, oder in die Schankstube, wo gewiß Sulpiz war, und so drückte er sich um die Schatten der Häuser herum zur Tür hin, denn die Schatten machten ihm Angst. ›Geh nicht zu den Schatten, mein kleiner Mi‹, sagte nun auch seine Mutter leise zu ihm, und er antwortete: ›Aber Mutter, sie sind doch überall, es ist so dunkel, wie soll ich sie da vermeiden?‹ Aber sie antwortete nicht.

Der dunkle Hof drehte sich vor Mis Augen, er wollte sich an etwas festklammern, doch er griff ins Leere und fiel zu Boden. Das Tappen von besohlten Schuhen drang an sein Ohr, jemand beugte sich über ihn. Eine Hand strich über seine Wange und streichelte sie sanft.

›Lauf, mein kleiner Mi, so lauf doch weg!‹ Die Stimme seiner Mutter klang panisch. ›Ich kann nicht, Mutter!‹ wimmerte Mi in Gedanken ebenso verzweifelt, ›Ich kann nicht, meine Beine wollen sich nicht bewegen!‹ Die Hand glitt zu Mis Haar, griff hinein und zog

so den Kopf des Jungen, dessen Herz nun in großen Sprüngen raste, fast zärtlich nach hinten. Mi blickte nach oben zu dem gesichtlosen Schatten, der sich über ihn beugte, doch die Dunkelheit verbarg die Gestalt gut. Die zweite Hand riß den Kittel des Jungen auf, der vor Angst die Kälte kaum noch spürte. ›Lauf, Mi, lauf doch, schnell!‹ schluchzte seine Mutter nun immer wieder verzweifelt: ›Lauf, Mi, lauf!‹ Doch Mi konnte ihr nicht mehr antworten, er war innerlich genauso stumm, wie seine Zunge es schon seit Jahren war, denn die Gestalt hielt ihn mit festem Griff, beugte sich weiter über ihn und näherte ihr Gesicht dem seinen. Modriger Atem schlug ihm entgegen, raubte ihm die Luft und ließ ihn würgen, dann spürte er kalte Lippen an der empfindlichen Haut seines Halses. Er stieß ein erschrecktes und erstauntes Wimmern aus, als sich nadelspitze Zähne in seine Kehle bohrten, Schmerz empfand er kaum. Dann lief ihm ein warmes Rinnsal in den Kragen – Blut? Fröstelnd und am ganzen Leib zitternd spürte Mi, wie ihm die schattenhafte Gestalt langsam den Lebenssaft aussaugte, während die fast kreischende Stimme seiner Mutter immer weiter weggeweht zu werden schien – Mi hörte sie zwar, doch mit seinem Blute wich auch sein Bewußtsein.

Aldare riß die Türe zum Schankraum auf und stürmte hindurch. Ihr ›Vater‹ hob gerade die Hocker und

Stühle auf die Tische, um die schweren Holzdielen besser fegen zu können, sonst war niemand zu sehen. »Wo ist Thal? Und Fion und Brin? Und ...« Aldare hatte nach dem Mann in Schwarz fragen wollen, doch den kannte ihr Vater bestimmt nicht. Sulpiz zuckte mit den Schultern und stellte einen weiteren Stuhl auf den Tisch. Er sah sehr müde aus, immerhin war der frühe Morgen nicht mehr fern. »Fion und Brin sind recht bald gegangen, Thally ist gerade nach draußen, abwaschen. Selbst Mi ist nicht da! Zumindest bist du nicht die einzige, die sich um die Arbeit drückt!« Aldare drehte sich in planloser Enttäuschung ein paarmal im Raum und schüttelte den Kopf. Wo waren die nur alle hin?

Plötzlich durchschnitt ein gellender Schrei die frühe Morgenstunde, so grausam und entsetzlich, daß Aldare das Blut in den Adern zu gefrieren schien. Der Laut schien noch einen Augenblick im Raum zu verhallen, auszuklingen, erst dann fiel die frostgleiche Starre von der Elfe und dem Menschen ab. Aldare sah Sulpiz an: »Das war Thal!« und beide rannten wie von Dämonen gehetzt zur Hoftür hinaus.

Dort fanden sie, nur vom spärlichen Licht eines kaum zu ahnenden neuen Tages beleuchtet, Thalionmel, die über ein Bündel auf dem Hof gebeugt war und von haltlosem Schluchzen geschüttelt wurde. Als Aldare zu ihr lief, um zu sehen, was die Schwester in

den Armen hielt, nahm sie einen Schatten am Hoftor wahr. Eine schattenhafte, in weite Mäntel gehüllte Gestalt, die in der Dunkelheit kaum auszumachen war, schnellte über das Tor und verschwand auf der anderen Seite, ohne ein vernehmbares Geräusch zu verursachen.

Die Elfe besah sich das Bündel in Thals Armen: Es war Mi, mit blassem Gesicht und aufgerissenen Augen, der Hals eine einzige blutige Wunde. Mi war tot!

Aldare rannte los. Sie hörte Rufe hinter sich, Sulpiz' Rufe, wie sie meinte, doch sie verstand seine Worte nicht. Sie sprang nicht über das Tor, sondern drückte es mit Schwung auf – es war nicht abgeschlossen und stand seltsamerweise sogar ein wenig offen – und sprang auf die Straße. Ihr Blick schweifte schnell nord- und südwärts, und so sah sie im letzten Moment einen Mantel um die südliche Ecke verschwinden.

Die Häuser bestanden hier aus geschnitztem Fachwerk mit stolzen Erkern und Giebeln. Obwohl das Pflaster naß und schlüpfrig war, rannte Aldare. In ihr war weder Zorn noch Trauer, eine ganz und gar unmenschliche und unelfische Kälte hatte von ihr Besitz ergriffen und trieb sie vorwärts. Sie dachte nicht, ja wußte nicht einmal, was sie mit dem Mörder des kleinen Mi anzustellen gedachte, wenn sie seiner habhaft wurde, doch das war ohne Belang. Aldare

jagte rechts um die Ecke, wo die schmale Gasse dunkel und leer vor ihr lag. Zur Linken in der Seitengasse wurde sie einer hastigen Bewegung gewahr, verhielt ihren Schritt schlitternd und folgte. Ein Bäckersjunge, der die Stufe fegte, blickte erstaunt Jägerin und Gejagtem hinterdrein, ein Tagelöhner sprang eilig aus dem Weg, um niemandem in die Quere zu kommen.

Aldare sah, wie der Verfolgte seinen Vorsprung immer weiter ausbaute – eine Tatsache, die sie erstaunte. Bis jetzt war ihr noch kein Mensch begegnet, der sie im Laufen übertreffen konnte, ja, der auch nur über kurze Zeit ihre Geschwindigkeit hätte halten können! Die dunkle Gestalt vor ihr bog nun schräg nach links ab, doch als die Elfe klopfenden Herzens – ob vor Erschöpfung, Wut oder Trauer, vermochte sie nicht zu sagen – an eben jener Viererkreuzung stand, sah sie zwischen den vereinzelten Havenern weder jemanden im dunklen Mantel, noch jemanden, auf den die Statur gepaßt hätte. Die Gestalt konnte in alle möglichen Richtungen verschwunden sein, zum Hafen, zum Stadtpark, zum Stadion ... Aldare drehte sich ein paarmal im Kreis, doch die Suche war aussichtslos. Rasch besann sich die Elfe ihrer Fähigkeiten und legte die Hände wie Muschelschalen hinter die Ohren und schaute in die morgendlichen Gassen, doch außer den Menschen, die hier an ihr vorbeigingen und ein, zwei Ratten sah sie keinen rot glimmen-

den Lebenshauch, auch keine sich schnell bewegende Gestalt.

Die Kälte in ihrem Inneren schmolz schmerzhaft schnell dahin, und Aldare fühlte sich ausgebrannt und erschöpft. Die Trauer um den kleinen Mi, der niemandem etwas getan hatte und der sich sicherlich niemanden zum Feind gemacht hatte, die Erkenntnis dieses sinnlosen Todes traf sie wie ein Faustschlag und ließ sie weinend an einer Hauswand zusammensacken.

Als der graue Morgen vollends hereinbrach, erhob Aldare sich müde und innerlich leer. Ihrem Geist schien diese Stadt, in der sie seit mehr als dreißig Jahren lebte, fremd, während ihre Beine wie von selbst den Heimweg einschlugen, als einer ihrer Füße über einen metallischen Gegenstand auf dem Pflaster scharrte. Die Elfe beugte sich hinunter und griff danach. Als sie das Silber von braunem, vermoderndem Laub befreit hatte, hielt sie eine sichelförmige Mantelfibel in der Hand, die ihr vage bekannt vorkam.

»Fion! Fion, schnell, Seine Gnaden Dialann fragt nach dir! Er ist sehr böse, weil du die Unterweisung vergessen hast! So steh doch auf!« Fion rieb sich die Augen. Träumte er? Hatte er die morgendliche Stallpflicht vergessen? Nein, er hatte ausgemistet und die Tiere gefüttert, gleich nachdem er mit Rhuad zum Pa-

last zurückgekehrt war. Auf dem Rückweg hatten sie einige Umwege gemacht und waren wieder durch das hintere Tor hineingeschlüpft.

Bei dem Wort ›Tor‹ klingelte irgend etwas in seinem Kopf. Sulpiz hatte ihnen schon immer eingeschärft, das Hoftor wieder richtig zu schließen, damit sich keine Betrunkenen oder anderes Gesindel dort einnisten konnte – hatten sie das gestern vergessen? Er war sich nicht sicher, konnte eigentlich noch gar nicht richtig denken – er hatte einfach zu wenig geschlafen.

»Fianna? Was ist?«

»Was ist? Seine Gnaden hat die Unterweisungen bis zum Ende der Woche gestrichen, nur weil du verschlafen hast!« Fianna war den Tränen nahe. Die braunen Rehaugen glitzerten feucht, sie hielt die Fäuste geballt und biß sich auf die Unterlippe. Die braunen Locken wippten vorwitzig auf und ab, und Fion unterdrückte mühsam ein Lächeln – Fianna war zu süß, wenn sie verzweifelt war! Ihre Kindheit hatten sie fast wie Schwester und Bruder zusammen verbracht, später gemeinsam mit Rhuad viele Dummheiten gemacht, wobei auch da Fianna immer das Gewissen der kleinen Gruppe war. Seit sie älter geworden waren, verstanden sich Fianna und Rhuad nicht mehr allzu gut. Fion hatte den Eindruck, daß Fianna Rhuad bei allem Respekt nicht mochte, was ihn traurig stimmte, aber anscheinend nicht zu ändern war.

Der Stallknecht verstand nicht, was die Magd an dem Prinzen auszusetzen hatte. Er selbst konnte sich keinen wunderbareren Menschen vorstellen, und Rhuad mochte ihn, Fion, ebenfalls. Was wollte man mehr?

Jetzt brach Fianna tatsächlich in Tränen aus. Fion beeilte sich, sie in den Arm zu nehmen und zu trösten.

»Es tut mir leid, Fianna, aber ich habe kaum geschlafen. Ich mußte mich dringend ein wenig hinlegen. Ich werde mich später bei Dialann entschuldigen, ja?«

»Er ist wirklich böse. Er sagt, wenn wir nicht in der Lage sind, pünktlich zu den Unterweisungen zu erscheinen, dann müsse er sich seine Zeit auch nicht für uns aufsparen. Aber ich freue mich doch immer so darauf. Die Lektionen bei ihm bekommt doch nicht jeder! Bitte, laß nicht noch mal eine aus, ja?« Mit feuchten Wangen sah sie zu Fion auf, dieser konnte nur nicken.

Fianna trocknete ihre Tränen. »Und, wie war der Abend gestern? Hast du dich amüsiert?« Ein vorwurfsvoller Ton schwang in der Stimme der Freundin mit. Doch Fion nickte. »Ja, es war ein schöner Abend. Wir waren in der *Esche,* haben gelacht, getrunken ...« Warum sträubte er sich, Fianna von der Liebesnacht zu erzählen? Sie berichteten sich doch sonst immer alles!

Nun, er ließ den Satz unvollendet in der Luft hängen, so daß man ihn auch gut als beendet ansehen konnte.

Fion erhob sich von der Pritsche, ging zu dem gefüllten Wassereimer und klatschte sich ein paar Handvoll ins Gesicht. Als er aufsah, blickte er in Fiannas dunkle Augen, sah, wie sie errötete und hörte sie ein »Entschuldige!« murmeln. Dann stieg sie fluchtartig die Stiege hinab in den Stall.

Der Stallknecht wußte gar nicht, wie ihm geschah. Rasch raffte er seine Beinkleider vom Stuhl und griff sich den Kittel, um der Freundin hinterherzulaufen. Gerade als er sich angekleidet hatte, erklangen Schritte auf der Stiege – kam Fianna zurück? Er ließ sich auf sein Lager fallen und erwartete sie. »Was ist nur mit dir los?« fragte er, noch bevor sie die Stiege ganz hinaufgeeilt war.

»Mit mir? Wieso?« Maegwyns Gesicht erschien in der Bodenluke, sie lächelte hintergründig. »Schließlich verschwand *Fianna* geradezu panisch aus deiner Stube! Darf ich heraufkommen?«

»Äh, natürlich!« sagte Fion, und dachte: Was will sie hier?

Die kleine Maegwyn trug braune Wollkleider, die gut geeignet waren, um Kälte und Regen abzuhalten und um sich gegen den Wind zu schützen. Das schulterlange Haar hing ihr strähnig ins Gesicht, die Stupsnase glänzte von der Kälte rötlich.

»Darf ich mich setzen?« Fion nickte. Maegwyn setzte sich und sah sich in dem Kämmerchen um. Eine peinliche Stille entstand.

»Wie geht es deiner Schulter?« fragte die Magd schließlich, und Fion erwiderte: »Besser. Es ist eine häßliche Prellung, die aber wohl bald verheilt sein wird. So ein Pferdehuf hat schon eine ganz schöne Wucht!« Tatsächlich hatte Rhuad ganz zärtlich mit ihm umgehen müssen, weil jede hastige Bewegung schmerzte ...

»Geht es dir selbst denn besser? Fianna erzählte, du seist krank gewesen?« Fion sah, wie sich Maegwyns Züge verdüsterten. Sie erwiderte nichts.

Nach einiger Zeit ergriff Fion das Wort. »Maegwyn ... Was genau führt dich hierher? Du hast mich noch nie besucht! Also ist etwas Ungewöhnliches geschehen. Bist du wirklich krank? Brauchst du Hilfe?« Eigentlich hatte Fion kühler sein wollen, doch das gelang ihm wie immer nicht so recht.

Die junge Frau betrachtete ihre Hände. Der Stallknecht hatte den Eindruck, daß Maegwyn nicht so recht wußte, wie sie anfangen sollte. Eigentlich paßte das nicht zu ihr, das kleine und resolute Persönchen wußte sonst auf alles eine Antwort.

»Fion ... ich brauche wirklich deine Hilfe.« Maegwyn beugte sich ein wenig vor und schlug flehentlich die Augen auf. »Aber du darfst darüber nicht reden,

ja? Mit niemandem!« Fion nickte. »Werde ich nicht. Ich verspreche es.«

»Nein, schwöre es bei Efferd!«

Seufzend legte der Knecht die rechte Hand auf das Herz. »Ich schwöre bei Efferd, daß ich nichts weitererzählen werde!«

Die Magd atmete auf. »Ich weiß, daß das sehr dreist ist, aber ich weiß mir nicht zu helfen. Dein Vater ist doch Hesindegeweihter, und da dachte ich ... Ich brauche einen Trank.«

Fion merkte auf. Nun wurde es also interessant. Was nur konnte so schlimm sein, daß es Maegwyn derartige Angst einjagte? »Was für ein Trank sollte das sein? Und wie dachtest du, daß ich ihn bekommen könnte?«

»Ich ... ich möchte dich nicht belügen. Ich bin verzweifelt. Du weißt doch vielleicht, daß Yantur und ich ... wir haben im Peraine, kurz nach dem Saatfest, bei König Cuanu um Erlaubnis für unsere Hochzeit nachgesucht. Wir kommen beide von der Krakeninsel, und dort hat man etwas andere Ehr- und Familienbegriffe als im Rest Havenas. Wir mußten uns beide vor der Hochzeit zu einer viermonatigen enthaltsamen Traviazeit verpflichten, um unsere Treue und unseren aufrechten Willen unter Beweis zu stellen. Währenddessen sollten wir uns von rahjagefälligen Dingen fernhalten ...« Maegwyn stand auf und ging ein wenig

auf und ab, ihr Gesicht glich einer verkrampften Maske. Dann drehte sie sich um und blickte Fion ins Gesicht: »Ich bin schwanger. Seit drei Monden, bald wird man es sehen können. Es geschah während eben dieser Traviazeit. Meine Familie bringt mich um, wenn sie davon erfährt. Bitte«, sie setzte sich wieder, senkte den Blick und flüsterte: »Du mußt mir helfen!«

In der Kammer über dem Stall der königlichen Pferde breitete sich Schweigen aus. Nun stand Fion auf und sah aus dem Dachfenster hinaus auf den Hof. Der Ostflügel des Palastes lag vor ihm, der Teil, in dessen Erdgeschoß sein Vater wohnte und sein Labor hatte, darüber waren die Gemächer Rhuads. Gestern noch hatte Fion für den Prinzen das Antidot aus dem Labor entwendet – warum nur war er sich sicher, daß dies hier eine andere Sache war, eine, an der er nicht teilhaben, an der er nicht schuld sein wollte? Kindstötung? Das Geschenk der jungen Göttin zurückweisen? Immerhin war er sicher, daß es im Schrank seines Vaters Tinkturen gab, die solche Dinge bewirken konnten, wenn man sie anders dosierte, Tinkturen, die vor Schwangerschaften schützen oder eventuelle Schmerzen des Mondblutens lindern sollten. Doch wie sollte man sie dosieren? Gab man zuviel, war auch Maegwyns Leben in Gefahr. Gab man zuwenig, konnte das Kind mit schweren Schäden überleben – so hatte er es zumindest in einem Folianten gelesen.

Er schüttelte den Kopf. »Nein, Maegwyn, ich kann dir nicht helfen. Damit möchte ich nichts zu tun haben. Hier geht es um dein Leben und das deines Kindes, zuviel kann dabei passieren. Ich kenne mich mit diesen Tinkturen nicht aus – du könntest dabei sterben! Vertraue dich doch der Herrin Invher an, vielleicht kann sie dir helfen, ich kann es nicht.«

Er sagte dies schweren Herzens, denn Maegwyn tat ihm leid, aber diese Form der Hilfe mochte er nicht leisten.

Maegwyn nickte, als habe sie eigentlich nichts anderes erwartet und erhob sich. Ihr Gesicht zeigte Zorn und Scham – sie hatte sich ihm anvertraut, doch er hatte ihre Tat verurteilt. Auch wenn er es nicht gesagt hatte, es schwang doch in seiner Rede mit, daß sie die Suppe auszulöffeln hatte, die sie sich so unbedacht eingebrockt hatte. Hatte er nicht gestern noch mit Rhuad darüber gesprochen, ob Maegwyn die Traviazeit enthaltsam hatte verbringen können? Heute konnte er darüber nicht mehr scherzen, heute betraf es ihn selbst auch dadurch, daß Maegwyn an ihn herangetreten war.

Doch Scham und Zorn würden sich zu Haß vermischen, das las er in Maegwyns Augen. Jetzt schüttelte sie bestimmt den Kopf. »Ich werde nicht zu Invher gehen. Ich kann nicht zu ihr gehen. Mir bleibt nicht mehr viel.«

»Weiß Yantur davon?« fragte Fion, wieder zum Fenster gewandt.

Maegwyn schüttelte wiederum den Kopf. »Noch nicht.«

Sie erhob sich, ging zur Stiege und stieg hinab. »Erinnere dich an dein Versprechen!« zischte sie ihm noch zu. Der letzte Blick, den sie ihm schenkte, ließ Fion Übles ahnen.

Die nächsten Stunden dieses so spät begonnenen Vormittags bedeuteten für Fion Stallarbeit. Die Pferde mußten geputzt werden – da es immerhin königliche Tiere, keine gemeinen Bierkutschengäule waren –, das Sattelzeug mußte gefettet, die Stallgasse gefegt, der Mist hinausgeschafft und vielleicht das ein oder andere Pferd für eine der hohen Damen oder einen hohen Herrn gesattelt und gezäumt bereitgestellt werden.

Doch Fion war guter Laune. Die Geschichte mit Maegwyn verblaßte recht bald vor dem Hintergrund des gestrigen Abends, und so trafen ihn die Gardisten Seiner Königlichen Hoheit, König Cuanus, pfeifend beim Fegen der Stallgasse an. Cailyn, seine Mutter, begutachtete gerade den Zustand des Maultieres, das Rhuad unbedingt in den königlichen Ställen untergebracht wissen wollte. Es waren zwei Uniformierte, Maire und Efferdwin, und ersterer sah gar nicht glücklich aus.

»Fion?«

Der Stallknecht blickte, gedankenverloren lächelnd, zu ihr auf. »Ja, Maire? Was ist denn? Geht es Giall wieder gut?« Stirnrunzelnd maß er Maires und Efferdwins Uniform und Bewaffnung und tauschte dann einen fragenden Blick mit seiner Mutter, die aus dem Verschlag auf die Stallgasse getreten war, um die Szene zu beobachten. »Dies ist kein persönlicher Besuch, was? Was gibt es denn?«

Maire sah noch unglücklicher aus, als sie sagte: »Giall geht es wieder gut. Aber deshalb bin ich nicht hier. Der Obrist Cheannard schickt uns im Auftrag seiner Königlichen Majestät, um dich festzunehmen. Wir sollen dich in die Arrestzelle bringen.« Ihr Blick heischte um Entschuldigung. »Es tut mir leid.«

Fion verstand nicht recht, was hier vorging. »Was sollt ihr? Mich festnehmen? Aber, bei allen guten Göttern, warum denn nur?« rief er aus. Er blickte zu seiner Mutter, die das alles mit steinerner Miene betrachtete.

»Wegen Vergewaltigung. Die Magd Maegwyn beschuldigt dich, sie in der Travienszeit vor ihrer Hochzeit geschändet und geschwängert zu haben.«

Fion wehrte sich nicht, als die beiden Gardisten ihre Pflicht erfüllten und ihn in die kalte Arrestzelle des Wachhauses sperrten. Es wunderte ihn weder, daß seine Mutter kein Wort über die Angelegenheit ver-

lor, noch, daß die gesamte Dienerschaft draußen zusammengelaufen war und offenbar schon bemerkt hatte, daß etwas Außergewöhnliches vor sich ging, und es wunderte ihn schließlich auch nicht, daß ihn die Bekannten und Freunde, die ihn doch seit frühester Kindheit kannten, mit Verfluchungen und drohend geschüttelten Fäusten bis zum Wachhaus begleiteten.

Fion wunderte sich über gar nichts mehr, er wußte nicht mehr, wie ihm geschah.

Von Narren, Lügen und der bitteren Wahrheit

Das Blaue Kabinett trug seinen Namen nach den in hellerem Blau gefärbten Stoffvorhängen und den blauen Flaggen der Familie Bennain und ihrer Anverwandten an den Wänden. In der Mitte hing ein großes Staatswappen Albernias – die drei silbernen Kronen, davon zwei über einer, auf blauem Grund. Es hatte verändert werden müssen, denn seit dem Jahre 21 Hal prangte die achtstrahlige Königskrone statt der Fürstenkrone mit vier Strahlen darauf. Rechts daneben sah man das Familienwappen der Bennains; auf blauem Grund im ersten Viertel war oben links der goldene Seeschlangenkopf abgebildet (denn ›Bennain‹ stammte aus dem Thorwalschen und hieß ›Kopf‹), im dritten Viertel unten rechts das naturfarbene Schiff mit weißen Segeln und rotem Banner. Idra Bennains Wappen verband dieses mit ihrem Elenvinschen, im ersten Viertel befand sich der Drachenkopf, im dritten das Schiff, im zweiten und vierten die blaue Wellenlinie auf goldenem Grund, auf

der drei goldene Schwerter lagen. Für die Kronprinzessin war Idras Wappen als Verbindung der Häuser Elenvina und Bennain in die obere Hälfte gerückt, darunter lagen die drei silbernen Kronen Albernias auf blauem Grund, beim Prinzen nur eine. Das Wappen der Bennainschen Barone von Fairnhain hatte ebenfalls einen blauen Hintergrund, mit dreigeteiltem Feld. In dem ersten Drittel befand sich der goldene Seeschlangenkopf der Bennains, in dem zweiten das naturfarbene Schiff, darunter drei kunstvolle rote Rosen auf vollem silbernem Madamal.

Nach der vorherrschenden Wappenfarbe Blau hatte Königin Idra auch die Sessel mit blauem Samt bepolstern lassen und einen großen Teppich mit Farben und Szenen aus dem Leben im Meer für den Raum ausgewählt. Kandelaber und ein Kristallüster schenkten künstliches Licht, was aber an diesem Travien-sommertag nicht nötig war.

Das schönste Objekt, das dem Kabinettszimmer seinen Namen verlieh, war allerdings die aus bläulich schimmerndem Bergkristall mit vielen kleinen Schliffen und Facetten versehene Efferdstatue, die einen halb mannshohen Delphin in elegantem Sprung darstellte, offenbar geschaffen von einem meisterhaften Bildhauer mit Efferds *und* Ingerimms Segen.

Invher liebte dieses Kabinett, besonders, wenn wie jetzt die Sonne durch das praioswärts gelegene Fen-

ster schien und die Delphinstatue das Licht in vielen hellen Fleckchen an die blauen Wände warf, so daß man wahrhaftig glaubte, im wogenden Wasser selbst zu tauchen und die Schönheit von Efferds Unterwasserreich genießen zu können.

Doch heute nahm die Kronprinzessin Albernias diese Schönheit kaum wahr. Sie war eine gerechte Frau mit einem gnadenvollen Herzen, zögerte jedoch nicht, wenn es darum ging, ein verdientes Urteil zu vollstrekken. Manchmal genoß sie das Amt des Richters, um Schurken ihrer gerechten Strafe zuzuführen, um sie zumindest für einen Teil des begangenen Unrechts büßen zu lassen – auch wenn dies weder das zerstörte Gut wieder unversehrt, noch einen getöteten Menschen wieder lebendig machte. Vielleicht war es nur das Gefühl, etwas zum Wohl der Geschädigten beigetragen zu haben, daß Invher gerne gerechte Urteile sprach.

Doch manchmal war das Amt des Richters oder der Richterin unvorstellbar schwer, so wie am heutigen Tag; sie war froh, daß nicht sie, sondern ihr Vater in diesem Fall das Urteil sprechen würde. Vorgestern noch war der Stallknecht Fion von ihrem Vater und dem Markgrafen wegen seines rondrianischen Mutes gelobt worden, heute trachtete zumindest ihr Vater danach, ein Exempel zu statuieren und zu beweisen, daß man seine Mägde oder Knechte nicht einfach so schänden konnte.

Invher fragte sich, warum sie sich so sicher war, daß Fion die Magd Maegwyn nicht vergewaltigt hatte, wie er es beteuerte. Lag es an der Art und Weise, wie er seine Unschuldsbeteuerungen vorgetragen hatte, so ehrlich und betroffen? Oder lag ihre Überzeugung darin begründet, daß ein Mensch, der – ohne auch nur den Bruchteil eines Herzschlages zu zögern! – sein Leben für das eines anderen einsetzte, wie Fion es getan hatte, daß dieser Mensch unmöglich die ihm hier zur Last gelegte Tat begangen haben konnte?

Unwillig den Kopf schüttelnd sah Invher auf den von der niedrigstehenden Mittagssonne geblendeten Angeklagten, der kerzengerade auf der Kante seines Stuhls in der Mitte des Kabinetts saß und mit blassem Gesicht den Ausführungen Bard Cheannards lauschte, der gerade bewies, was für ein schlechter Mensch Fion war, daß er ein solches Verbrechen hatte begehen können. Hart müsse man sein und ein Exempel statuieren, damit zum einen der Verbrecher selbst, zum anderen aber auch kein anderer auf den Gedanken käme, eine solche Tat zu wiederholen. Man müsse Gerechtigkeit walten lassen, um dem armen, geschädigten Geschöpf ein Quentchen menschlicher Würde zurückzuerstatten.

Ähnliche Gedankengänge hatte Invher eben auch noch verfolgt, doch im Geiste fügte sie nun hinzu:

Vergiß nicht, daß auch ein Angeklagter ein Recht auf Gerechtigkeit besitzt, Bard! Doch sie hatte ihrem Vater ihre Zweifel schon mitgeteilt, ob er sie anerkennen würde, wußte sie nicht. Nun schärfte sie ihre Sinne: Der König, der neben ihr hinter dem schweren, rohalistisch einfach gehaltenen Schreibtisch saß, der direkt vor dem wandhohen Butzenglasfenster stand, richtete das Wort an die Magd, die mit ihrem Mann an der Längsseite des Raumes saß.

»Maegwyn, Fion streitet beharrlich ab, begangen zu haben, was du ihm vorwirfst. Natürlich tut das jeder Verbrecher, der eines Verbrechens angeklagt wird, doch Wir sind geneigt, seinen Worten Gehör zu schenken. Du hast nicht etwa Beweise oder Zeugen, die deine Anklage erhärten?«

Das Mädchen brach in Tränen aus und schüttelte den Kopf. »Nein, Königliche Majestät«, flüsterte sie dann fast unhörbar, um weiteres Schluchzen zu unterdrücken. Sie wischte die Tränen mit einem von Yantur gereichten Tuch fort und richtete ihren Blick unverwandt auf den Boden in der Mitte des Kabinetts. »Er war so stark, ich konnte gar nichts tun! Ich wollte um Hilfe schreien, aber er hat gesagt, ... er hat gesagt, er bringt mich um, wenn ich das tue.« Sie schluckte wieder heftig. Yantur legte ihr den Arm um die Schulter, sie zuckte zusammen, als sei ihr seine Berührung zuwider, schmiegte sich dann jedoch an ihn.

Invher beobachtete die Gesichter der Betroffenen eindringlich und studierte besorgt den unverhohlenen Haß, der in Yanturs Augen funkelte – dieser wandte die ganze Zeit nicht den Blick von Fion. Dieser dagegen betrachtete Maegwyn. Sein Blick war – was für die Prinzessin schwer zu deuten war – eine Mischung aus Verachtung, Stolz und ... Mitleid. Der letzte Rest des Zweifels, den Invher noch gehegt hatte, ob sie mit ihrer Beurteilung richtig läge, war fortgewischt – so blickte kein Schänder sein Opfer an!

Noch während die Kronprinzessin dies dachte, wandte sich Fion ihr zu – ihre Blicke begegneten sich. Invher sah eine Spur Hoffnung in den Augen des Knechtes glimmen, doch sie schüttelte fast unmerklich den Kopf. Sie konnte nichts tun. Ihre Zweifel hatte sie ihrem Vater schon angemeldet, doch er war der Richter und sprach das Urteil, und wie hätte sie es auch begründen können? Etwa: ›Ich habe so ein Gefühl, daß die Magd lügt‹? Oder: ›Schau ihn dir doch nur an, Vater. Er ist unschuldig!‹?

Fion schien zu verstehen. Er nickte leicht zur Antwort, dann senkte er den Blick auf den Teppich und studierte die eingewebten Muster des verschlungenen Seetangs.

König Cuanu hatte seine Befragung noch nicht abgeschlossen. »Maegwyn, Luan, der Gärtner, sah dich gestern am frühen Vormittag aus dem Stallgebäude

kommen, kurz bevor du bei dem Oberst deine Vorwürfe vorgetragen hast. Hast du Fion aufgesucht, und wenn ja, zu welchem Zweck? Das scheint Uns ungewöhnlich.« Invher entnahm seinem Tonfall, daß auch er die Rechtsprechung heute eher als Last denn als Vergnügen empfand.

Maegwyn betupfte ihr Stupsnäschen mit dem tränenfeuchten Tuch und hob den Kopf. »Ich war da, Königliche Hoheit. Ich habe ihm gesagt, daß ich schwanger bin und wollte ihn dazu bringen, sich dazu zu bekennen. Aber«, sie sah wieder zu Boden und schob ihr Händchen in die sehr viel größere Hand Yanturs, »er hat mich nur wieder bedroht, daß er mir etwas antäte, wenn ich jemandem ein Wort davon sagte.«

Der König nickte. Invher fand, daß er müde aussah. Sein rotblondes Haar war schon fast vollständig ergraut und nur am Haaransatz an der Stirn geringfügig gelichtet. Das Gesicht verriet den gleichen Stolz, den sie seit ihrer Kindheit kannte, doch inzwischen hatten zahlreiche Sorgen und Aufgaben tiefe Linien hineingeprägt. Er wirkte älter als seine fünfundfünfzig Jahre. Würde sie in zwanzig Jahren genauso dort sitzen, von den Anforderungen gezeichnet, die Albernia an eine Königin stellte? Doch viele dieser grauen Haare waren sicherlich Isora von Elenvina zu verdanken, Invhers verbannter Tante, die vor neun

Jahren, im 17. Jahr seit dem Regierungsantritt Kaiser Hals, die Abwesenheit Cuanus ausgenutzt hatte, um den Thron Albernias an sich zu reißen. Die Kronprinzessin erinnerte sich an diese Monate noch genau: Sie und Rhuad waren damals Isoras Geiseln gewesen; mit der Drohung, sie beide zu ermorden, hatte die Tante versucht, den Vater einzuschüchtern. Trotz der Gefahr, in der sich seine Kinder befanden, war Cuanu auf Havena marschiert, um Albernia von der Usurpatorin zu befreien. Doch diese Entscheidung zu treffen, hatte ihn natürlich unendliche Mühen gekostet und ihm die Haare ergrauen lassen. Isora hatte Nichte und Neffen dann doch nicht töten lassen – einer der Gründe, warum Cuanu sie schließlich nicht hingerichtet, sondern nur verbannt hatte.

»Fion.« Der Knecht sah auf. »Stimmt das, was Maegwyn sagt? Hast du sie zu diesem Zeitpunkt bedroht, um sie zum Schweigen zu bringen? Was hast du dazu zu sagen?« In der Stimme des Königs schwang die stille Bitte mit, Fion möge dies alles aufklären und der Angelegenheit ein Ende machen. Ohne Zeugen stand Wort gegen Wort, doch mit der Anschuldigung mußte irgendwie verfahren werden, man mußte zu einem Urteil kommen.

Fion schüttelte den Kopf. »Ich habe dazu nichts zu sagen, Königliche Majestät.« Der Knecht sah Maegwyn an, die ruckartig den Kopf gehoben hatte. An-

klägerin und Angeklagter maßen sich mit Blicken. Invher wunderte sich – sie konnte nicht erfassen, was zwischen den beiden unausgesprochen mitgeteilt wurde, doch *daß* irgend etwas vorging, bemerkte sie wohl. Was war wirklich vorgefallen? Und warum schwieg sich der Knecht darüber aus?

König Cuanu zog erstaunt eine buschige Augenbraue hoch, wollte etwas erwidern, doch Invher kam ihm zuvor. Vielleicht konnte sie ihn zum Reden bringen! »Wirklich nicht, Fion? Bist du sicher, daß du nichts verschweigst, was Seine Königliche Majestät dazu veranlassen könnte, dich freizusprechen?« Wieder schüttelte Fion langsam den Kopf. »Nein, Allerprinzlichste Hoheit. Sicherlich nicht.« Sein Ton blieb gleichgültig, die Augen ausdruckslos.

Mit warnender Stimme griff nun auch König Cuanu ein: »Wenn du dazu nichts zu sagen hast, Fion, muß ich annehmen, daß Maegwyn die Wahrheit sagt. Bist du dir dessen bewußt?«

Der Stallknecht schien noch einen Augenblick nachdenklich zu zögern, dann jedoch nickte er, besann sich zu spät des guten Anstandes und fügte hinzu: »Ja, Eure Königliche Majestät.«

»Wenn Eure Königliche Majestät erlauben?« mischte sich Bard Cheannard ein. Der König nickte, und der Oberst fuhr fort. »Mir scheint, der Bursche hat das Leugnen aufgegeben – ein eindeutiges Zeichen

dafür, daß er seine Ausflüchte selbst nicht mehr für glaubhaft hält. Ich empfehle Eurer Königlichen Majestät, mit dem Delinquenten nicht zu weichherzig zu sein, sondern sofort die härtesten Strafmaßnahmen zu verhängen.«

Invher spürte Verachtung in sich keimen – hart, gerecht, strafen – weshalb forderte Bard für einen einfachen Knecht derart pervalsche Maßnahmen? »Warum ist Euch daran gelegen, den Burschen so hart zu bestrafen, Bard? Mir scheint, Ihr legt erheblichen Wert darauf.«

Der Oberst wandte sich Invher zu und verbarg rasch einen abfälligen Gesichtsausdruck hinter einer ehrerbietigen Maske: »Natürlich ist mir daran gelegen, daß die Autorität meines Königs gewahrt bleibt, Allerprinzlichste Hoheit. Der König hat die Gewalt über seine Eigenleute, doch auch die Pflicht, für sie zu sorgen. Wenn nun einer dieser Eigenmänner etwas tut, das ihm nicht gestattet ist, so muß man dafür sorgen, daß andere nicht auf den gleichen Gedanken kommen.«

»Das ist sehr treusorgend von Euch«, erwiderte Invher mit freundlichem Lächeln, wünschte sich aber, der Oberst hätte respektloser gesprochen.

»Nun gut, Wir haben genug gehört.« Aller Augen richteten sich auf den König, die beiden Schreiber tunkten die Griffel in die Tintenfäßchen und setzten

zum Schreiben an. »Am 29. Tag des Traviamondes im Jahre 26 Hal sprechen Wir, Cuanu ui Bennain, König von Albernia, folgendes Urteil: Der Angeklagte wird schuldig gesprochen. Das Strafmaß wird mit mittlerer Härte durchgeführt; das bedeutet: einen Tag Pranger, damit seine Untat zur Schau gestellt werde und ein jeder davon erfahre, fünfzehn Rutenhiebe, um das sündige Fleisch zu züchtigen und einmal Untertauchen, um es durch Efferds Element von derartigen Gelüsten reinzuwaschen. Die Vollstreckung ist durchzuführen am ersten Tag des boronheiligen Mondes. Mögen die Verfehlungen von der Göttin der ehelichen Liebe und der Tugendhaftigkeit verziehen werden. Unsere Aufgabe ist zunächst zu strafen. Da jedoch Zweifel an der Schuld des Verurteilten bestehen«, Invher sah schnell zu Bard hinüber, der ihren frohlockenden Blick grimmig erwiderte, »wollen Wir Anweisungen für die Rehabilitation des Knechtes Fion geben, so seine Unschuld bewiesen werden kann. In diesem Falle möge man durch Herolde mitteilen lassen, daß das Urteil ein falsches war, einen jeden Hieb mit einem Silberling entschädigen, das Untertauchen durch ein Goldstück. Im Namen Efferds besiegele ich dies Urteil.« Eilig kritzelten die Schreiber den Richtspruch nieder, legten die Dokumente vor und tropften Siegelwachs auf die Pergamentseiten, in das der König den Ring mit dem königlichen Siegel drückte.

Mittelhart hatte ihr Vater die Strafe genannt – was wäre wohl eine harte Strafe gewesen? Doch insgeheim gab sie dem Urteil ihre Billigung – der König hatte nicht anders handeln können. Das Verbrechen mußte geahndet werden, und obzwar die Schuld nicht einwandfrei erwiesen war, blieb die Anklage Maegwyns bestehen. Zudem hatte der Angeklagte seine Unschuld nicht beweisen können. Bliebe das ungesühnt, könnte es schreckliche Folgen unter den Bediensteten, ja unter den Bürgern der ganzen Stadt haben.

Invher sah Fion nach, der zur Urteilsvollstreckung hinausgeführt wurde. Bei der Tür drehte er sich mitsamt der Wachen noch einmal um, um sich zu verbeugen. Als er sich wieder erhob, erkannte Invher Stärke in seinen Zügen – weniger Trotz angesichts einer vermutlich ungerechten Behandlung, als vielmehr einen starken Willen. Er würde diese Behandlung gut überstehen, dessen war die Prinzessin plötzlich gewiß, mehr noch, sie wurde den Eindruck nicht los, daß den Knecht irgend etwas sehr Bedeutsames umgab, zwar schwach noch, doch im Wachsen begriffen. Nachdenklich sah sie ihm nach.

Fion fühlte sich elend. Seit dem Morgengrauen stand er am Pranger vor dem Praiostempel, mit eisernen Ketten an die roten Säulen geschmiedet. Die Menschenmenge

um ihn herum betrachtete ihn mit Abscheu, bewarf ihn mit Abfällen, bespuckte ihn oder erleichterte sich gar unter dem Johlen der Menge gegen ihn. Zwei Wachen standen in einigem Abstand von ihm, um darauf zu achten, daß niemand wirklich gewalttätig würde oder den Delinquenten vorzeitig loskettete.

Genau nach der mechanischen Uhr des Leonardo, die am Praiostempel angebracht war, rezitierte ein Herold halbstündig das Verbrechen, dessen sich Fion angeblich schuldig gemacht hatte, woraufhin die Umstehenden, die erst seit kurzem hier standen und davon noch nicht erfahren hatten, ihrerseits begannen, ihn für seine schreckliche Tat zu verfluchen und mit Unrat zu bewerfen. Zu jedem vollen Glockenschlag wartete der Herold das Glockenspiel ab, das Fion noch am Anfang Trost und Abwechslung gespendet hatte. Mittlerweile aber mochte der Knecht das Läuten nicht mehr hören, auch wenn er doch jedes einzelne herbeisehnte – wußte er doch dann, daß eine weitere Stunde seiner Buße vergangen war. Phex, dachte er, bitte laß es Nacht werden!

Doch die Augenblicke krochen langsamer denn je dahin. Fion fror inzwischen erbärmlich, er stank und war zudem vom Regen vollkommen durchnäßt – doch die gute Seite des schlechten Wetters war, daß sich nicht mehr gar so viele Havener an seinem Schicksal ergötzten.

Zu Mittag hatte er von einem schmierigen kleinen Händler namens Cet Gesellschaft bekommen, der sich beim Rübenwiegen mehrmals zu seinen eigenen Gunsten vermessen hatte. Er war zunächst recht gesprächig gewesen, doch als die nächste Halbstunde heranrückte und der Herold verkündete, weswegen Fion am Pranger stand, hüllte sich auch Cet in verächtliches Schweigen.

Am Nachmittag wurde alles noch schlimmer: Der Regen hatte nachgelassen, so daß die Märkte wieder gut besucht waren, nur daß jetzt der Unrat, mit dem man den Knecht bewarf, auch noch naß war. Fion dachte an Prinzessin Invhers Blick zurück: Er war zugleich mitfühlend, nachdenklich und verständnisvoll gewesen. Sie hatte ihm zu verstehen gegeben, daß sie nichts für ihn tun konnte und er sowieso wenig Chancen auf einen Freispruch hatte, was Fion sogar verstand. Doch der wichtigste Gedanke, der ihn diese Zeit des Leidens ertragen ließ, war der an Rhuad.

Es hatte ihn gewundert, daß der Prinz nicht bei der Verhandlung anwesend gewesen war, doch er erklärte es sich mit der Tatsache, daß er da nichts zu suchen hatte – schließlich war er weder der König, noch würde er es eines Tages sein. Fion klammerte sich an die Erinnerungen der letzten gemeinsamen Nacht in der *Esche* und betete inständig zu allen zuständigen Göttern, daß Rhuad nicht an seine Schuld glaubte, wie die meisten

anderen Bewohner des Fürstenpalastes, sondern wußte, daß Fion das nicht getan haben *konnte!* Vielleicht berichtete Invher ihrem Bruder ja auch von der Verhandlung – bei ihr war sich Fion ganz sicher, daß sie an seine Unschuld glaubte. Auch dieser Gedanke gab ihm Kraft. Die Kronprinzessin wurde allgemein ihres guten Urteilsvermögens gerühmt. Sie vermochte die Menschen gut zu durchschauen – unter der Dienerschaft munkelte man sogar, sie besäße die Gabe, die Lüge von der Wahrheit zu unterscheiden.

Fianna war nicht unter den königlichen Bediensteten gewesen, die ihn schon vor der Verhandlung beschimpft hatten – heute morgen, als man ihn zum Pranger geführt hatte, war ihr blasses und sorgenvolles Gesicht allerdings kurz in der Menge erschienen. Fianna kannte Maegwyn auch, sie würde schon ahnen, was vorgefallen sein mochte!

Der albernische Stolz wallte einmal mehr in dem Knecht auf, der Gedanke an die Schande, die seiner Mutter und seinem Vater zugefügt worden war, ließ seine Wangen vor Scham brennen.

Völlig in Gedanken wurde er von übelriechenden Kohl- und Tomatenabfällen getroffen. Ein kleines Mädchen von vielleicht neun Jahren, das in dreckige Lumpen gehüllt war, goß das ungenießbare Zeug über Fion, der inzwischen nur noch ergeben den Kopf beugte. Die kleine Bettlerin hatte ihren Spaß daran.

Warum hatte er über Maegwyns Besuch im Stall geschwiegen? Die Antwort darauf war einfach: Er hatte es Maegwyn vor Efferd geschworen, bevor sie ihn um Hilfe gebeten hatte. Zwar hatte *sie* ihn betrogen, doch das war für Fion nicht Grund genug, sich genauso schändlich zu benehmen wie sie. Außerdem hatte er das Gefühl gehabt, daß ihn der König ohne sichere Beweise auf jeden Fall verurteilen würde – wenn man ihm überhaupt geglaubt hätte. Eine geradezu närrische Anwandlung von Opfermut! schalt er sich nun. Statt Maegwyns Leben zu zerstören, war nun seines ruiniert. Doch selbst wenn er die Magd der Lüge bezichtigt und man ihm geglaubt hätte, wäre der Schatten des Zweifels immer gegenwärtig geblieben – die Bediensteten des Königs hätten ihn selbst dann für die bloße Anschuldigung verurteilt, wenn der König ihn freigesprochen hätte. Nein, sein Ruf war dahin, daran hätte auch ein Freispruch nichts geändert, und so hatte er immerhin Maegwyns Ruf gerettet und seinen Schwur vor Efferd gehalten.

Selbst wenn er sich nun von ganzem Herzen wünschte, daß Maegwyn an seiner Stelle litte, hätte er deshalb nicht anders handeln können – aber gestern vor dem König war ihm noch nicht bewußt gewesen, wie sehr ihn die Strafe demütigen würde!

Fion schloß die Augen und dachte an Rhuad, konnte jedoch nicht verhindern, daß sich, wenn es Unrat

oder Haßtiraden regnete, das Gesicht Maegwyns dazwischenschob, das er, stünde das Mädchen in diesen Momenten leibhaftig vor ihm, praiossicher mit den Fäusten bearbeiten würde.

Als die Sonne unterging, lösten die Wachen Efferdwyn und Niamh den eisernen Ring von Fions Hals und brachten ihn zum Fürstenpalast zurück. Fion war mit seinen Kräften am Ende, sein Körper schmerzte vor Kälte und den unsanften Treffern, sein Geist war erschöpft und gleichgültig. Er sah weder, wohin man ihn führte, noch was mit ihm geschah.

Erst der peitschende Schmerz des ersten Gertenhiebes rief sein Bewußtsein zurück. Er stöhnte vor Pein. Als er die Augen öffnete, nahm er wahr, daß er auf der Wiese vor dem Gesindehaus kniete, die Hände rechts und links mit langen Stricken an die hier aufgestellten Schandpfähle gebunden. Er blickte rundherum und sah, daß das Gesinde in einem weiten Halbkreis um ihn versammelt war, manche trugen Fackeln. Bard Cheannard überwachte die Urteilsvollstreckung als Stellvertreter für König Cuanu mit grimmiger Zufriedenheit. Warum haßt er mich? fragte sich Fion verzweifelt. Warum freut er sich derartig, mich bestraft zu sehen?

Der zweite Hieb sauste nieder, und Fion biß die Zähne zusammen. Schlimmer als der körperliche

Schmerz waren die Gesichter seiner ehemaligen Freunde und Bekannten. Anklagend starrten sie ihn an, hart und unfreundlich. Das Licht der Fackeln enthüllte gewiß zwei Dutzend Augenpaare, die unverwandt auf ihn wie auf ein wildes Tier gerichtet waren, das in ihrer Mitte gehaust hatte. Die Augen sagten: Wir kennen dich nun. Sieh dich vor! Wir werden niemals vergessen. Immer sollst du bereuen, was du getan hast!

Beim dritten Hieb spürte Fion das Blut seinen Rükken hinunterlaufen, ein gequältes Stöhnen entrang sich ihm. Jetzt richtete er auf denjenigen seine Aufmerksamkeit, der die Strafe vollzog: Coír, Fiannas Vater, der Aufseher. Auch sein Gesicht war ausdruckslos, doch die Augen glitzerten feucht, einige Tränen rannen die Wange herunter. Er mied Fions Blick.

Fianna stand etwas abseits, Leichenblässe überzog ihr kindliches Gesicht. Bei jedem Hieb ihres Vaters zuckte sie zusammen, als fühle sie den Schmerz selbst.

An zwei Gestalten blieb Fions Blick hängen: Yantur und Maegwyn standen Arm in Arm an einer Stelle in dem Halbrund aus Menschen, wo sie ihm, Fion, direkt in das Gesicht blicken konnten. In Maegwyns Zügen glaubte der Knecht allerdings eine Spur von Schuld und schlechtem Gewissen zu lesen. Der Stall-

knecht starrte haßerfüllt zurück, und bei jedem folgenden Schlag malte sich Fion in Gedanken aus, wie es Maegwyn und nicht er war, die ausgepeitscht wurde. Diese Vorstellung ließ ihn die Schmerzen ertragen und machte ihn unempfindlich gegen die feindseligen Blicke der anderen. Die Überlegungen, was er ihr antun könnte und wie sie sich unter den Schmerzen winden würde, wurden für Fion zu einem makaberen, befriedigenden Spiel der Rache.

Prinz Rhuad ui Bennain stand an das Fenster des unbeleuchteten Großen Ratszimmers gelehnt und beobachtete die Urteilsdurchführung, die sich direkt unter ihm auf dem Hof abspielte. Auch er fühlte jeden Hieb, den der Stallknecht erhielt, am eigenen Leibe brennen. Das schöne, ebenmäßige Gesicht, das vor Lächeln so atemberaubend strahlen konnte, war finster, die linke Faust schlug oberhalb seines Kopfes rhythmisch im Takt der Schläge, die sein Freund erhielt, an das Holz des Fensterrahmens.

Schuld und Selbstverachtung brannten in seinen Augen – und die schreckliche Angst, verachtet zu werden.

Die Tür knarrte, doch Rhuad wandte die Augen nicht von dem Geschehen vor dem Gesindehaus ab. Bald erklang direkt hinter ihm die feste Stimme seiner Schwester: »Er ist unschuldig, nicht wahr?« Rhu-

ad nickte nur leicht, die Faust war jetzt ruhig. »Warum hat er geschwiegen?« fragte die Kronprinzessin weiter. Der Prinz schüttelte den Kopf. »Was ist wirklich geschehen? Sag es mir, Rhuad!« Die befehlsgewohnte Stimme drang nur halb zu dem Angesprochenen vor, der wieder den Kopf schüttelte.

Invher beobachtete wie ihr Bruder die Szene, die sich vor ihnen abspielte; sie spürte die Anspannung, die Rhuad neben ihr beherrschte. Beide blickten auf die Gestalt, die unverwandt zu Maegwyn hinüberstarrte und keinen Moment lang den Blick von ihr ließ.

»Du magst ihn sehr, nicht?« Invher verschränkte die Hände hinter dem Rücken. Ihr Bruder biß sich auf die Lippen, nickte jedoch. So schweigsam kannte Invher ihn gar nicht. Sein Gesicht spiegelte die widersprüchlichsten Gefühle wider, als ränge er innerlich mit sich. Doch er blieb stumm.

Invher dachte nach. Lag die Wahrheit vielleicht irgendwo zwischen Maegwyns und Fions Behauptungen? Hatten die beiden ein Verhältnis während der Travienzeit gehabt? Aus Rhuad bekam man nichts heraus, also müßte sie Fion noch einmal fragen. Vielleicht war dieser nach der Strafvollstreckung ja gesprächiger, wenn es darum ging, Maegwyn zu belasten!

Die Kronprinzessin legte ihrem jüngeren Bruder

die Hand auf die Schulter und verharrte mit ihm schweigend, bis die Strafe vollzogen war. Als Fion vom Platz getragen wurde, verließ sie das Zimmer und ließ Rhuad mit seinen düsteren Gedanken allein.

In einem hölzernen Käfig auf einem ratternden Leiterwagen, gefolgt von einer wachsenden Schar johlender und schreiender zerlumpter Kinder und anderer Schaulustiger, fuhr man Fion vom Fürstenpalast über den Halplatz (vorbei am nun hell erleuchteten Praiostempel, vor dem der Knecht noch vor wenigen Stunden geschmachtet hatte) durch Unterfluren zum Großen Fluß. An der Prinzessin-Emer-Brücke vorbei führte nördlich der trägen, breiten Wasserfluten ein kleiner Pfad zu einer Anlegestelle mit Kai und Bootsschräge hinunter, wo die Wachen den Käfig vom Wagen hievten und an dem vorhandenen Kran befestigten. Die Menge der Schaulustigen sammelte sich auf dem Seitenufer.

Bard Cheannard gab dem Herold einen Wink, der daraufhin die Verordnung entrollte und sie mit weit tragender Stimme vortrug. Fackelschein flackerte auf dem schwarzen Wasser des Großen Flusses, die Menge stand schweigend und lauschte der Strafverkündigung. Nur Fion, der Verurteilte, lag in dem schwankenden Käfig und hielt sich die Ohren zu. Er wußte nicht, wie häufig er sich das heute schon hatte

anhören müssen – Maegwyn, Maegwyn und immer wieder Maegwyn – er konnte es nicht mehr ertragen.

Fion hatte Angst. Als gebürtiger Havener konnte er zwar schwimmen, doch durch Pranger und Gertenhiebe war er nicht einmal mehr in der Lage, sich aufrecht zu halten – wie sollte er das Untertauchen dann überleben? Der nur notdürftig verbundene Rücken schmerzte grauenvoll, seine Glieder zitterten und fühlten sich wie zerschlagen an, jede einzelne Bewegung schien ihm wie eine Strafe der Niederhöllen. Außerdem befand er sich völlig in der Gewalt des Oberst Cheannard – was wäre, wenn dieser ›zufällig‹ in der Zeit irrte? Wenn er den Käfig zu lange unter Wasser ließe? Fion rutschte zu dem Gitter seines hölzernen Gefängnisses und zog sich mühselig zu einer halb sitzenden Haltung hoch. Der Käfig schwankte nur mäßig, als sei er recht schwer. Vermutlich waren unten Gewichte angebracht, damit er vollständig untertauchte.

Der Herold beendete seinen Bericht, und Schwester Niamh Flutseherin, die Geweihte Efferds am Hofe König Cuanus, segnete Fion mit geweihtem Wasser und leise gemurmelten Gebeten, deren Worte der Knecht nicht verstehen konnte. Das Gesicht zwischen zwei Stäbe gepreßt, betete er ebenfalls zu Efferd um die Gnade, daß die Worte der Geweihten, was auch immer sie erbeten haben mochte, von dem Launischen erhört würden.

Fion sah den Oberst grimmig herüberlächeln und starrte zurück. Der Ausdruck seiner hellen Augen ließ Fion schaudern. Sein Herz schlug schneller: Der Oberst zog sein Schwert, hob es und verkündete: »Im Namen Efferds und des Königs!« Die Stille wurde unerträglich, während Fion in ängstlicher Erwartung auf das Zeichen wartete – doch die Klinge zitterte nicht. Dann sauste das Schwert hinab und mit ihm die Seile des Kranes.

Der Holzboden schlug hart auf der Wasseroberfläche auf und begann sofort zu sinken. Fion zog sich weiter an den Holzstäben hoch – noch berührte das Wasser nur seine Waden. Es stieg höher und höher, während er mit letzter Kraft versuchte, zum Stehen zu kommen, um so lange wie möglich atmen zu können. Ein letztes Mal noch rang er verzweifelt nach Luft, dann tauchte der Käfig vollständig unter. Sein Körper wurde von dem schäumenden Wasser gegen die Decke gedrückt, er klammerte sich an die hölzernen Stäbe, Panik wuchs in ihm. Würde die Luft reichen? Würde er hier ertrinken? Fion betete zu Efferd, daß der Gott ihm seine Verfehlungen vergeben möge und ihm nichts geschähe, hier in seinem Element. Irgendwo in ihm stiegen Melodie und Text des Gebetes für die Ertrunkenen auf, das die verlorenen Seelen derer, die kein geweihtes Grab bekommen konnten, Efferd anempfahl:

Efferd, Du Höchster, laß rühren Dein gütig Herz!

Nimm dich der Seelen an,
Die ließen ihr Leben in turmhohen Wellen,
Die starben in schäumender Gischt und in Wogen,
Die peitschender Sturm riß in dunkelste Flut,
Wo nur Du sie dann finden kannst!

Die Männer und Frauen auf dem Meeresgrund,
Die liebten die See,
Die fürchteten das Meer,
Die trotzten lachend dem Sturm –
taten lachend den Tod Dir kund.

Nimm sie als Gefährten Dir,
Hüte ihre Seelen wohl.

Efferd, Du Strenger, laß rühren Dein launisch' Herz!

Fion rüttelte in höchster Verzweiflung an den hölzernen Stäben des Käfigs, den schmerzenden Rücken spürte er schon lange nicht mehr. Die Luft wurde ihm knapp, er mußte atmen, atmen! Mit rasendem Herzen preßte er die Lippen zusammen, stemmte sich mit Füßen und Händen quer durch den Käfig gegen die Gitter und drückte mit all seiner verbliebenen Kraft – doch das Holz barst nicht. Schwarze Flecken tanzten

vor seinen Augen, trotz der Stille unter Wasser rauschte es in seinen Ohren. Er brauchte Luft, er mußte atmen, den Mund öffnen und den Lebenshauch tief in seine Lungen pumpen, Luft! Die schwarzen Flecken bedeckten nun alles, das Rauschen erfüllte seinen Geist wie das Schlagen gewaltiger Schwingen. Dann wurde es dunkel um Fion.

»Fion? Fion, so sag doch bitte etwas! Fion, geht es dir gut?« Dies waren die ersten Worte, die in das Bewußtsein des Stallknechtes drangen, und er fand sie äußerst lächerlich. Nein, er wollte nicht reden, und gut ging es ihm schon gar nicht! Die Stimme kam ihm bekannt vor: Der klare Sopran eines etwa sechzehnjährigen Mädchens, vor Sorge zitternd.

»Fian-na?« Das Sprechen bereitete ihm Mühe, der Kopf schmerzte entsetzlich – vom restlichen Körper ganz zu schweigen. Auch das Atmen fiel ihm schwer, jeder Atemzug brannte. Doch welch wunderbares Gefühl, die Luft in Strömen einzusaugen, sie in die – gleichwohl schmerzende Lunge hineinzupumpen, dort einen Herzschlag verweilen zu lassen, um sie dann, zum Schöpfen neuen Lebenshauches wieder entweichen zu lassen! Fion schwelgte in Glückseligkeit.

»Fion! Du sprichst!« Natürlich spreche ich, knurrte Fion innerlich. »Du lebst!«

Die Erinnerung an das dunkle Wasser, an die vor Gier nach Luft fast berstende Lunge, an die schwarzen Flecken vor seinen Augen kehrte zurück, und er stöhnte vor Pein.

Seine Dachkammer wurde vom Tageslicht erhellt.

»Geht es dir nicht gut? Fion, so sag doch etwas!«

Fianna konnte bisweilen ziemlich albern sein, fand Fion. »Nicht ... gut«, quetschte er ihr zuliebe heraus, dann übermannte ihn wieder Schwäche, und sanfte Dunkelheit hüllte seinen Geist ein.

Als der Stallknecht das nächste Mal erwachte, drang kein Licht mehr durch das Dachfenster über seinem Bett. Er lag auf dem Bauch, denn der Rücken schmerzte immer noch zu sehr, als daß er bequem darauf hätte ruhen können.

Eine ihm gut bekannte Stimme sagte gerade bestimmt: »Fianna, bitte laß uns allein!« Die Antwort verstand Fion nicht, nur Gemurmel drang zu ihm herüber. Arme und Beine fühlten sich wohlig schwer an, er schlief noch halb.

»Fion?« Wieder weckte ihn diese Stimme aus seinem Schlummer. Seine Bettstatt knarrte, als sich jemand zu ihm setzte. Fion öffnete die Augen. Prinz Rhuad beugte sich über ihn und sah ihm besorgt ins Gesicht. »Geht es dir besser?« Der Stallknecht hauchte ein »Ja!«, das nur wenig gelogen war. Es ging ihm besser, wenn auch nicht wesentlich. Wichtig war jetzt

jedoch nur, daß Rhuad gekommen war und daß Fion ihm, wenn nötig, erklären konnte, daß man ihn zu Unrecht verurteilt hatte! Der Knecht setzte zum Sprechen an, doch der Prinz unterbrach ihn.

»Laß einmal deinen Rücken sehen!« forderte Rhuad seinen Freund auf und schob die Decken weg.

Der Körper darunter war nackt – Rhuad sog vor Entsetzen hörbar die Luft ein: blutigrote Striemen klafften kreuz und quer auf der hellen Haut, überdeckten sich, noch kaum verkrustet. Der gesamte Rücken schien eine einzige große Wunde zu sein, jede Bewegung mußte schrecklich schmerzen! Was nicht aufgerissen war, war blau angeschwollen.

»Es tut mir so leid ...«, der Prinz brach ab und schwieg einige Zeit. »Halt still«, flüsterte er dann, während er eine Hand schräg auf Fions Stirn, die andere auf seinen entblößten Rücken legte. Fion zuckte vor Pein zusammen. »Balsamsalabunde – heile, Wunde!«

Der Stallknecht verspürte ein wohlig warmes Kribbeln in dem geschundenen Rücken. Von Rhuads Hand breitete es sich aus, bis es jede Faser seines Körpers zum Schwingen brachte – durchaus kein unangenehmes Gefühl, fand Fion, und ein sehr anregendes dazu. Er schloß die Augen und seufzte. Wie lange sie so verharrten, wußte er nicht, irgendwann ließ die Wärme nach, und Rhuad zog seine Hand zurück.

»Aber zeige das niemandem außer Fianna, hörst du? Irgendwie hat sich der Zweck der Strafe damit vertan!« Rhuads Stimme klang müde.

Der Knecht bewegte zaghaft einige Rückenmuskeln – kein Schmerz durchzuckte ihn, er fühlte sich wie neugeboren! »Danke, Rhuad! Dann glaubst du mir, daß ich unschuldig bin? Diese verdammte Maegwyn!« Er drehte sich herum, genoß es, auf dem Rükken liegen zu können und betrachtete seinen Freund von unten. Irgend etwas schien ihn zu beunruhigen, ja, zu verunsichern – so kannte er den sonst so selbstbewußten Prinzen gar nicht! »Stimmt etwas nicht?« fragte Fion. Der Prinz wich seinem Blick aus, stand auf und fingerte an Fions Kittel herum, der auf einem Hocker lag.

»Rhuad – was ist nur? Willst du mir sagen, daß du dich jetzt nicht mehr so häufig mit mir sehen lassen kannst? Das verstehe ich, wir ...«

»Halt den Mund!« brach es zornig aus Rhuad heraus.

Erstaunt und betroffen zugleich, verstummte Fion.

»Entschuldige bitte«, fügte der Prinz kleinlaut hinzu.

»Das macht nichts«, erwiderte Fion mit einem halben Lächeln, »es waren ein paar schreckliche Tage. Wie lange habe ich geschlafen?«

»Die ganze Nacht, den folgenden Tag und nun ist

es wieder dunkel. Die Praiosuhr hat vorhin zehnmal geläutet.« Er setzte sich wieder seitlich auf das Lager. »War es schlimm?« fragte er eindringlich.

Fion nickte. »Ziemlich. Der Pranger ging noch – ich wurde eigentlich nur gedemütigt – du kommst dir vor wie der letzte Dreck, weißt du?« Nein, wußte er bestimmt nicht – woher sollte ein Prinz das auch wissen? »Die Hiebe waren schlimmer, aber die Schmerzen sind ja jetzt weg! Dennoch, ich könnte Maegwyn dafür erwürgen, daß sie mir das angetan hat! *Sie* hätte diese Strafen verdient, dieses falsche Luder! Und das Untertauchen ...« Ein Schauder lief über seine bloße Haut, und schnell kroch er wieder gänzlich unter die Decken. »Ich dachte, ich sterbe!« fügte er leise hinzu.

»Es tut mir so leid ...!« stammelte Rhuad wieder, sein Gesicht zeigte, *wie* elend er sich fühlte, »... so leid!« Eine Träne rann seine Wange herunter.

»Aber warum denn? Du kannst doch nichts dafür, es ist doch alles ...«

»Ich war es«, unterbrach Rhuad Fion, das Gesicht blaß, doch entschlossen. »Ich habe Maegwyn geschwängert. Immerhin, ich wußte nicht, daß sie Enthaltsamkeit geschworen hatte, und sie hat es auch nicht für nötig befunden, es mir mitzuteilen – aber jetzt sag mir noch einmal, daß ich nicht schuld bin!«

Fions Gesicht versteinerte, in seinem Hals saß plötzlich ein Knoten, der ihn zu ersticken schien. Er

setzte sich kerzengerade auf dem Lager auf. »Du ...?« Alles um ihn herum drehte sich, ein Rauschen trübte seine Ohren. »Du? Und du hast die ganze Zeit nichts gesagt, kein Sterbenswörtchen? Warum? Rhuad, warum?« Sein Blick klagte den anderen an.

»Fion ... Ich konnte doch schlecht ...«

Wütend unterbrach Fion ihn: »Du konntest was schlecht? Sagen: ›Hört alle her, ich war es, der Prinz? Maegwyn lügt, sie wurde nicht vergewaltigt, sie ist eine elende Dirne?‹ War das so schwer? Dieses: ›Ich habe etwas falsch gemacht, aber dafür soll mein Freund nicht leiden?‹ Aber ich bin ja anscheinend nicht dein Freund, da ich dir so wenig wert bin, daß du nicht einmal mir zuliebe die Wahrheit sagst! War es denn so schwer, zu sagen: ›Ich habe etwas falsch gemacht, Vater, ich beflecke den Ruf der Familie?‹ Ist das Prinzlein so darauf bedacht, der charmante, schöne und hilfsbereite *Bennain* zu sein, der niemals etwas falsch macht?«

»Fion, bitte! Wenn ich gesagt hätte, daß ich es war, hätte Maegwyn, nur um ihre Haut zu retten, behauptet, *ich* hätte sie geschändet!« Rhuad sprach eindringlich und schnell. »Was hätte ich denn tun sollen? Zwar wiegt mein Wort schwerer als das ihre, aber genau deswegen hätte Vater ihr wiederum mehr Glauben geschenkt, schon um sich keine Ungerechtigkeit vorwerfen zu lassen! Hätte er mich verurteilen

müssen, wäre das Urteil noch viel schwerer gewesen, vielleicht hätte er mich verstoßen, oder ...«

Den Kopf hochrot vor Zorn über die schale Ausrede, fiel Fion dem Prinzen ins Wort. »Gerechtigkeit gegenüber Leibeigenen? Und wer läßt *mir* Gerechtigkeit angedeihen? Maegwyn? Oder du? Habe ich kein Recht auf Gerechtigkeit? Ich sage dir etwas, Rhuad: Wärst du zu mir gekommen und hättest mir gleich gesagt, wie sich die Sache verhält, und gefragt, ob ich den Kopf für dich hinhalte, ich Narr hätte es wahrscheinlich sogar getan! Aber einfach so über meinen Kopf zu befehlen: ›Der ist nur Knecht, der muß das aushalten‹ – das tut weh, verstehst du? Und ich dachte, du wärst etwas Besonderes! Ich dachte, ich bedeute dir soviel, wie du mir bedeutet hast! Aber ich habe mich ja offensichtlich geirrt, jetzt weiß ich, *wieviel* ich dir bedeute: ein Zeitvertreib fürs Bett, jemand, der den Kopf für dich hinhalten kann und jetzt ausgedient hat!

Wie dumm ich doch war, ihr Götter, zu glauben, daß *dir* etwas an mir liegt! Du liebst doch nur deine eigene hübsche Haut, alles andere ist dir egal!

Und noch etwas sage ich dir, Prinz: *Mein* Vater hat mir beigebracht, für das, was ich mir einbrocke, auch geradezustehen! Maegwyns Vater scheint das versäumt zu haben, genau wie dein feiner königlicher Herr auch!«

Während Fions übersprudelnder Rede, die immer

lauter geworden war, bis er die letzten Worte fast ausspie, war Rhuad immer blasser geworden. Nun stand er unsicher auf und machte ein paar Schritte rückwärts. Er schüttelte den Kopf. »Das muß ich mir von dir nicht sagen lassen, Knecht! Wenn ich dir meine Aufmerksamkeit zolle, heißt das noch lange nicht, daß du blaues Blut hast! Wie wagst du es, über mich und meine Familie zu reden!« Er griff sich seinen Mantel und zog ihn sich über die Schultern. »Lebe wohl!« krächzte er mit belegter Stimme und wandte sich zur Bodenluke um, die er schnell hinunterpolterte. Von unten klang noch ein: »Mach dich fort, Mädchen!«

Tränenüberströmt blieb Fion auf seinem Lager zurück, die bloßen Arme um die nackten Schultern geschlungen, sich schluchzend vor- und zurückwiegend.

Fianna kam weinend die Stiege hochgehastet, um nach Fion zu sehen. Was für ein schrecklicher Streit! Sie bemerkte erstaunt, daß sein Rücken narbenlos verheilt war, wohingegen er sich die Unterlippe blutig gebissen hatte. Liebevoll umsorgte sie den Freund, der sich wie von Sinnen benahm, hemmungslos weinte und gar nicht zu trösten war. Schließlich gelang es ihr, ihn zum Schlafen zu bewegen.

Die Macht des großen Mannes

Cailyn fand leichte Arbeiten für ihren Sohn, der am Morgen des zweiten Boron, wie erwartet, zu kaum einer sinnvollen Tätigkeit fähig war. Daß dies weniger an seiner körperlichen als an seiner geistigen Verfassung lag, ahnte sie jedoch nicht. Wie von einer geheimnisvollen Triebfeder bewegt, fuhr Fion mit dem fettigen Lappen kreisförmig über die Sattelfläche, bis sie glänzte, polierte die Sattelblätter und die Gurtriemen und griff dann zur Trense.

Ein Schweigen lag über dem Stall, das nur bisweilen vom Stampfen ungeduldiger Hufe, dem zufriedenen Schnauben der Stuten oder dem übermütigen Wiehern der beiden Hengste Sioctha und Galahan unterbrochen wurde. Cailyn hatte sich, während Fion eher geistesabwesend war, verbissen in ihre Aufgaben hineingesteigert. Sie belud die schwere hölzerne Schubkarre mit dem dampfenden Mist aus den Verschlägen, was eine harte Arbeit war und brachte den Mist wenn nötig auf den größeren Karren draußen, der wöchentlich weggefahren wurde.

Regen prasselte unablässig auf das Holzdach, leckte durch einige Ritzen auf die Stallgasse, und Kälte und Feuchtigkeit krochen rasch in Haar und Kleider. Immerhin verbreiteten die Pferde und der Mist warme Ausdünstungen, doch diese Art der Wärme vermochte die düstere Stimmung zwischen Mutter und Sohn nicht zu verbessern – Cailyn hatte seit seiner Verhaftung noch kein persönliches Wort mit Fion gesprochen. Auch Praios' Sonnenrad schien nur trübe, es ließ sich bis zum Nachmittag kaum durch die graue Wolkendecke ausmachen. Selbst Lasóg, der rote Irrwisch – Fianna nannte ihn immer liebevoll einen ›Dschinn‹ – lag mürrisch auf einem Stapel alter Säcke in einer Ecke und schnaufte bisweilen unruhig im Schlaf.

Heute war Windstag, und naturgemäß hatten die hohen und niederen Bürger Havenas alle Hände voll zu tun. Die königlichen Ställe schienen eine kleine Welt für sich zu sein, kein Pferd wurde gebraucht, niemand störte die Abgeschiedenheit. Bis zum Abend.

Die in das große Tor eingefügte kleinere Tür zum Stall öffnete sich knarrend. Das Rauschen des Regens verstärkte sich abrupt, ein Schwall Feuchtigkeit und Kälte drang ein. Zwei in Wachsmäntel gehüllte Gestalten stiegen über die Schwelle und schüttelten die Nässe ab, gefolgt von einer durchnäßten dritten Person in einfachen Gewändern.

»Bursche! Mach er ein Pferd für den Edlen von Dela bereit!« Bard Cheannards Baß dröhnte befehlend und viel zu laut, so daß die Pferde erschreckt schnaubten und stampften. Selbst Lasóg sprang bedrohlich knurrend auf und verkroch sich dann fiepend in eine Ecke. Fion legte den Sattel beiseite und erhob sich still. Vortäuschend, sein Rücken schmerze noch, schlurfte er die Stallgasse entlang zu dem Sattelschrank, wobei er sich an den drei Gestalten vorbeidrücken mußte, die ihm keinen Fingerbreit Platz machten. Der dritte Mann war Yantur, mit loderndem Haß im Blick, und als der zweite seine gewachste Kapuze zurückschlug, erkannte Fion ihn als den eben benannten Edlen Dhaman ui Mharfad, von dessen unbewegtem Gesicht Wassertropfen abperlten.

Während der Stallknecht also Sattel und Trense holen ging, sprach Bard weiter: »Ich hoffe, Knecht, deine Strafe war dir Lehre und Mahnung. Obwohl Seine Königliche Majestät meiner Meinung nach viel zu gnädig mit dir war, nicht wahr, Yantur?« Seine Rede wurde begleitet vom rhythmischen Klatschen seiner Reitgerte in die behandschuhte Linke. Als Fion mit dem Sattelzeug zurückkam, spie der Angesprochene ihm ins Gesicht. Fion zuckte zusammen, hielt einen Moment lang inne, da er nicht wußte, wie er darauf reagieren sollte. Dann senkte er den Kopf, fuhr sich mit dem Ärmel über das Gesicht und ging weiter,

wobei er sich wiederum an Yantur vorbeidrücken mußte. Mit dem sperrigen Sattel war das kein leichtes Unterfangen, so daß er den anderen Knecht anstieß.

»He, Freundchen! Rempel keine anständigen Leute an!« rief dieser hinter ihm her und seine Stimme bebte vor spöttischer Verachtung.

Nur ruhig Blut! sagte sich Fion. Sie wollen dich provozieren! Ein Blick seiner Mutter warnte ihn ebenfalls. Er schob den Sattel auf den ausklappbaren Eisenbock am Verschlag und öffnete die Tür, nur die Trense in der Hand.

»Nicht *das* Pferd, Knecht. *Jenes* möchte ich reiten!« Dhaman wies auf Galahan, den edlen Goldbraunen Prinz Rhuads.

»Verzeiht, Herr«, sagte Fion zögernd. »Das ist Prinz Rhuads Pferd. Ich darf es Euch nicht geben, das hat Seine Prinzliche Hoheit befohlen.« Der Knecht bekam es mit der Angst zu tun – ein Konflikt schien unvermeidbar, die drei legten es ja geradezu darauf an!

»*Du* darfst *mir* das Pferd nicht geben?« In gespieltem Erstaunen zog Dhaman eine buschige Augenbraue hoch, das markante Gesicht wirkte bei der schwachen Beleuchtung wie aus Licht und Schatten gemeißelt.

Bard fiel in das Spiel seines Freundes ein. »Wußtest du das nicht, Dhaman? Der Herr Stallknecht ist kein

gewöhnlicher Stallknecht! Er ist der Lieblingsstallknecht Seiner Prinzlichen Hoheit, Prinz Rhuad. Deswegen darf *dieser* Stallknecht auch Dinge tun, die andere Knechte nicht tun dürfen, was, Fion?« Der Oberst war während seiner Rede bedrohlich näher gekommen, die letzten Worte sprach er barsch und aggressiv: Sag das Gegenteil! schien er Fion herauszufordern.

Dieser wußte nicht, wie er darauf reagieren sollte: Schwieg er, würde Bard ihn dafür aufs Korn nehmen. Stimmte er zu, würde er weiter auf ihm herumhakken, antwortete er mit nein, bekäme er die Sache mit Maegwyn wieder aufgewärmt. Darauf lief es ja ohnehin hinaus. Doch Fion zog von seinen drei Möglichkeiten die des Schweigens vor, also senkte er unterwürfig den Blick und gab keine Antwort.

»Hoho, Dhaman, der Bursche ist sich zu fein für eine Antwort! Er redet wohl nur mit Prinzen!« Die drei lachten kalt.

Dhaman erwiderte unschuldig: »Dann lehre ihn doch, brav Antwort zu geben, wenn höhergestellte Personen ihn etwas fragen ...!«

Mit entschlossenem Nicken ergriff Bard Fions Arm, den er ihm auf den Rücken drehte, so daß dem Stallknecht vor Schmerz die Luft wegblieb. Langsam zwang er ihn so auf die Knie und gab den Arm wieder frei.

Während Fion noch seinen überdehnten Ellbogen betastete und versuchte den Arm zu bewegen, riß Bard mit einem schnellen Ruck das Hemd des Knechtes über dem Rücken auf. Eisiges Schweigen breitete sich in dem Stall aus. Yantur tat einen Schritt nach vorne, um die Geschehnisse zu beobachten, und sperrte den Mund auf: »Wa... was ist denn das? Er hat ja gar keine Striemen!«

»Nicht mehr!« knurrte Bard. »Aber bald wieder!« Er schlug die Reitgerte drohend in die behandschuhte Linke.

»Das ist Hexerei!« stieß Yantur aus und formte mit der Rechten das Zeichen zur Abwehr böser Magie, während er einige Schritte zurückwich.

Kaum hatte der Knecht das ausgesprochen, glomm auch in Bards Augen der Funke von Angst auf. »Ein Hexer, hm?« Fion versuchte auf den Knien aus seiner Reichweite zu rutschen, doch der Oberst holte ihn wieder ein, ergriff ihn am Haar und beugte den Knecht so, daß sein Kopf abgewandt war. Mit zwei raschen, harten Schlägen sprangen zwei neue blutige Striemen auf Fions Rücken auf. »Mich wirst du nicht verzaubern, Bursche. Hast du das auch bei dem Prinzen gemacht, hm? Hast du ihn verhext, daß er mit dir das Lager teilte, dich begünstigte und dir schöne Versprechungen machte?« Speichel troff in Fions Nakken. »Hast du das mit all den anderen gemacht, mit

Maegwyn zum Beispiel, die du so dreist gelockt hast? Wen hast du noch alles mit deiner Magie verhext, du Bastard eines Schlangenpriesters? Sprich!« Doch bevor Fion die gewünschte Antwort geben konnte, schlug Bard erneut mehrmals zu, so daß der Stallknecht schmerzerfüllt nach Luft japste.

»Laßt den Jungen los, Herr.« Der tiefe weibliche Alt hallte glockenartig durch das Stallgebäude und brachte die Männer schlagartig zum Schweigen. Alle vier, zwei Knechte und zwei mächtige Herren, blickten zu Cailyn auf, die einfach nur dastand und ihre Forderung mit keiner drohenden oder trotzigen Geste unterstützte.

Fion erkannte seine Mutter kaum wieder: Noch niemals hatte er sie so aufrecht und selbstbewußt erlebt oder gar gehört, daß sie die Stimme gegen einen Herrn oder eine Herrin erhoben hätte. Schön war sie, mit den unbändigen roten Locken, mit den grünen Augen, die trotz des schlechten Lichtes hell funkelten, und nicht zuletzt dank der geradezu königlichen Körperhaltung – aufrecht und stolz. Auch wenn sie Bard mit »Herr« angeredet hatte, war doch praiosklar, wer hier wem etwas befohlen hatte.

Mißtrauen und Haß standen in Bard Cheannards fiebrigen Augen geschrieben, seine Wangen waren gerötet. »Und da kommt die Oberhexe, die die Schlangenbrut ausgebrütet hat!« zischte er dann, halb

ängstlich, halb haßerfüllt. Krachend schleuderte er Fion gegen den Verschlag, so daß der Schimmel dahinter scheute und unruhig stampfte, und griff nach Cailyns rotem Lockenhaar. Die Magd zuckte zurück, so daß der Oberst nur den Ausschnitt ihres Kleides erwischte, das der Länge nach zerriß und Cailyns Körper vom Hals bis zum Schambein entblößte.

Bard faßte erneut nach ihrem Haar und bog Kopf und Körper nach hinten, so daß sie auf der Futtertruhe zu liegen kam.

Fion gab ein erstickes Keuchen von sich und rappelte sich auf, doch auf ein schnelles »Haltet ihn fest!« von Bard verdrehte Dhaman dem Stallknecht wieder den Arm auf den Rücken, während Yantur in hämischer Freude Fions Kopf so hielt, daß er die folgende Szene genau beobachten mußte.

»Nein! Laßt sie! Mutter!« Fion schüttelte und versuchte sich zu wehren, doch der stahlharte Griff des Edlen machte ihn bewegungsunfähig.

»Schau gut zu, Bursche: Das ist dafür, daß du dich an einer Magd vergriffen hast! Das kommt davon, wenn Knechte sich wie große Herren benehmen!«

Bard schob die sich kaum wehrende Cailyn höher, riß das Kleid gänzlich entzwei und winkelte ihre Beine an. Dann öffnete er schnell Gürtel und Hose, entblößte sein erigiertes Glied und stieß hart in sie. Anscheinend nicht zufrieden, zog er sich noch einmal

zurück, spuckte in die Hand und verteilte den Speichel zwischen Cailyns Beinen, dann drang er erneut in sie ein. Cailyn sog vor Schmerz hörbar die Luft ein, schwieg aber.

Lange war nichts zu hören außer dem Keuchen Bards, dem Schluchzen Fions, der kraftlos in den Armen seiner Wachen hing, und Yanturs heiserem, fast unhörbarem Lachen. Selbst die Pferde stampften und schnaubten unruhig, als wüßten sie um den Schrekken ihrer beiden menschlichen Freunde.

Mit einem langgezogenen Stöhnen ergoß sich der Obrist in die Magd. Dann lehnte er sich seufzend an die Stiege zur darüberliegenden Kammer.

Cailyn rutschte von dem Futterkasten auf den Boden, wo sie sich immer noch still wie ein junger Hund zusammenrollte, die Arme schützend um den Körper geschlungen.

»Wie gesagt, Knecht, laß dir das eine Lehre sein«, sagte Bard erschöpft, während er seine Hose wieder verschnürte. »Es gibt nichts Schlimmeres als Eigenleute, die nicht wissen, wo ihr Platz ist!« Er spuckte auf Fion, als er an ihm vorbeiging.

Fion schwieg dazu, bis die drei Männer aus dem Stall verschwunden waren – es war nicht so, daß er sie nicht gerne verflucht oder ihnen die Mistgabel in den Rücken gerammt hätte, doch Lippen und Beine mochten sich um keinen Halbfinger bewegen, saßen

fest wie mit Orazal geklebt. Dann krachte die Stalltür ins Schloß, von dem Reitpferd war keine Rede mehr.

»Mutter? O Mutter!« Die schreckliche Starre fiel von Fion ab, und er krabbelte schnell die kurze Strekke zu der reglosen Frau hinüber, aus deren Schoß sich inzwischen ein dünner Strom Blut ergoß. »Mutter ... ich ...« Der Knecht berührte sie zaghaft an der Schulter.

»Faß mich nicht an!« Wie von der Schlange gebissen, zuckte Fion zurück. Cailyn raffte ihr zerrissenes Kleid an sich, zog sich an den unteren Stufen der Stiege in eine halbwegs sitzende Haltung hoch und kämpfte darum, auf die Füße zu kommen.

Fion sehnte sich danach, ihr zu helfen, ihr zu sagen, daß alles wieder gut werde und er sie schon beschützen werde ... Doch nur Schluchzer drangen aus seiner Kehle.

Endlich stand Cailyn wackelig aufrecht und lehnte sich haltsuchend gegen die Stiege. Fion den Rücken zuwendend, sprach sie mit rauher, tränenerstickter Stimme: »Zu niemandem ein Wort, Fion. Hörst du?« Fion liefen die Tränen in Strömen die Wangen hinunter. »Das mußt du versprechen, Fion. Zu niemandem ein Wort. Auch nicht zu Dialann! Das könnte ich nicht ertragen!« Fion nickte, besann sich eines Besseren, da seine Mutter das Nicken ja nicht hören konnte, und würgte ein »Ja, Mutter« hervor.

Cailyn nickte kurz und erklomm Stufe für Stufe, schwankend und immer wieder innehaltend, die Stiege zu ihrer Kammer. Fion wartete, bis sie oben angekommen war, dann nahm er die andere Leiter zum Heuboden über dem Stall, einem Platz, an dem er sich früher oft mit Rhuad und Fianna getroffen hatte. Doch die Unbeschwertheit seiner Jugend war vorbei, die Wirklichkeit hielt ihn mit eisernem Griff und schüttelte ihn, bis er keine Tränen mehr weinen konnte. Zwischendurch horchte er immer wieder auf das erstickte Schluchzen aus dem Nebenraum, in dem seine Mutter lag; kaum zwei Schritt entfernt und doch unerreichbar.

Einsamer Wolf

Im Boronmond des Jahres 26 seit Anbeginn der Regentschaft Kaiser Hals begann für Fion ein völlig neues Leben.

Es war kein gutes Leben, und er sehnte sich oft nach dem alten zurück, das einfacher und viel fröhlicher verlaufen war.

Am Morgen des dritten Boron hatte die Herrin Invher den Wunsch geäußert, Sioctha zu reiten, doch Fion vermutete dahinter nur einen Vorwand, wie schon bei dem schrecklichen Besuch Bards und Dhamans gestern. Denn es war üblich, daß die hohen Herrschaften Bedienstete schickten, die Bescheid gaben, daß ein Pferd gewünscht wurde, sie stiefelten nicht jeden Tag selbst in den Stall. Da die Prinzessin nun aber schon einmal da war, erkundigte sie sich auch gleich nach Fions Befinden, warum er so ein griesgrämiges Gesicht mache und wo denn seine Mutter sei.

Cailyn erschien den ganzen Tag nicht im Stall, so daß Fion die anfallenden Aufgaben allein bewältigen

mußte. Der Herrin Invher aber berichtete er, daß seine Mutter sich nicht wohl fühle.

»Oh, ist sie krank?« Unter den Augen der Prinzessin, die Fion schmerzhaft an Rhuads erinnerten, fühlte sich der Stallknecht unwohl. Und wenn etwas dran war an dem Gerücht, die Herrin Invher wüßte die Lüge von der Wahrheit zu trennen? Nun, dann merkte sie es eben, darauf kam es doch nun auch nicht mehr an.

»Ich glaube schon, Herrin. Aber es ist, so hoffe ich, nichts Ernstes. Fianna hat ihr heute morgen Brot und Wurst hinaufgebracht.« Das stimmte, doch Fion verschwieg, daß Cailyn keinen Bissen davon angerührt hatte.

»Wie seltsam. Rhuad scheint mir auch krank zu sein, zumindest erschien er heute morgen nicht zum Frühstück, und das, obwohl Mutter ihn so sehr darum gebeten hatte.«

Dem Blick der Prinzessin ausweichend, schluckte Fion schwer. »Wie bedauerlich, Allerprinzlichste Hoheit!« murmelte er dann.

Die Kronprinzessin trat schnell näher und ergriff Fions Arm. »Fion, du weißt, daß *ich* weiß, daß du nicht schuldig warst an dem, was Maegwyn dir vorgeworfen hat. Es tut mir nach wie vor leid, daß ich dir nicht habe helfen können, aber du weißt auch, daß du keine Beweise hast. Wenn du mir jetzt sagst, wie sich

diese zweite Begegnung zwischen dir und Maegwyn zugetragen hat, dann kann ich dir vielleicht helfen, rehabilitiert zu werden!«

Invher hob Fions Kinn mit der behandschuhten Rechten so, daß er ihr in die Augen sehen mußte. »Maegwyn hat Euch doch erzählt, wie es abgelaufen ist, Herrin!« Nur kurz hielt der Stallknecht ihrem Blick stand, dann senkte er den Kopf wieder zu Boden.

»Und du weißt, daß ich das nicht glaube. Noch immer nicht, auch wenn jetzt *du* es mich glauben machen willst. Fion, ich will dir doch nur helfen. Mir ist an Gerechtigkeit gelegen, zudem mag ich dich, und mein kleiner Bruder mag dich noch viel mehr ...«

»Wen Rhuad mag, solltet Ihr lieber ihm selbst überlassen!« fuhr Fion dazwischen. Dann erblaßte er sichtlich, blickte zu Boden und stammelte: »Verzeiht, Allerprinzlichste Hoheit, ich wollte nicht so frech mit Euch reden, immerhin bin ich nur ein dummer Knecht ...« Invher betrachtete den Burschen vor ihr eindringlich. Im weißblonden Haar hingen noch einige Strohhalme, ebenso an Kittel und Beinkleidern, und unter seinen Augen hatte er verräterisch tiefe Schatten, als habe er wenig oder überhaupt nicht geschlafen. Auch Rhuad hatte vorhin elend ausgesehen, als sie sich kurz nach ihm erkundigt hatte. Dann Cailyns mysteriöse Krankheit, die just in den gleichen

Zeitraum fiel. Was ging hier vor? Oder war dies alles nur Zufall?

Mit einer Verbeugung schlüpfte Fion in den Verschlag Siocthas, und die Prinzessin sah ihm dabei zu, wie er dem großen eisgrauen Hengst geschickt das Gebiß zwischen die Zähne und das Trenshalfter über die Ohren schob. Als auch Kinn- und Backenriemen befestigt waren, drängte er sich zaghaft an ihr vorbei, um dem Pferd den Sattel aufzulegen. Er legte ihn weit oben auf den Widerrist und ließ ihn auf die Sattelfläche des Hengstes gleiten. Hastig machte er sich an dem Sattelgurt zu schaffen, zurrte ihn fest und überprüfte die Steigbügel.

»Die Bügel dürften noch auf Eure Länge eingestellt sein, Herrin«, sagte er mit schwacher Stimme. »Wenn Ihr damit zufrieden wart, können wir es so lassen.« Invher nickte – der Bursche wich ihr doch aus! »Fion, was ist mit dir?« – »Mit mir ist gar nichts, Allerprinzlichste Hoheit.«

»O doch, Bursche. Hast du dich mit Rhuad zerstritten? Und was ist mit deiner Mutter? Ich weiß, daß du unschuldig bist, also spiele mir nichts vor! Maegwyn hat doch gelogen! Also, würdest du mir jetzt vielleicht berichten, wie sich das alles wirklich zugetragen hat?« Invher musterte den Stallknecht, wie er unter ihren Worten immer kleiner wurde. Was war nur geschehen? Wo war der aufrechte Bursche, der noch

vor zwei Tagen stolz und selbstsicher vor dem König seine Unschuld beteuert hatte? Nun sah sie nichts als ein Häufchen Elend vor sich. »Antworte!«

Den Blick fest auf den Stallboden geheftet, gehorchte Fion, gewillt, für Rhuad zu schweigen: »Ich bin verurteilt worden, Maegwyn vergewaltigt zu haben, Herrin, und ich habe dafür gebüßt. Die Strafe wurde vollstreckt, also ist die Sache durchgestanden. Meine Mutter ist krank, und wenn Euer Herr Bruder ebenfalls krank ist«, hier zitterte seine Stimme ein wenig, was er nicht verhindern konnte, »bedauere ich das. Ich war unhöflich zu dem Prinzen, wie auch zu Euch gerade, doch ich hoffe, Ihr wollt mir das verzeihen, Herrin.«

Invher schnaubte ungläubig – *Prinz* Rhuad, unhöflich, verzeihen – das war ja zum Lachen! Sie nahm Fion die Zügel aus der Hand und strich Sioctha über die sanften Nüstern, der Hengst schnaubte genüßlich. Der Knecht wich ihrem Blick noch immer aus, während er unsicher auf ihre Antwort wartete.

»Du lügst!« Invher zog Sioctha hinter sich aus dem Stall hinaus, und noch bevor Fion hinterherlaufen konnte, um ihr den Steigbügel zu halten, hörte er das Knirschen schneller Hufe auf dem Kies.

Tränen liefen seine Wangen hinunter, als er der Prinzessin nachsah, die ihrem Pferd anscheinend den Kopf frei gegeben hatte, denn der Hengst galoppierte

freudig in weiten Sätzen auf das Tor zu. Fion schloß das Stalltor wieder.

Gegen Mittag brachte Fianna Cailyn und Fion wieder etwas Brot und Käse, doch ihre Versuche, die Frau auch nur ein wenig zum Essen zu bewegen, scheiterten kläglich.

Zum Abend hin kam die Magd mit einer Schale Suppe für die ›Kranke‹, doch auch jetzt mochte Cailyn nichts zu sich nehmen.

»Was ist mit ihr?« fragte Fianna Fion auf dem Weg zum Bedienstetensaal im Gesindehaus, in dem abends die warme Mahlzeit des Tages aufgetragen wurde. Aber Fion gab keine Antwort, sondern schüttelte nur den Kopf. Die Abendsonne stand rot und golden über dem Meer im Westen, als schien sie den schrecklichen Regen von gestern wieder gutmachen zu wollen.

Als Fion und Fianna den Saal betraten, wurde es schlagartig still. Etwa zwei Drittel der Bediensteten aßen hier zu Abend, die anderen würden später kommen, wenn ihre Pflichten es gestatteten.

Fianna wählte den Tisch aus, an dem schon ihr Vater und einige andere Mägde und Knechte saßen. Schweigen erwartete sie auch hier. Der Tisch war gut gewählt, denn er war am weitesten von dem Tisch Maegwyns und Yanturs entfernt, die feindselig hin-

überstarrten. Etwa fünfzehn Augenpaare waren auf Fion gerichtet, der sich sichtlich unwohl fühlte.

Als er zu der Kelle griff, um sich Suppe aus der Schüssel zu schöpfen, stieß ihm jemand »zufällig« an den Arm, so daß der Inhalt der Kelle sich über den Tisch ergoß. Fion suchte aufgebracht den Blick Sláthachs, der Waschfrau, die sowohl bezüglich ihres Körperumfangs als auch des Weitertragens von Gerüchten innerhalb der Mauern des Fürstenpalastes ungeschlagen war. Sláthach starrte trotzig zurück, ihre wulstigen Lippen formten ein unausgesprochenes Wort, das Fion als ›Bastard‹ zu erkennen glaubte. Tionnlaic und Gan, zwei Heizer, die kaum weniger schwatzhaft als Sláthach und mit ihr gut befreundet waren, rückten näher zu ihr hinüber, um ihren Beistand auszudrücken.

Fion fragte sich später häufig, was wohl geschehen wäre, wenn Fianna nicht so mutig und schnell reagiert hätte. Die junge Magd band schnell ihre Schürze ab, um die verschüttete Suppe aufzuwischen, und plapperte dazu: »Nein, Fion, welch ein Unglück! Du mußt vorsichtiger sein!« Dann nahm sie seinen Teller, füllte ihn selbst mit Suppe und stellte ihn vor Fion. Genauso verfuhr sie mit ihrem eigenen Holzteller. Dann fragte sie in die Runde am Tisch: »Möchte noch jemand etwas aufgetan haben, wo ich gerade dabei bin?«

Coír, Fiannas Vater, hielt seiner Tochter den Teller hin. Fion warf ihm einen dankbaren Blick zu, und der Aufseher nickte kurz zurück. Er hatte es sichtlich verabscheut, den Burschen zu schlagen, doch als Aufseher über die Bediensteten war es seine Pflicht gewesen, die Strafe zu vollziehen, gleichgültig wie er selbst dabei fühlte.

Fion hielt das Mahl jedoch kurz, da er weder noch mehr Streit heraufbeschwören, noch Fianna oder Coír gefährden wollte. Wieder herrschte Schweigen im Saal, als der Stallknecht aufstand, um hinauszugehen. Doch er war nicht schnell genug – plötzlich schallte Yanturs harte Stimme durch den Saal, sich vor unterdrückter Empörung fast überschlagend: »Was willst du hier, Fion? Wir wollen dich nicht! Mach, daß du wegkommst, und zwar verdammt weit weg! Sonst passiert noch etwas *wirklich* Schreckliches! Wie geht es eigentlich deiner Frau Mutter?« Häme troff aus seinen Worten.

Fion blieb wie angewurzelt stehen – fast hatte er es ohne erneuten Streit zur Tür geschafft. Langsam drehte er sich zu dem Sprecher um, der aufgestanden war und aus der Menge der Sitzenden herausragte. Die Gesichter der Anwesenden sprachen die gleiche Sprache, nur Maegwyn zupfte ihren Mann am Kittel und schien ihn mit etwas betretener Miene zurückhalten zu wollen. Ihr Gesicht war schuldbewußt, doch nur Fion bemerkte ihre Scham.

Etwas *wirklich* Schreckliches, hatte er gesagt? War die Vergewaltigung seiner unschuldigen Mutter, die mit der Sache noch weniger zu tun hatte, als er selbst, noch nicht *wirklich* schrecklich? Fion wollte diesem Kerl auf der Stelle an die Kehle gehen und ihm sein triumphierendes Grinsen aus dem Gesicht prügeln!

»Ich bringe dich um, du Bastard!« spie er aus und machte ein paar Schritte nach vorne – als ihn etwas zurückhielt.

»Fion.« Coír sprach ruhig und besonnen, doch aus seiner Stimme klang Besorgnis. »Fion, geh hinaus!« Ihrer beider Augen trafen sich, und Fion las die stumme Bitte darin, seinem Befehl Gehorsam zu leisten. Jetzt war der Ältere wieder der Aufseher, der solcherlei Konflikte zu verhindern hatte.

Fion nickte und ging, doch die spöttischen Worte Yanturs hallten ihm hinterher: »Der Bastard bist *du*, Fion, meine Eltern stehen im Traviabund! Aber der scheint dir ja sowieso nicht viel wert zu sein!«

Draußen lehnte sich Fion zitternd und erschöpft an die Mauer neben der Tür des Gesindehauses. Das war ja schrecklich! Lieber verhungerte er, als so etwas noch einmal erleben zu müssen! Efferd, Phex, Rahja – was habe ich Euch getan, daß Ihr mich so für etwas straft, das ich nicht einmal begangen habe?

Links von ihm sah er die beiden Schandpfähle, an die er noch vor so kurzer Zeit gebunden gewesen war

– die Erinnerung an den Schmerz ließ ihn zusammenzucken.

Er holte tief Luft und begab sich zum Stall. Er würde, wie es üblich war, hinter dem Gebäude entlanggehen, nicht davor, da dort hauptsächlich die hohen Gäste empfangen wurden – so wie jetzt gerade, denn eine prächtige Kutsche stand vor dem Hauptportal. Talann, eine recht junge, adrette Pagin, bemerkte ihn und winkte ihn hektisch herbei. Fion kam näher, und Talann zischte ihn an: »Wo bist du gewesen? Herrschaften sind da, du mußt dich um die Pferde kümmern!« Sie sah ihn dabei nicht an. Fion nickte matt. »Gut, danke!«

Gerade drang Bard Cheannards kaum gedämpfter Baß an sein Ohr: »Allerprinzlichste Hoheit, wir sollten wirklich die Stallmagd holen lassen, ihr unzuverlässiger Sohn treibt sich ja anscheinend mal wieder irgendwo herum. Was macht Euch zögern?«

Invher antwortete scharf: »Das hat Euch nicht zu interessieren, Cheannard! Die Magd bleibt, wo sie ist. Ah, Fion, da bist du ja«, sie sah dem Angesprochenen entgegen.

Im Schein der Laternen, die aufgestellt waren, um das Portal zu beleuchten, blickten die beiden sich an. Fion nickte ihr dankbar zu, dann schweifte sein Blick zu Bard und Dhaman, die spöttisch lächelnd hinter der Prinzessin standen – Mordlust erwachte in ihm.

Invher gab ihm mit einem Wink zu verstehen, dem zweiten Pagen, Iola, die Zügel der vorderen Kutschpferde abzunehmen.

Fion eilte außen um die Kutsche herum, um den Befehl auszuführen, in Gedanken noch immer bei den beiden Peinigern seiner Mutter. Dabei warf er einen kurzen Blick in das Innere der Kutsche und blieb wie versteinert stehen.

Schwarze Augen, so tief wie Efferds See und doch von ganz anderer Art als das Wasser, begegneten den seinen und hielten sie fest. Wie ein schwarzer Schlund sogen sie jegliche Farben auf, so daß Fion bald nur noch diese Augen sah. Schmal geschwungene, edle Brauen von der gleichen Farbe wie das rabenschwarze Haar gaben dem katzenhaften, blassen Gesicht einen fragenden Ausdruck. Träumte er? Was hatte *sie* hier zu suchen? Noch vor ein paar Tagen waren sie einander im *Esche und Kork* begegnet, und nun war sie hier.

Sie zeigte ein feines Lächeln, das Fion im Denken innehalten ließ. Doch nun wandte sich die Frau ab, um aus der Kutsche zu steigen, und Fion besann sich, immer noch verwirrt, seiner Aufgabe. Iola, der Älteste der Pagen und sozusagen der Hauptpage, übergab ihm mit strafendem Blick die Zügel und machte sich an seine eigentliche Aufgabe: den Herrschaften, wo es nur nötig war, zu Hilfe zu eilen und in seiner

blauen Uniform mit den drei silbernen Kronen auf Brust und Ärmeln möglichst adrett auszusehen. Das gelang Iola auch sehr gut. Fion hatte ihn immer für seine stolze und doch ehrerbietige Haltung bewundert.

Invher begrüßte die Ankömmlinge. Rhuad – Fions Herz schien ein paar Takte auszusetzen – leistete ihr dabei Gesellschaft. Der Prinz sah in seiner gewohnten dunklen Seidenkleidung gut aus, auch wenn Invher Recht hatte: Er wirkte krank, hatte tiefe Ringe unter den Augen und war blaß. Er vermied es, in Fions Richtung zu blicken.

Gerade schüttelte der Prinz einem Mann herzlich die Hand, den Fion noch recht gut kannte: Berthol Heff-Bennain, ein entfernter Verwandter des Königshauses und ein vor einigen Jahren gefeierter Poet und Dramendichter. Berthol mochte Anfang vierzig sein, er ließ allerdings den kräftigen und sehnigen Körperbau der anderen Bennains vermissen. Man konnte ihn nicht unbedingt dick nennen, doch allemal wohlgenährt. Seine Kleidung mußte teuer gewesen sein, wirkte aber lieblos komponiert: So entließ die Schleife in dem dunkelblonden, teils ergrauten Haar schon Strähnen, die dem Mann ins Gesicht fielen, das Halstuch saß schief und war schlecht geschlungen, die kniehohen moosgrünen Seidenstrümpfe waren farblich nicht mit der blaugrünen Seidenhose und dem

waldfarbenen Gehrock abgestimmt. Allein das weiße Rüschenhemd darunter blieb neutral und wies zudem mit der Ganzheit der Erscheinung darauf hin, daß sein Träger ein Bewunderer der liebfeldischen Kultur war.

Trotz dieses etwas ungepflegten Eindrucks besaß Berthol eine äußerst warmherzige Ausstrahlung. Sein Lachen, mit dem er Rhuad gerade bedachte, drückte Herzlichkeit und Ruhe aus, die Augen blitzten schelmisch.

Fion schnürte es die Kehle vor Eifersucht zu, als er bemerkte, daß Berthols Lachen auf Rhuad eine fast heilende Wirkung zu haben schien: Der Prinz sah gleich nicht mehr so bedrückt aus, auch seine Augen lachten nun wieder.

Der schöne Mann neben Berthol ähnelte vom Äußeren her auf den ersten Blick Rhuad: Er trug das schwarze Haar kurz, hatte dunkelblaue Augen und eine schlanke Gestalt. Im Gegensatz zu Berthol sah man ihm den überaus gepflegten Edelmann sofort an: Alles an ihm schien ganz Höflichkeit, Galanterie und Exklusivität zu sein. Prinz Romin von Kuslik, der liebfeldische Gemahl Prinzessin Invhers, begrüßte seine Frau mit einem ehrlichen, liebevollen Lächeln und einem Kuß.

Allzu gerne dachte Fion an eine Anekdote zurück, die man sich aus dem fernen Gareth erzählte: Anläß-

lich des Hoftages 21 Hal wurde Invhers und Romins Verlobung besiegelt. Da jedoch Invher damals äußerst unpäßlich gewesen war, hatte Markgraf Raidri beim Verlobungskuß stellvertretend die Rolle der Braut übernommen ...

Romin hielt seine Gemahlin im Arm und wandte sich gerade der schwarzhaarigen Frau zu, die, in einen wärmenden schwarzen Pelzmantel gehüllt, als letzte aus der Kutsche stieg.

»Meine allerliebste Serenissima, darf ich Euch hier die Grandessa Antiarna Paligan vorstellen, die so freundlich war, uns vom Hafen abzuholen? Freund Berthol behauptet, die Grandessa sei eine Virtuosin auf der Harfe, und so lud er sie ein, bei unserem kleinen Fest anläßlich seiner Verse heute abend anwesend zu sein. Tatsächlich hat er auf dem ganzen Weg von Kuslik hierher den Matrosen seine Gedichte vorgetragen und sie Banausen geschimpft, weil sie deren Größe nicht zu würdigen wußten!«

Invher musterte die Fremde, während sie ihr lächelnd die Hand gab und sagte: »Aber natürlich seid Ihr in unserem Haus willkommen, Grandessa. Doch gewährt mir zwei neugierige Fragen: Seid ihr ob Eures Namens mit der Gemahlin unseres allgeliebten Kaisers Hal verwandt? Und was tut eine Al'Anfanerin so weit im Norden?« Die Angesprochene antwortete freundlich. Der Hall ihrer dunklen Stimme ließ

Fion innerlich erbeben, er fühlte Erregung in sich wachsen. »Allerprinzlichste Hoheit – fragt mich, soviel Ihr wünscht. Die Verwandtschaft zu Kaiserin Alara Paligan hält sich allerdings, so glaube ich, in Grenzen – es ist eine sehr alte und weitläufige Familie.« Ein Lächeln umspielte ihre Lippen. »In der Tat stamme ich aus Al'Anfa, doch habe ich meine Heimatstadt seit einer Ewigkeit nicht mehr gesehen, und auch wenn ich mich nach ihr zurücksehne, so liebe ich doch das schöne Havena ebenso.« Sie deutete einen Knicks zur Begrüßung an.

»Sehr schön!« Invher klatschte in die Hände. »Dann laßt uns nun eintreten und das Wiedersehen mit Berthols Versen feiern ...« Sie zwinkerte Romin und Antiarna zweideutig zu und ging voran ins Haus.

Fion faßte die Zügel der schwarzen Kutschpferde kürzer und sah ihnen hinterher. Neugier, Aufregung und Wehmut beherrschten seine Gedanken, er wartete sehnlichst darauf, daß Rhuad sich doch noch einmal zu ihm umdrehte. Doch dieser ging lachend Seite an Seite mit Berthol Heff-Bennain durch das offenstehende zweiflüglige Portal, aus dem ein goldener Lichtschein fiel.

Zwei Herrschaften allerdings zögerten vor dem Portal, der eine – Dhaman ui Mharfad – wies der alanfanischen Schönen mit der Hand, daß er nach ihr

eintreten wolle. Fion wunderte sich allerdings: Die Frau schüttelte den Kopf, und die Blicke der beiden trafen sich. Eine eigenartige Spannung lag in diesem Austausch, und Fion wurde den Eindruck nicht los, daß die beiden einander recht gut kannten, allerdings nicht sonderlich mochten. Das Kräftemessen endete anscheinend unentschieden, denn nichts weiter geschah, außer daß die beiden Herrschaften sich sichtlich entspannten.

Nun bedeutete die Frau Dhaman mit einer galanten Handbewegung, vor ihr einzutreten. Der Edle lächelte spöttisch – oh, wie Fion dieses Lächeln haßte! – und kam der höflichen Aufforderung nach.

Traurig sah Fion den Herrschaften nach und wollte die Pferde schon zur Remise führen, um dem Kutscher beim Abschirren zu helfen, als die schwarzgewandete Al'Anfanerin auf der obersten Stufe innehielt und über die Schulter direkt zu ihm hinunterblickte. Fion erstarrte in der Bewegung. In ihren schönen pechschwarzen Augen standen Verheißung, Sinnlichkeit und Verlangen geschrieben, die den Knecht bis ins Mark erregten und diese Nacht unruhig träumen ließen.

Die eisige Verachtung der Bediensteten ließ auch am nächsten Tag nicht nach, und Fion war, bis auf die gelegentlichen Besuche Fiannas, die ihm etwas zu essen

brachte, sehr einsam. So ging er seinen Pflichten aufopferungsvoll nach – genau wie seine Mutter, die er heute wieder zu Gesicht bekommen hatte. Noch immer blaß und hohlwangig nahm sie doch die schwersten Arbeiten auf sich, verließ jedoch nicht ein einziges Mal den Stall.

Am Nachmittag – Cailyn hatte sich in die Kammer zurückgezogen, aus der Fion am Morgen ausgezogen war – ging knarrend die Tür auf und Dialann, Fions Vater, trat ein.

»Wie geht es dir, Sohn?« Die Stimme des Geweihten klang erschöpft. »Danke, Vater, es geht.« ›In letzter Zeit neigst du zu Übertreibungen‹, stellte der Knecht selbstkritisch fest – er fühlte sich mindestens so elend wie in den letzten zwei Tagen.

»Ich würde mich gerne mit dir unterhalten.«

»Gut. Hier? Oder lieber«, Fion warf einen bedeutsamen Blick zu Cailyns Kammer, »woanders?«

»Draußen. Man sollte die Tage des Traviensommers genießen – so warm wird es so schnell nicht mehr!« Gemeinsam gingen sie hinaus und ließen sich vor dem Stall auf dem mächtigen Baumstumpf, der als Sitzgelegenheit diente, nieder.

»Ich werde dich jetzt etwas sehr Wichtiges fragen, Fion, und ich wünsche eine klare und ehrliche Antwort von dir zu erhalten.« Fion hatte diesen Moment lange gefürchtet – nun würde ihn sein Vater wegen

der Sache mit Maegwyn ebenfalls hassen. Wie er *sie* haßte! Doch er wartete ergeben darauf, daß Dialann weitersprach, denn seinem Verlangen nachzugeben und wegzulaufen wäre geradezu kindisch und würde die Situation nicht verbessern.

»Liebst und achtest du die Götter, Fion?«

Der Angesprochene sah fragend auf. »Ja, Vater, das tue ich!«

»So schwöre mir, bei deinem Leben, den Hohen Zwölfen und allem, was dir heilig ist, solche Verbrechen, die den Lehren der Götter dergestalt zuwiderlaufen, nie wieder zu begehen. Ich frage dich jetzt auch nicht, ob du schuldig oder unschuldig verurteilt wurdest – bist du schuldig, stifte ich dich nur zu einer Lüge an, bist du unschuldig, werden es die Götter wissen – das mußt du mit dir, deinem Gewissen und den Zwölfen vereinbaren. Wenn du mir das schwören willst, vertraue ich dir, denn ich habe dich die heiligen Schriften wohl gelehrt.«

»Ich schwöre es dir, Vater, bei meinem Leben, den Heiligen Zwölfen und allem, was mir heilig ist«, sprach Fion die alte Schwurformel mit der rechten Hand auf dem Herzen. Er hätte es wissen müssen: sein Vater urteilte nicht vorschnell, schließlich war er Hesindegeweihter, der wußte, daß es mehr als eine Wahrheit unter den Menschen gab – das hatte er Fion immer wieder vorgebetet. Fast hörte er seine beleh-

rende Stimme: ›Fion, bedenke: Die absolute Wahrheit gibt es nur unter den Göttern. Bei uns Sterblichen gelten viele Wahrheiten, je nachdem, wen du fragst: Die Wahrheit der Reichen, die der Armen, die der Hochgeborenen und die der Tagelöhner. Aus diesen vielen Einzelwahrheiten das herauszubilden, was der Wahrheit der Götter am nächsten ist, ist die heilige Pflicht eines jeden Hesindegläubigen, auch wenn wir die *absolute* Wahrheit niemals finden werden!‹

»Gut, Fion. Nun kein Wort mehr davon, ja?« Fion nickte dankbar. Gerne hätte er seinem Vater erklärt, wie es sich wirklich verhalten hatte – doch dann würde er Rhuad zuallerletzt vollständig verraten, und das wollte er um keinen Preis, denn dann hätte er ihn endgültig verloren. Daß Dialann nicht fragte, rechnete Fion ihm hoch an, denn wie sein Vater selbst gesagt hatte: Er hätte ihn anlügen müssen – jedoch nicht, weil er schuldig, sondern weil er unschuldig war –, und das wollte er seinem Vater, der sich so anständig gegen ihn verhalten hatte, nicht antun.

»Wie geht es Cailyn?« fragte Dialann dann unvermittelt mit leiser Stimme, er wollte nicht, daß die Frau ihn hören konnte.

»Nicht gut, Vater«, erwiderte der Sohn ebenso gedämpft. »Hat sie nicht mit dir gesprochen?«

»Nein, kein Wort. Ich habe sie seit zwei Tagen ja nicht einmal gesehen! Was ist nur los mit ihr?« Der

Schmerz, der aus der Stimme seines Vaters klang, traf Fion tief, doch er schüttelte den Kopf.

»Das kann ich dir nicht sagen, Vater. Aber gib ihr Zeit. Sie muß etwas ziemlich Schlimmes verwinden, das wird sicherlich ein Weilchen dauern. Und du weißt ja, wie sie ist: Sie läßt sich von niemandem trösten, sie muß das ganz alleine schaffen.«

»Sie ist so verdammt hart zu sich selbst!« schimpfte der Geweihte. »Aber – weißt du denn, was geschehen ist? Warum sagst du es mir nicht?«

»Sie hat es mir verboten«, war Fions einfache Antwort. »Wenn ich es dir sage, macht das für sie alles nur noch schlimmer, glaube mir.«

Dialann nickte traurig. »Ich wünschte, sie ließe sich von mir helfen. Ich wünschte, ich hätte deine Mutter trotz allem geheiratet. Wenn du glaubst, Hesindegeweihte seien kluge Leute, irrst du gewaltig, Sohn!« schalt er, fügte jedoch sofort hinzu: »Herrin, vergib mein Reden.«

»Doch, Vater, ich halte Hesindegeweihte für schrecklich klug – aber eben nicht für allwissend. Und manchmal seht ihr vor lauter Büchern und Tränken das Leben nicht mehr.«

»Meinst du?« Dialanns Stimme klang so kindlich erschreckt, daß Fion lächeln mußte – wie gut das tat! Seit Tagen nun lächelte er zum ersten Mal wieder, fühlte, wie sich die verkrampften Gesichtsmuskeln

lockerten und der ständige Kloß in seinem Hals langsam schmolz. Statt dessen traten Tränen der Erleichterung in seine Augen, und er lehnte sich still an die Schulter seines Vaters und weinte. Wie schön das war, wenn jemand freundlich mit ihm sprach!

Dialann schwieg mitfühlend, bis Fions Tränen versiegt waren. »Geht es dir auch wirklich gut, Sohn?«

»Es geht mir schon besser, Vater. Es ist schön, daß du hier bist.«

»Schmerzt der Rücken noch sehr?«

»Rhuad ... Rhuad hat ihn geheilt. Er ist fast wieder in Ordnung.« Wohlweislich verschwieg Fion, daß sein Rücken wieder völlig hergestellt wäre, wenn Bard ihn nicht erneut geschlagen hätte. Er verstand Cailyn, die nicht wollte, daß Dialann etwas von dieser Sache erführe. Dialann würde sich nur gezwungen fühlen, etwas gegen Bard und Dhaman zu unternehmen, und das ginge sicherlich nicht gut – auf die eine oder andere Weise. Und was wollte man denn sagen? Bard hatte eine Eigenfrau zurechtgewiesen, was zwar nicht direkt sein Recht gewesen war, was aber fast jeder Adlige verstehen würde – er war ja schließlich dafür verantwortlich, daß im Fürstenpalast alles seinen rechten Gang ging.

Prinzessin Invher kam ihm in den Sinn: Was würde sie zu so etwas sagen? Und König Cuanu? Fion war sicher, daß die beiden dies nicht gutheißen würden,

und er war froh darüber. Rhuad dagegen ... Er war sich nicht mehr sicher. Als habe sein Vater seine Gedanken gelesen, sprach er Fion auf Rhuad an: »Man erzählt sich im Palast, daß du nicht mehr mit dem Prinzen unterwegs bist?«

»Erzählt man sich das? Dann wird es wohl stimmen«, antwortete Fion verbittert. »Er soll sehr viel Zeit mit Berthol verbringen. Es tut mir leid«, sagte er dann, als er Fions Gesichtsausdruck sah, »das hätte ich nicht zu erwähnen brauchen.«

Fion schwieg – noch vor ein paar Tagen hatte alles so rosig ausgesehen, und nun lag sein Leben in Scherben.

»Wer ist diese Frau, Vater?«

»Antiarna Paligan? Sie ist mir unheimlich. Irgend etwas stimmt mit ihr nicht, das kannst du mir glauben. Aber ich habe mit ihr auch kaum etwas zu tun. Das einzige, was mir auffiel, war, daß sie auf Dhaman ui Mharfad nicht gut zu sprechen ist, was wohl auf Gegenseitigkeit beruht, etwa wie Hund und Katze – nun, *ihn* mag ich noch weniger als sie!« Wie Hund und Katze – der Vergleich traf erstaunlich gut auf Dhaman und Antiarna zu.

Dialann fuhr fort: »Wie Dhaman kommt sie auch immer erst gegen Nachmittag zum Speisen, aber sie ist ja Al'Anfanerin – die haben alle so einen schrecklichen Lebenswandel!«

»Vater«, fiel Fion plötzlich ein, »die Sache mit der verschlafenen Stunde tut mir schrecklich leid. Es wird niemals mehr vorkommen, ja?« Dialann nickte. »Allerdings habe ich im Moment wenig Zeit. Gerade kürzlich dachte ich noch, ich besäße ein Antidot – aber ich muß mich wohl geirrt haben, denn es stand keines mehr im Schrank. Also muß ich ein neues machen. Was meinst du, ob das wohl länger dort steht, als das erste?«

»Ich bin mir ziemlich sicher, Vater. Das wird es.«

»Gut. Grüße deine Mutter von mir, wenn du sie siehst. Sag ihr ... sag ihr, daß ich sie liebe!« Fion nickte, während Dialann seinem Sohn auf die Schulter klopfte und dann in Richtung Palast ging.

Nach der Abendfütterung – Lasóg, das Luder, hatte wieder so lange herzerweichend gebettelt, bis ihm sein Stück Rübe vorgeworfen wurde – machte Fion es sich in seinem neuen Domizil gemütlich. ›Domizil‹ war vielleicht etwas übertrieben, denn es bestand nur aus einer Liege auf dem Heuboden und der Truhe mit seinen Habseligkeiten und Kleidungsstücken. Darum herum hatte er die Strohbündel hoch aufgestapelt, um es warm zu halten. Gen Osten konnte er zwei große Klappen nach draußen öffnen, wo im Herbst die Heu- und Strohbündel an der Seilwinde hochgezogen wurden. Beide Flügel konnten mit ei-

nem Riegel gesichert werden. Auch die Luken zum Stall ließen sich glücklicherweise schließen, was er heute abend tun würde, damit der Wind nicht überall durchpfiff.

Cailyn hatte Fion nicht einmal bitten müssen, aus der gemeinsamen Kammer wegzuziehen. Fion hatte wortlos seine Sachen zusammengeräumt und hinübergeschafft. Seine Mutter brauchte jetzt Ruhe und Einsamkeit – er war ja da, wenn sie ihn brauchen sollte. Dazu kam sein Eindruck, daß sie körperliche Nähe im Moment nicht ertrug. Fion hatte ein schlechtes Gewissen: Hätten sie doch bloß *ihn* verprügelt oder sonst etwas mit ihm angestellt, aber sich doch nicht an seiner Mutter vergriffen! Es war seine Schuld, er hätte sie aufhalten, Hilfe holen müssen oder ... Seine Gedanken kreisten immer wieder, wenn er sich nicht mühselig auf etwas anderes konzentrierte, um die schreckliche Szene von vorgestern: Seine Mutter auf der Futtertruhe liegend, Bard über ihr ... Er schloß die Augen.

Um sich abzulenken, durchsuchte Fion schließlich seine Truhe nach dem Dolch, dem Geschenk Raidris.

Auf der Bettstatt liegend, betrachtete er ihn im schwachen Licht der Sturmlaterne. Mit dem Finger fuhr er das Wappen mit den gekreuzten Schwertern nach, und wie immer überkam ihn Freude darüber, solch eine prachtvolle Gabe von Raidri Conchobair

erhalten zu haben. Die Freude wurde heute allerdings durch Enttäuschung und Niedergeschlagenheit getrübt – wie froh war er, daß der Markgraf den Palast am Tag nach seiner Ankunft wieder verlassen hatte – wie schrecklich wäre es gewesen, wenn er Zeuge all dieser Geschehnisse geworden wäre!

Wieviel mochten die Rubine an den Knäufen der geschwungenen Parierstange, also die Augen der Löwinnenköpfe, wert sein? Fion hätte sie nicht verkaufen wollen, da dies einem Sakrileg gleichkäme, wie er fand. Doch nun wollte Fion nicht mehr über die Kostbarkeit des Geschenkes nachdenken, schließlich hatte der Markgraf es ihm ohne zu zögern und ohne auf den materiellen Wert zu achten übergeben. War er, Fion, dieses Geschenkes würdig? Oder würde Rondra ihm zürnen, weil er, der kleine Knecht, ein so ehrwürdiges Kleinod trug? Nein, der Herr Markgraf wußte sicherlich, was er getan hatte, als er ihn damit geehrt hatte – solche Menschen irrten sich nie.

Die Stalltür knarrte. Fion horchte auf, seit vorgestern erschreckte ihn dieses Geräusch. Wer mochte das sein? Leichte Füße erklommen die Stiege, und bald schon hörte er Fiannas Stimmchen: »Fion? Bist du hier?«

»Ja.«

»Darf ich hochkommen?«

»Ja.« Fion legte den Dolch auf die Truhe.

»Ich habe dir etwas zu essen gebracht. So etwas wie gestern muß nicht noch einmal passieren.« Fianna sah im Licht der Laterne süß aus, ihre schweren braunen Locken fielen ihr locker über die Schultern. Während die Haare aus Stirn und Schläfen am Hinterkopf zusammengenommen waren, hingen die restlichen lose herab. Eine vorwitzige, korkenzieherähnlich gelockte Strähne fiel ihr allerdings immer wieder ins Gesicht, die sie dann erfolglos wegpustete oder hinter das Ohr strich.

Fion nickte und setzte sich auf, als er die Holzschüssel mit Eintopf entgegennahm. Sie setzte sich neben ihn auf das Bettlager. »Danke. Aber ich kann mich hier nicht ewig verstecken, weißt du? Irgendwann werde ich sicherlich einem von *ihnen* begegnen.« *Sie,* das waren die anderen Bediensteten.

»Vielleicht beruhigen sie sich ja wieder. Vielleicht vergessen sie es wieder.«

»Nein, Fianna. Du weißt doch, wie die Leute sind. Was sie sich einmal in den Kopf gesetzt haben, glauben sie und Schluß. Warum sonst wäre hier seit Hunderten von Jahren die Magie verboten?« Das rief Erinnerungen an Rhuad wach.

»Willst du es nicht einfach jemandem erzählen?« wisperte Fianna traurig. »Du kannst doch Rhuad nicht auch noch dafür belohnen, daß er dir das Ganze angelastet hat!«

Der Knecht starrte sie entsetzt an. »Woher weißt du davon, Fianna?« Errötend verteidigte sie sich: »Du weißt doch, als Rhuad dir den Rücken geheilt hat, als ihr euch gestritten habt, da hat er mich doch aus der Kammer geschickt. Ich bin unten geblieben, ihr habt so laut gesprochen, daß man es gar nicht hätte überhören können!« Doch Fion schüttelte den Kopf. »Ich kann niemandem etwas sagen, Fianna, auch wenn es dumm sein mag. Das habe ich Maegwyn geschworen, und jetzt, wo ich weiß, daß es für Rhuad ist, werde ich das erst recht nicht ausplaudern. Dann würde er mich noch mehr hassen!«

Er löffelte einige Augenblicke stumm seinen Eintopf. »Hast du Mutter etwas zu essen gebracht?«

»Nein. Sie kam selbst. Sie wird von den anderen auch kaum anders behandelt als ... vor der Sache mit Maegwyn.«

Fion fuhr Fianna plötzlich zornig an: »Erwähne diesen Namen nie wieder, hörst du? Ich hasse sie! Hätte sie damals nicht gelogen, wäre all das nicht passiert, und Mutter ...« Er verstummte. Er durfte das niemandem erzählen, nicht einmal Fianna.

»Ist Cailyn dir böse wegen dieser angeblichen ... na du weißt schon? Hat Yantur das gestern gemeint, als er sagte: ›Wie geht es deiner Frau Mutter?‹«

Der Knecht zuckte die Schultern. Dann kam ihm ein schrecklicher Gedanke. »Fianna, halte dich fern

von Bard Cheannard, hörst du? Er haßt mich, und wenn er bemerkt, daß du mir etwas bedeutest, wird er vielleicht versuchen, dir zu schaden ... Bleib weg von ihm, ja?«

Fianna hielt darin inne, sich die vorwitzige Locke um den Finger zu wickeln und wurde blaß um die Nase. »Fion ... er hat doch nicht ... Cailyn?« hauchte sie ängstlich. Ich hätte wissen müssen, daß sie das ahnt! schalt sich Fion ärgerlich. Fianna besaß eine geradezu erschreckende Feinfühligkeit und verstand es bisweilen, zwischen den gesprochenen Worten genau das zu lesen, was man lieber verschwiegen hätte.

»Er hat sie doch nicht ...?« Als Fianna in Fions Gesicht die Bestätigung ihrer entsetzlichen Vermutung las, schlug sie die Hände vor den Mund, so daß nur noch die großen haselnußbraunen Augen zu sehen waren, die den Freund schreckgeweitet anstarrten.

»Fianna«, redete Fion eindringlich auf sie ein, »du darfst davon niemandem ein Wort sagen, hörst du? Wer weiß, was Mutter sich antut, wenn sich das herumspricht! Kein Wort, vor allem nicht zu Dialann!«

Fianna nickte mit immer noch weit aufgerissenen Augen.

»Und halte dich von Bard fern!« Wieder nickte das Mädchen. »Gut.« Er strich ihr das Haar aus dem Gesicht und lächelte sie aufmunternd an – wie süß sie aussah! Etwas in ihm regte sich zaghaft, etwas, das

die Dankbarkeit darüber, daß sie zu ihm hielt, bei weitem zu überflügeln drohte ... Fiannas Rehaugen strahlten warm zurück.

»Störe ich?« Fions und Fiannas Köpfe flogen gleichzeitig hoch. Zwischen den aufgeschichteten Strohbündeln stand Antiarna Paligan, die die beiden Jüngeren anlächelte. Die Al'Anfanerin trug Schwarz, wie Fion es von ihr schon kannte. Die Kleidung – eine enge Hose und ein weites Hemd –, die sie trug und die der albernischen Witterung so gar nicht angemessen schien, bestand aus feiner Seide und war über und über mit kleinen goldenen Borten, Tressen und Verbrämungen bestickt. Darüber hinaus trug sie ein paar feste Stiefel aus irgendeinem seltsamen Leder, feine Handschuhe und eine – ebenfalls schwarze – Seidenschärpe.

Wiederum gleichzeitig sprangen die beiden Freunde von dem Lager auf. Fion stammelte: »Wie ... verzeiht, wie kommt Ihr hier hinauf, wir haben Euch gar nicht kommen gehört, Herrin!« Noch mehr aber rasten Fragen durch seine Gedanken: Was will sie hier, wie lange steht sie dort schon und wieviel hat sie gehört?

»Ich bin die Stiege hochgeklettert und habe mir meinen Weg durch das Heu hier gebahnt. Ich habe Stimmen gehört. Was dachtest du denn?« Darauf wußte Fion keine Antwort, aber das dumpfe Gefühl

pochte in seinem Hinterkopf, daß ihn eine Antwort wie »Ich bin hinaufgeflogen« auch nicht sehr verwundert hätte.

»Mädchen, laß uns allein!«

»Aber – Fion, du – sie kann mich doch nicht einfach ...« Fiannas Blick flehte Fion an, sie nicht wegzuschikken. Doch der Stallknecht öffnete den Mund und hörte sich sagen: »Bitte geh!« Daraufhin warf die Magd ihm noch einen zornig-enttäuschten Blick zu und stampfte die Stiege hinunter.

Hatte *er* das wirklich gesagt? Fion hatte nicht vorgehabt, sie hinauszuschicken – wie seltsam.

»Ist sie dein Liebchen?« Die Schwarzgewandete maß Fion mit Blicken. »Nein, ich glaube nicht. Ich glaube, du magst sie sehr, aber deine Geliebte ist sie nicht. Man erzählt sich, du hättest eine Liebelei mit dem hiesigen Prinzen gehabt. Er ist schön, du hast einen guten Geschmack. Er allerdings auch.« Unter langen schwarzen Wimpern sah sie Fion an, und wieder einmal kam dieser sich vor wie eine Maus, während sich die Katze schon das Maul leckte.

»Ich habe gehört, was dir in den letzten Tagen geschehen ist. Du hast eine ereignisreiche Woche hinter dir, was?« Ereignisreich – Fion fand, daß die Fremde zu Untertreibungen neigte.

Ihre Gegenwart bedrückte Fion – warum, wußte er nicht zu sagen. Sie hatte ihn in seiner letzten Zuflucht

aufgesucht, war in sein innerstes Leben vorgedrungen, allein dadurch, daß sie hier war. Das einzige Versteck, das er jetzt noch kannte und an dem er sich wohl fühlte, war die Scheune des *Esche und Kork.*

Vielleicht war es auch ihre Schönheit, gepaart mit einer Aura von Dunkelheit, die ihn zugleich abschreckte und anzog ... Er befeuchtete sich die Lippen mit der Zunge und blieb erwartungsvoll stehen. »Wollt Ihr Euch nicht setzen ... Herrin?« Was für einen Titel hatte sie gehabt? *Seressa?* Oder hatte der liebfeldische Prinz damit etwas anderes gemeint? »Ja, gerne!« Antiarna setzte sich auf das Schlaflager und klopfte mit der Linken, die in einem feinen schwarzen Seidenhandschuh steckte, auf den Platz neben sich, auf dem Fion gerade noch neben Fianna gesessen hatte. Er setzte sich. »Willst du nicht diesen kostbaren Dolch dort in der Truhe verbergen, bevor er wegkommt?« Sie deutete auf das Geschenk Raidris, das Fion hastig verstaute. »Und dann kannst du mir berichten, wie sich diese ganze unglückliche Geschichte zugetragen hat. Es wäre sehr erbaulich, wenn du mich mit ein wenig Plauderei unterhieltest!«

Folgsam erzählte Fion ihr die ›wahre‹ Geschichte, angefangen von der (angeblichen) Vergewaltigung Maegwyns durch ihn, Fion, von der Rechtsprechung, der Bestrafung, bis hin zur Anfeindung durch die anderen Mitbediensteten. Während seines Berichts

wurden noch einmal all seine Hoffnungen und Ängste, Erfolge und Enttäuschungen lebendig, und als er endete, fühlte er sich so schwach und erschöpft, als habe er dies alles gerade eben erlebt.

Antiarna sah ihn mit einem seltsamen Blick an. »Keine Ausflüchte? Kein Darumherumreden? Wie seltsam! Der Mensch neigt zu Ausflüchten, wo man nur hinsieht, findet man ein beredtes Zeugnis dafür. Solltest gerade *du* die große Ausnahme davon sein, daß du alles so ehrlich erzählst? Oder steckt dahinter, daß *das* die Geschichte ist, die du mich glauben machen willst, sie in Wahrheit aber ganz anders verlaufen ist? Kein Mensch ist so reuevoll und ehrlich!«

Verunsichert sah Fion auf. Hatte ihr die Herrin Invher von ihren Zweifeln berichtet, sie vielleicht sogar hergeschickt? Oder hatte Herrin Antiarna einfach nur keine hohe Meinung von den Menschen? »Was meint Ihr?« fragte er so unschuldig wie möglich, auch wenn er innerlich zitterte. »Fragt doch die anderen alle, die werden es Euch schon sagen!«

»Der Mensch glaubt, was er glauben will oder was man ihn glauben macht!« war die einfache Antwort. Ähnliches hatte Fion selbst vor kurzem zu Fianna gesagt. Jetzt da die Herrin dies sagte, glaubte er sich zu erinnern, daß dies ein Spruch war, den Dialann ihn gelehrt hatte, allerdings mit dem Zusatz, daß solche Art der Täuschung den Lehren der Herrin Hesinde

zuwiderliefen. Wen man hier ständig zitierte, wußte der Knecht nicht mehr, vielleicht hatte Dialann auch versäumt, es ihm zu sagen.

»Gut, spielen wir ein Rätselspiel, wenn du unbedingt möchtest.« Sie lächelte geheimnisvoll. »Also, ich denke laut über ein paar Dinge nach, und du sagst, wenn etwas richtig ist, ja? Fein.« Antiarna erhob sich, verschränkte die Hände hinter dem Rücken und ging zwischen den Strohwällen auf und ab, wie Dialann es immer zu tun pflegte, wenn er Fianna und Fion einen besonders schwierigen Vorgang zu erklären trachtete.

»Da du so geradeheraus und ohne Ausflüchte zugibst, diese Magd mißbraucht zu haben, gehe ich einfach hier schon davon aus, daß dieser Teil deiner Geschichte gelogen ist.« Sie lächelte dem erblassenden Stallknecht munter zu. »Wenn diese offizielle Version aber nicht stimmt, bist du unschuldig und *sie* hat gelogen. Warum würde sie so etwas tun? Wegen ihres Schwures, den einzuhalten sie offensichtlich nicht in der Lage war. Sie brauchte einen Sündenbock. Du aber deckst sie, obwohl sie dich in diese Misere gebracht hat. Warum? Ist sie dir so viel wert, daß du sie schützt? Das erscheint mir lächerlich, denn hättest du ein Verhältnis mit ihr gehabt und sie so sehr geliebt, daß du sie nun deckst, hätte sie *dich* geheiratet und nicht diesen Dummkopf namens Yantur. Also hast du

jemanden zu decken versucht, an dem dir etwas gelegen ist.

Wie nun kam die Schwangerschaft Maegwyns, die ja der Anfang dieser unschönen Ereignisse war, eigentlich zustande? Mit wem wäre sie bereit, in dieser heiligen Zeit ein Gelübde vor der Göttin Travia zu brechen? Doch nur mit jemandem wirklich Hochgestellten, mit jemandem, dessen Gunst sie sich zu versichern trachtete und der schön und charmant genug war, sie ihren Schwur vergessen zu lassen. Das paßt, nicht wahr? Nun, ich glaube nicht, daß es der König war, der ja immerhin von dem Gelübde wußte. Der Obrist ist zu häßlich, um sie zu so etwas zu bewegen, alle anderen wären nicht einflußreich und beeindruckend genug – alle, bis auf den schönen Prinzen, von dem ich gestern abend zufällig erfuhr, daß er vor zweieinhalb Monden auch hier war, zum Tsatag seiner Mutter. Fion, mach den Mund zu, so siehst du gar nicht klug aus!« Antiarna klappte dem zutiefst erstaunten und schockierten Knecht das Kinn hoch und lächelte freundlich. »*Du* wolltest das Rätselspiel, nicht ich. Aber keine Angst, junger Mann, ich werde dein Geheimnis bewahren. Mir ist nichts daran gelegen, deinen Prinzen zu verraten. Schade nur, daß er solche Opferbereitschaft nicht zu würdigen weiß und ihr euch zerstritten habt – er sollte deine Treue wirklich besser vergelten, hm?« Die Stimme der Frau war

sanft und leise geworden, sie war vor Fion, der noch immer auf der Bettstatt saß, in die Hocke gegangen und nahm nun sein Gesicht in beide Hände. Sie küßte ihn vorsichtig.

Fions Angst schmolz dahin und damit auch sein Widerstand. Er ließ sich in Antiarnas Schwärze gleiten und erwiderte ihren Kuß nahezu willenlos, genoß die zügellose, wilde Lust, die in ihm wuchs. Fiannas süßes Gesicht verblaßte hinter dieser Schwärze fast vollständig, bis er sie und alles andere um sich herum vollständig vergessen hatte.

Antiarna und Fion liebten sich wild und hart, der Stallknecht wähnte sich in einem lustvollen Rausch, in dem es keine Farben gab und der kaum noch der freudeverheißenden Göttin Rahja heilig schien, eher ihrem brünstigen Sohn, dem widderhörnigen Levthan.

Sie lagen nackt nebeneinander, Fion lauschte dem hektischen, sich langsam beruhigenden Herzschlag in seiner Brust. Noch immer fühlte er sich wie in einem Traum gefangen, der über das geforderte Maß hinausgeht, und er sackte in einen bleiernen Schlaf. Der Kopf des Knechts fiel entspannt zur Seite, so daß sein Hals entblößt und weiß im Schein der Laterne dalag.

Antiarna schlüpfte leise und wendig wie eine Katze aus dem Bett, huschte zu der noch brennenden Sturmlaterne, die an einem Nagel an dem Holzpfeiler

aufgehängt war, der die Mitte von Fions improvisiertem ›Zimmer‹ bildete. Mit einer Handbewegung löschte sie das künstliche Licht, so daß nur noch der Mond durch einige Ritzen und Spalten hineinschien. Nun öffnete sie genauso lautlos die Heuluke, die zu den vorderen Gärten hinausführte, um Fion im Licht des Mondes gebadet zu sehen. Der blasse Körper mit den rotverkrusteten Striemen auf dem Rücken schien in dem mondhellen Halbdunkel bläulichschwarz zu strahlen.

Draußen heulte der Wind an der geöffneten Luke vorbei durch die leeren Gärten des Fürstenpalastes.

Antiarna ging, noch immer nackt und lautlos zu dem Lager hinüber, auf dem der junge Mann schlief. »Du einsamer Wolf«, flüsterte sie. »Was weißt du schon von wirklicher Einsamkeit?«

Langsam beugte sie sich über ihn und genoß einige Momente lang den Anblick der kräftig pulsierenden Ader unter der zarten Haut, malte sich den erfrischenden Geschmack des Blutes aus und den Rausch, den es bei ihr hervorrufen würde – mehr Rausch noch als die Vereinigung ihrer Leiber eben. Sie liebte es, ihren Opfern einen kleinen Vorgeschmack auf die Ekstase zu gönnen, die sie beim Trinken ihres Blutes erfaßte.

Mit spitzer Lippe leckte sie zaghaft über die pochende Ader – dann biß sie mit den scharfen Eckzäh-

nen kräftig hinein und nahm den Lebensquell, der ihr daraus entgegensprudelte, begierig in sich auf. Als die Zähne seine Haut teilten, gab Fion nur einen kleinen, erstaunten Laut, einem Stöhnen gleich, von sich, dann sank er in tieferen Schlaf.

Von bitteren Narren und Lügen um der Wahrheit willen

Der Belemann vom Meer der Sieben Winde rüttelte an der offenen Luke, warf die beiden Klappen krachend gegen die Stallwand und fegte in den Heuboden hinein, schmetterte die Holzflügel dann wieder ins Schloß, nur um sie sofort wieder aufzureißen und sein wildes Spiel mit ihnen zu spielen. Sturmböen wirbelten das lose Stroh durcheinander, ließen die Sturmlaterne wie irr an dem Holzpfeiler quietschend hin- und herbaumeln. Blitze zuckten über den morgendlichen Himmel und beleuchteten die graue Wolkendüsternis, gefolgt von krachendem Donnerschlag.

Fianna lief, den Saum ihres regennassen Kleides mit einer Hand gerafft, schimpfend zu der Luke und wartete auf einen günstigen Moment, in dem es ihr gelang, die beiden Klappen zu erhaschen und mit dem Riegel zu sichern. Der Sturm war ausgesperrt, und Ruhe kehrte ein. Dann strich sie sich seufzend die zerzausten Locken aus der Stirn und ordnete die Kleider.

Wie lange mochte die Luke schon offenstehen? Über den gesamten Heuboden lag loses Stroh verteilt, das teilweise in die hinteren Ecken des Bodens, teilweise aber auch durch die Luke zum Stall hinunter gefegt worden war. So eine Unordnung! »O Fion!« Fianna stampfte wütend mit dem Fuß auf und wollte schon einen Besen suchen, um das Chaos zu beseitigen, da sah sie auf das Lager des Freundes. Fion lag nackt im Bett, nur spärlich von einer Decke bedeckt – ein Arm hing herunter, der andere lag auf der Brust – und rührte sich nicht.

»Fion?« Fianna ging langsam näher – er mußte ja halb erfroren sein, bei dem Sturm! Noch immer rührte der Freund sich nicht. Eine schreckliche Angst ergriff die Magd. Was, wenn kein Leben mehr in ihm war, wenn er tot war? Ein unüberwindbar großer Knoten saß plötzlich in ihrer Kehle und machte ihr das Schlucken schwer, ihre Augen brannten. Götter, das konnte, das durfte nicht sein! Doch Fianna brachte es nicht über sich, ihre schreckliche Gewißheit zu überprüfen, vor Angst, sie könnte recht haben! Wer so blaß war, konnte doch eigentlich nicht mehr leben, oder? Fianna ließ sich an der Seite des Lagers auf die Knie nieder, jetzt liefen die Tränen hemmungslos ihre Wangen hinunter, doch sie bemerkte es nicht. Ihre Gedanken kreisten allein um die Worte: *Nein, er darf nicht ...* tot *sein!* Dieser Freund aus Kindertagen, mit

dem sie, da war sie ganz sicher, eines Tages den Traviabund schließen würde, der *durfte* doch nicht tot sein!

Er sah so blaß aus, und die schrecklichen Momente, in denen sie auf seine Atmung lauschte, zogen sich quälend dahin. Doch der Brustkorb hob und senkte sich langsam. Peraine, sei bedankt! jubilierte die Magd in Gedanken, biß sich vor Freude in die Hand, mit der anderen deckte sie den bloßen Körper vorsichtig zu. Ein mühevolles Stöhnen drang aus Fions Kehle. Fianna sprang auf und packte den lose baumelnden Arm unter die Decke – Götter fühlte sich die Haut kalt an, er war ja fast erfroren! –, fegte dann rasch etwas Stroh zusammen und stopfte es ebenfalls unter die Wolle.

Fions Nacktheit berührte sie peinlich und machte sie doch neugierig. Obwohl Fion noch immer schlief, wurde Fianna bei ihrer Arbeit bald rot bis zu den Haarspitzen.

Eigentlich war sie ja gekommen, um Fion zu schelten, daß er sie gestern abend einfach so fortgeschickt hatte, wie ein kleines Kind, dem man sagen kann: »Geh ins Bett!«

Und weil sie Fion zur Rede stellen wollte, was diese Frau betraf. Was hatte sie nur Schreckliches mit Fion gemacht? Vor ein paar Tagen erst hatte sich Fion mit Rhuad zerstritten, und schon ließ er sich mit so einer ... Blutsaugerin ein! Zwar hatte sie die Bezie-

hung mit Rhuad ebenfalls nicht gutgeheißen, aber der war ihr immer noch lieber gewesen! Zudem war sie sich bewußt, daß ihre Ablehnung aus ihrer Eifersucht entsprang – bei der Fremden hier war das allerdings anders – die Frau war einfach seltsam!

Doch das war nun alles vergessen, zu sehr sorgte sich das Mädchen um den Knecht. Rasch holte sie noch zwei Pferdedecken aus dem Stall und legte sie ebenfalls über den Schlafenden, dann tätschelte sie vorsichtig seine Wange. »Fion? Fion! So wach doch auf!« Hier herrschte aber auch eine Kälte! Wieder zerriß ein Blitz die graue Morgendämmerung, dem krachender Donner folgte. Fianna zuckte zusammen.

Ein erneutes Stöhnen, dann flatterten die Augenlider des Knechtes, bis er sie schließlich ganz geöffnet hatte. Unter seinen Augen lagen dunkle Schatten, als habe er die ganze Nacht nicht geschlafen, die Wangen sahen ein wenig hohl aus.

»Warte, ich helfe dir auf, Fion!« plapperte Fianna schnell, als der Knecht Anstalten machte, sich aufzusetzen. Er nickte leicht, und tatsächlich saß er bald aufrecht im Bett. Das unter der Decke aufgeschichtete Stroh fiel zur Seite. »O Fion – was hat die Frau nur mit dir gemacht, Fion?« Der Knecht erinnerte sich noch gut an die Einzelheiten ihres Liebesspiels – gehüllt in einen schwärzlichen Schleier.

»Du siehst aus, als hättest du etwas ganz Gräßli-

ches gesehen«, flüsterte Fianna mit bebenden Lippen, wieder den Tränen nahe. Doch Fion schüttelte den Kopf. »Mir geht es ganz gut, Fianna. Ich bin nur irgendwie ein wenig müde. Ich habe nicht viel geschlafen.« Dabei lächelte er hintergründig.

Nun fing Fianna wirklich an zu weinen, so daß Fion sie tröstend in seinen Arm zog, obwohl noch immer dunkle Sterne vor seinen Augen tanzten. »Aber Fianna, es tut mir leid. Ich wollte dich gestern wirklich nicht einfach so fortschicken. Ich weiß nicht, was in mich gefahren ist. Bitte, nicht weinen!« Doch die Magd überhörte seine Bitte geflissentlich. Sie sah wieder zu Fion auf, als wollte sie noch etwas sagen – dann starrte sie jedoch verwirrt auf eine Stelle unterhalb seines Gesichtes. Sie wurde zornig. »Sogar gebissen hat sie dich! Oh, diese schreckliche Frau! Und du läßt das alles mit dir machen!«

Fion tastete seinen Hals ab – tatsächlich, er fühlte zwei kleine, runde Bißstellen, die noch nicht verkrustet waren.

»Das ist nichts«, fuhr er Fianna barsch an, »das tut nicht weh«, drückte sie dann aber entschuldigend an sich.

Draußen trommelte der Regen unaufhörlich auf das Stalldach, ein jeder Tropfen rief einen dumpfen Hall hervor. Es klang im Hintergrund so stetig wie das niemals enden wollende Rauschen eines Flusses.

Urplötzlich aber durchschnitt ein Schrei das ewige Rauschen: eine weibliche Stimme, nicht vor Todesangst schrill, sondern vor Entsetzen. Fion und Fianna horchten auf, sahen einander an, bis Fianna verstimmt auf Fions nackte Brust starrte, an der ihr Köpfchen lehnte.

»Was war das?« fragte Fion mit zitternder Stimme. »Das klang ja gräßlich!« Das Geräusch des Regens verbarg nun weitere Stimmen, ein Blitz zuckte, Donner rollte hinterher. Fianna zuckte ratlos die Schultern, und trocknete sich mit dem Ärmel die Tränen.

Eine Weile saßen die beiden still nebeneinander – Fianna inzwischen wieder in einigem Abstand –, und lauschten angestrengt, ob noch weitere Laute an ihre Ohren drängten. Dann jedoch stellte Fion beide Füße auf die Holzbohlen. »Ich werde mich anziehen!« rief er. Wie vom Necker gebissen, sprang Fianna auf und ging, ihm den Rücken zuwendend, ein paar Schritte in den Raum hinein. Da Fion nach seinem Kittel griff und ihr kaum Beachtung schenkte, merkte er nicht, daß sie ihm bisweilen heimlich neugierige Blicke über die Schulter zuwarf.

Doch noch bevor Fion das Gewand auch nur überstülpen konnte, wurde unten im Stall die Tür krachend aufgeschmettert und das Stampfen vieler schwerer Stiefel mischte sich in den spitzen Schrei einer Frau – Cailyns. Der Stallknecht fuhr herum, als Bard Chean-

nards Stimme zu ihm heraufdröhnte: »Sei still, du närrisches Weib! Wo ist dein Sohn?« Keine Antwort war zu hören, so daß der Obrist bald verkündete: »Ihr zwei dort hinauf, ihr dort hoch!« befahl er.

Fion erstarrte – was mochte man nun wieder von ihm wollen? Doch egal, was mit ihm geschah – Fianna hatte damit nichts zu tun.

»Ab ins Stroh mit dir, Fianna!« befahl er.

»Aber Fion ...«

»Geh, verkriech dich! Wenn sie dich hier finden ...«

»Aber warum denn bloß?«

»Ab ...«

Fion kam nicht mehr dazu, Fianna, wie er es vorgehabt hatte, kopfüber in einen Strohhaufen zu werfen, denn hinter ihm erscholl der Ruf: »Hier ist er! Herr Oberst, hierher! Er hat schon eine neue!«

Nackt, wie Fion war, drehte er sich zu dem Sprecher – es war Efferdwin – um, der fast auf ihn zuflog, seinerseits Fianna in den Strohhaufen beförderte und den Stallknecht mit dem gezogenen Säbel bedrohte: »Rühr sie nicht an, sonst bist du tot!«

Fion erstarrte.

Auf der knarrenden Stiege erschien Bard Cheannard, stieg gemächlich auf den Boden und musterte Fion und Fianna, die gerade versuchte, ihre Kleider zu ordnen und vom Stroh zu befreien, mit abfälligem Grinsen.

»Sehr gut«, meinte er. »Legt ihn in Ketten!«

Hinter Bard erschien Walbrecht – ebenfalls aus der Königlichen Garde – und schleppte rasselnde eiserne Fesseln an, die er dem erstaunten Fion um Hals, Hand- und Fußgelenke legte, mit dem Schlüssel abschloß und am Kreuzpunkt festhielt.

»In den Kerker mit ihm!« befahl der Oberst eisig, und so wurde Fion, der immer noch gänzlich nackt war, durch Gewitter und Regen quer durch den Hof des Fürstenpalastes zum Wachhaus geführt. Glücklicherweise waren es bis dahin keine fünfzig Schritte, und es gab kaum Zuschauer, da das Unwetter jeden davon abhielt, auch nur vorübergehend im Garten zu verweilen.

Zwar hatte das Gewitter nachgelassen, doch der Himmel klarte kaum auf, und statt der unbeleuchteten Delphinstatue glitzerte nun der Kristallüster im Blauen Kabinett.

Invher seufzte. Nun war es also soweit – *sie* saß hinter dem schweren, schmucklosen Tisch des Richters und sollte Gerechtigkeit sprechen, wie sie es ihrem Vater einst geschworen hatte, als sie zur Kronprinzessin Albernias gekürt wurde. Der Angeklagte *vor* dem Tisch blieb allerdings der gleiche: Fion, lieblos in schmuddelige Kleidung gehüllt, noch blasser als das letzte Mal, mit tiefen Schatten unter den Augen. Er

wußte, weshalb er angeklagt war, und er hatte seine Unschuld wiederum beteuert. Bard hatte dies natürlich mit einem abfälligen Schnauben abgetan. Hätte die kleine Magd Fianna die Prinzessin nicht alarmiert, daß man ihren Freund nackt und in Ketten in den Bergfried gezerrt hatte, hätte Invher sicherlich davon nichts erfahren! Sie hatte Bard darauf angesprochen, damit der Knecht nicht, wie Bard es wohl geplant hatte, bis zu ihres Vaters Rückkehr aus Fairnhain im Kerker schmoren mußte. Der Obrist hatte doch tatsächlich die Stirn besessen, ihr direkt ins Gesicht zu sagen, sie besäße nicht den nötigen Abstand zu dem Fall!

Wenn sie einst Königin wäre, würde ihre erste Amtshandlung sein, diesen arroganten Obristen in den Ruhestand zu befördern! Im Volke mochte er ja als Held gelten, sie jedoch hatte sein wahres Gesicht gesehen: das eines selbstgefälligen, hochmütigen und grausamen Menschen. Eines mußte man ihm allerdings lassen: Er verstand es, wirkungsvoll zu arbeiten und die Garde zu Gehorsam anzuhalten – mit vermutlich ähnlich drakonischen Maßnahmen, wie er sie zur Verfolgung von Fion anwandte.

Wieder seufzte die Kronprinzessin leise – egal, was Bard Cheannard dachte, sie würde heute ebenfalls hart sein. Wenn Fion dieses gräßliche Verbrechen begangen hatte, was sie sich allerdings nicht vorstellen konnte, dann würde er dafür sterben.

Sie sah wieder Maegwyns entstellten Körper vor sich, den man an diesen Morgen zwischen Stall und Palast gefunden hatte: Die Augen vor Entsetzen himmelwärts gedreht und weit aufgerissen, Hals und Wange eine einzige schreckliche Wunde, als habe eine Klaue nach der Gurgel gegriffen und sie herausgezerrt. Invher schauderte, kalter Zorn überkam sie. Wer immer dem Mädchen dies angetan hatte, der würde sterben, und wenn sie selbst das Richtschwert führen mußte! Wie konnten Menschen so grausam sein, eine Frau und ihr ungeborenes, noch Tsa anempfohlenes Leben auf derart scheußliche Weise auszulöschen! Invher wußte es nicht.

Anders als bei der letzten Verhandlung um den jungen Fion waren heute viele Menschen anwesend. Yantur, der Witwer der Ermordeten, dem zwei Gardisten zugeteilt waren, damit sie ihn in seinem verständlichen Zorn zurückhalten konnten, saß diesmal allein auf der Anklagebank. Sein Gesicht war gerötet – er hatte wohl geweint –, den Kiefer hielt er krampfhaft zusammengepreßt, die Augen brannten in Trauer und hellem Zorn und blieben unverwandt auf Fion gerichtet.

Maire saß im hinteren Bereich, sie hatte Maegwyn auf dem Weg zum Wachantritt gefunden. Fianna war hier, mit besorgtem, weißem Gesichtchen, sie hielt sich eng an Coír und Dialann, den Vater und den vä-

terlichen Lehrmeister, die an ihrer rechten und linken Seite waren.

Rhuad saß im Hintergrund, daneben Berthol Heff-Bennain, der von dem grausigen Fund immer noch sehr blaß um die Nase war. Auch Onkel Efferdan saß unter den Zuhörern, neben Rhuad. Efferdan ui Bennain, der schöne, aber ein wenig weltfremde Prinz und Bruder ihres Vaters, kam so gar nicht nach seinen Eltern: Das weißblonde Haar, die blaugrünen, stets fragenden Augen und der zerbrechliche Körperbau ließen wirklich wenig auf den Vater Halman ui Bennain schließen. Seine Mutter, die verstorbene Fürstin Thornia, hielt ihn für ein Geschenk Efferds, und Invher war sehr geneigt, ihr darin zuzustimmen: Efferdan wußte alles über Fluß- und Meeresgetier, schwamm und tauchte wie ein Delphin und verbrachte oft Tage in der niederhöllischen Unterstadt, in der es vor bösartigen Kreaturen, Schmugglern und namenlosen Schrecken nur so wimmelte. Man sagte sogar, er sei mit Neckern befreundet – was Invher wohl glaubte, denn Efferdan war der unerbittlichste Gegner des Neckerhandels in Havena. Am unheimlichsten an ihm fand Invher allerdings, daß er, obwohl er schon fast vierzig war, noch immer wie Mitte zwanzig aussah – kein Jahr älter als sein Neffe Rhuad. Trotz alledem – oder gerade deshalb? – mochte sie ihren Onkel, der sich aus dem ganzen höfischen

Leben nichts machte. Romin hingegen, ihr Gemahl, legte sehr viel Wert auf Hofhaltung, standesgemäßes Leben und Etikette, was Invher ein wenig albern fand, denn das war es nicht, was einen Herrscher ausmachte. Auch Romin war erschienen, in prachtvollen Brokat gehüllt. Er hatte seinen Platz ein wenig abseits hinter seiner Gemahlin.

Als Gardeobrist führte natürlich wieder Bard Cheannard das Wort. Erneut zeigte er auf, was für ein wütendes Tier man hier unter anständigen Menschen habe leben lassen, daß er nun aber darauf vertraue, daß dem mit Praios Hilfe ein Ende gesetzt werde.

Invher verstand den Seitenhieb wohl – natürlich würde sie im Sinne der Götter urteilen. »Danke, Oberst, Wir haben genug gehört«, schnitt sie ihm das Wort ab. Dieser verbeugte sich mit steinerner Miene.

»Fion, bist du bereit, auf die guten Götter zu schwören, daß du hier und nun die Wahrheit sagen wirst?« Der Angesprochene nickte zaghaft. Gemurmel hob an: Einen Eigenmann auf die Götter schwören zu lassen, war ungewöhnlich. Doch unter einem strengen Blick Invhers legte sich das Raunen wieder.

»Man lege ihm das Brevier der Zwölfgöttlichen Unterweisung vor!« Eine Schreiberin legte Griffel und Pergament beiseite, nahm das genannte Buch, das bei Verhandlungen immer auf dem Richtertisch lag, mit einer Verbeugung auf und hielt es vor Fion, der die

Rechte darauf legte und mit leiser, aber fester Stimme schwor: »Bei meinem Leben, den Heiligen Zwölfen und allem, was mir heilig ist, schwöre ich, die Wahrheit zu sagen!«

Die Schreiberin legte das Buch wieder zurück und ergriff ihr Werkzeug. Ihre Feder und die ihres Gehilfen hasteten in der allgemeinen Stille über das Pergament.

Invher fuhr fort. »Gut. Fion, du weißt, was geschehen ist. Oberst Bard Cheannard beschuldigt dich im Namen Yanturs, des Sohnes des Eigenmannes Ordhan von der Krakeninsel, dessen traviaangetraute Frau Maegwyn, Tochter von Eogan und Finnla von der Krakeninsel, in der letzten Nacht grausam ermordet zu haben. Hast du diese Tat begangen?«

»Bei den Zwölfen, nein, Allerprinzlichste Hoheit!« Man hatte ihm die Leiche gezeigt, den Blick seiner entsetzten Augen würde Invher wohl nie vergessen.

»Wo warst du in der letzten Nacht?«

»Auf dem Heuboden des Stallgebäudes, Allerprinzlichste Hoheit!«

»Gibt es dafür Zeugen?«

Der Stallknecht zögerte. Dann nickte er. »Ja, Allerprinzlichste Hoheit. Laut dem Glockenspiel der Praiosuhr habe ich mich bis etwa zur nächtlichen neunten Stunde mit Fianna, der Tochter des Vorstehers Coír, unterhalten.«

Invher wandte sich der Erwähnten zu. »Kannst du das bezeugen, Mädchen?« Fianna erhob sich und nickte heftig. »Das kann ich, Allerprinzlichste Hoheit!« Sie setzte sich wieder.

»Gut. Und nach dieser Stunde?«

Fion sah ein wenig betreten zu Invher hinüber. »Da kam jemand ... Allerprinzlichste Hoheit. Aber ... muß ich das sagen?«

Bard Cheannard lachte laut auf. »Das ist doch eine Ausrede, Allerprinzlichste Hoheit, das sieht man ihm doch an!«

Invher war sich durchaus bewußt, daß sie nur aus Widerspruchsgeist dem Obristen gegenüber handelte, als sie die Schreiberin zu ihrer Linken anwies: »Lyn, laß dir den Namen von Fion leise nennen und schreibe ihn auf!«

Die Schreiberin erhob sich samt Pergament und Tinte, doch Fion erwiderte: »Ich kann selbst schreiben, Allerprinzlichste Hoheit!« Zurückgelehnt in ihrem Sessel nickte die Prinzessin.

Die Feder huschte geübt über das Pergament. Fion rollte es, nachdem die Tinte getrocknet war, zusammen und übergab es Lyn, die es wiederum an die Kronprinzessin weitergab.

Invher las in ebenmäßigen Lettern den Namen *Antiarna Paligan.* Sie ließ ihre Blicke durch den Raum schweifen, fand die Frau jedoch nicht. »Lyn«, Invher

nahm nun selbst ein Pergamentstück vor, »Gib dies Schreiben der Person, die auf dem Briefkopf steht, und geleite sie hierher, wenn sie bereit ist, hier Zeugnis abzulegen. Betone aber, daß die Person natürlich in keinem Fall *gezwungen* ist zu erscheinen.«

Lyn nahm den Brief mit einer Verbeugung entgegen und verschwand.

»Wie lange hielt sich die betreffende Person bei dir auf, Fion?« fragte Invher weiter. Der Beklagte zögerte, antwortete dann leise: »Ich weiß es nicht zu sagen, Allerprinzlichste Hoheit.«

»Warum nicht?« hakte diese nach. »Eben meintest du doch noch, daß du dich bei Fiannas Besuch nach dem Glockenspiel gerichtet hättest!« Sag es mir, erinnere dich, stachelte Invher Fion innerlich an.

»Ich ... ich muß wohl eingeschlafen sein, Allerprinzlichste Hoheit«, stotterte Fion verlegen. »Eingeschlafen?« schnitt Bards Stimme wie ein Schwert durch die darauffolgende Stille. »Du meinst wohl, du hast dir einen Dolch gegriffen, womöglich den, den dir Erlaucht Raidri Conchobair kürzlich aus einer Laune heraus geschenkt hat, bist hinausgeschlichen und hast dich an der Magd gerächt!«

Yantur schluchzte, sprang auf und warf sich mit krallenartig verkrampften Fingern vorwärts – doch Walbrecht und Firga von der Königlichen Garde hielten ihn geistesgegenwärtig mit eisernem Griff zurück.

»Du Mörder! Du Untier, schreckliches! Ich bringe dich um!« brüllte er dabei mit sich überschlagender Stimme, bis ihn die beiden Gardisten zu Boden rangen und er erschöpft verstummte. Die Anwesenden, vor allem die Adligen – allen voran Prinz Romin – waren aufgesprungen, der Kusliker Prinz bedeutete seiner Gemahlin nun: »Allerprinzlichste Hoheit, ganz offensichtlich weiß dieser Pöbel nicht, was sich gehört. Laßt ihn doch hinausbringen, so daß er draußen warten kann!«

Doch das wollte Bard Cheannard nicht und redete auf Invher ein: »Allerprinzlichste Hoheit, er ist von Sinnen. Doch ich bin sicher, er wird sich bemühen, nun still zu sein, nicht wahr, Yantur? Er hat ein Recht, hier zu sein!«

Mit einem entschuldigenden Blick zu ihrem Gemahl beschloß die Prinzessin, Bard recht zu geben. »Er soll bleiben. Kann er seinen Schmerz, den Wir ihm nicht verdenken können, nicht zügeln, werde er hinausgeschafft, denn er stört die Wahrheitsfindung. Man setze sich wieder.« Die Anwesenden gehorchten.

Es klopfte an der Tür, und Lyn wurde vorgelassen, die das Wort erhielt: »Allerprinzlichste Hoheit, die benannte Person hat sich noch nicht erhoben und den Bediensteten strengste Befehle erteilt, daß man sie nicht wecken möge. Deshalb habe ich Abstand davon genommen, sie benachrichtigen zu lassen.«

»Das war recht so, Lyn, gehe deinen Aufgaben wieder nach.« Innerlich fluchte Invher – vielleicht hätte Antiarna die Zeugin abgegeben, die man brauchte, um Fion zu entlasten. Aber was hatte die Al'Anfanerin dort gewollt? Sich mit einem Stallburschen zu vergnügen, der zudem ein verurteilter Schänder war? Das sähe diesem südländischen Volk ähnlich, dachte sie spöttisch. Nur konnte sie sich kaum vorstellen, daß der Knecht dazu aufgelegt gewesen war ...

Wie dem auch sei, die einzige Person, die Fion hätte entlasten können, war nicht hier. Noch einmal fragte sie den Knecht eindringlich: »Hast du sonst keinen Zeugen, der aussagen kann, daß du die letzte Nacht auf dem Heuboden verbracht hast?«

»Doch!« Ein Raunen ging durch die Anwesenden.

Invher sah hoffnungsfroh auf. Prinz Rhuad hatte sich erhoben und sprach blassen Angesichts: »Allerprinzlichste Hoheit und Richterin, ich kann bezeugen, daß der Stallknecht unschuldig ist!«

Der erstaunte Blick Fions sagte Invher, daß dieser davon nichts wußte – zudem las sie einen Widersturm der Gefühle im Gesicht des Knechtes: Freude, völliges Erstaunen, Hoffnung.

»Sprecht, Prinzliche Hoheit!« Invher waren solche offiziellen Anlässe lästig, in denen man sich gegenseitig mit der korrekten Titulatur anzureden hatte – be-

wunderte insgeheim aber Romin, dem das so flüssig von der Zunge ging.

»Ich habe Fion des Nachts aufgesucht und bin bis zum Morgen bei ihm geblieben.« Den fragenden Blikken Berthol Heff-Bennains entnahm Invher, daß dem nicht so war, doch das zählte nicht. Ihr Gefühl und Fion selbst sagten, daß der Knecht unschuldig war, und sie vertraute beiden.

»Ich wollte mich mit ihm über ... einen Streit aussprechen, doch er hat geschlafen, und so wollte ich ihn nicht wecken. Also bin ich geblieben. Zwischendurch hatte es angefangen zu gewittern ...«

Bard sprang auf und brüllte: »Das ist doch gelogen! Wie will er das beweisen? Der Prinz hat doch die ganze Nacht in seinen weichen ...«

»Setzt Euch, Oberst Bard Cheannard!« herrschte Invher ihn an. Der Oberst verstummte. »Ich befrage gerade Seine Prinzliche Hoheit, Prinz Rhuad, meinen Bruder. Eure Meinung ist mir jetzt keinen Kreuzer wert! Zudem – zeiht Ihr den Prinzen wirklich öffentlich der Lüge? Sollte Euch derlei noch ein weiteres Mal über die Lippen kommen, ist eine unehrenhafte Entlassung noch das Mindeste, was Euch droht! Ihr habt Uns«, sie wechselte etwas leiser wieder in den korrekten Pluralis majestatis, der ihr zustand, »und den Anwesenden zur Genüge erläutert, wie Ihr denkt. Nun ist die andere Seite gefragt! Zudem haben

Wir eben schon festgestellt, daß Störenfriede die Verhandlung draußen abwarten müssen. Sollen Wir Euch also hinauswerfen, Oberst, oder seid Ihr in der Lage, Euch zu beherrschen, wie es Eurem Stand gebührt?«

Der Obrist setzte sich wieder, man sah ihm an, daß sein Verstand arbeitete.

»Fahrt fort, Prinzliche Hoheit«, gab Invher das Wort an ihren Bruder zurück, und warf Cheannard noch einen zornesfunkelnden Blick zu. Sollte er doch noch einmal das Maul aufmachen!

»Habt dank, Allerprinzlichste Hoheit. Nun, was sagte ich? Es gewitterte unterdessen, und ich wollte den bittersten Sturm abwarten, um in das Palastgebäude zurückzukehren, doch ich hatte kein Glück. So wartete ich die Nacht ab – ich konnte nicht schlafen, weil mich dieser Streit wachhielt – doch als der Morgen graute, kehrte ich unverrichteter Dinge in meine Gemächer zurück und fand endlich Schlaf.«

Du bist ein wunderbarer Lügner und äußerst geschickt, dachte Invher, schon früher hast du die schönsten Geschichten erzählt ...

Trotzdem rief sie noch einen weiteren Zeugen: »Euer Gnaden Dialann Suhwen, ist es möglich, daß die Magd Maegwyn in der kurzen Zeit zwischen Sonnenaufgang und dem Fund durch die Wachfrau Maire zur etwa frühen achten Stunde getötet wurde?«

Dialann erhob sich, er ragte groß und ehrfurchtgebietend in seiner grüngelben Robe über die Umsitzenden auf. »Ich denke nicht, Allerprinzlichste Hoheit. Der Corpus war schon ausgekühlt und völlig durchnäßt. Das Blut, das notwendigerweise bei einer solchen Wunde fließt, war bereits durch Regen und Wind weggewaschen, die Boronsstarre eingetreten. Das heißt, daß sie seit mehreren Stunden tot gewesen sein mußte.« Invher nickte ihm dankbar zu, der Geweihte setzte sich wieder.

Sie blickte ernst. »Nun, dann ist dieser Fall ja wohl klar. Laut Aussage des Prinzen Rhuad ui Bennain von Albernia«, wiederholte sie für die Schreiber, »sprechen Wir, Invher ni Bennain, Kronprinzessin zu Albernia und zu Kuslik, am heutigen fünften Boron des Jahres 26 Hal den Stallknecht Fion im Namen Efferds von dem Vorwurf des grausamen Mordes frei. Unser ganzes Streben wird sich nun darauf richten, den wahren Täter zu finden, der noch immer unter uns weilt! Wir danken den Anwesenden auch im Namen Unseres königlichen Vaters.«

Während die Leute nun aus dem Kabinett strömten und noch über diese seltsame Wendung des Prozesses und über die fast schon sichere und doch abgewendete Verurteilung Fions debattierten, und Bard Yantur hinausgeleitete, lehnte Invher sich zurück und beobachtete Fion. Der Knecht verbeugte sich vor ihr –

sie zwinkerte ihm zu – und wollte hinausgehen, stutze jedoch, denn Rhuad sah ihn unverwandt an.

Die beiden tauschten Blick aus. Invher konnte jedoch leider nur Rhuads Gesicht mustern, da Fion ihr den Rücken zuwandte, doch das Gesicht ihres Bruders sprach für sich allein schon Bände. Trotz und Verletztheit las sie darin, Schuldbewußtsein und ein »Wir sind quitt«.

Nachdenklich sah sie den Hinauseilenden nach, bis Romin sie leise von der Seite ansprach: »Die beiden haben doch einen Handel ... oder? Obwohl sie beide nicht glücklich aussahen, hat Rhuad Fion geholfen. Weißt du, was dahintersteckt?«

Invher schüttelte den Kopf und dachte: Hüte dich vor deinem Gemahl, Invher! Unterschätze ihn niemals nur wegen seiner hochtrabenden Manieren! Er hat ebenso scharfe Augen wie du und einen mindestens so scharfen Geist!

»Ich weiß es nicht, mein Gemahl«, erwiderte sie. »Aber ich gedenke, es herauszufinden.«

Der Schatten des Mörders

Sechs Tage lang schwirrte der Fürstenpalast vor Getuschel, Gerüchten und ängstlicher Angespanntheit. Für die anderen Bediensteten außer Fianna und Coír gab es Fion einfach nicht. Auch Yantur sprach nicht mit ihm, folgte ihm mit den Augen allerdings unablässig, wenn die beiden sich in einem Raum begegneten, was zumindest Fion zu vermeiden trachtete.

Natürlich glaubte niemand so recht, daß Fion Maegwyn *nicht* getötet haben sollte, da schließlich der Stallknecht allen Grund gehabt hatte, sie zu hassen. Yantur sorgte, wie Fianna und Coír immer wieder berichteten, dafür, daß die königlichen Mägde und Knechte Maegwyns Tod nicht vergaßen, und er war äußerst erfolgreich damit.

Fion litt in diesen Tagen, denn Yantur ließ keine Schikane aus und stachelte die anderen auf. Besonders die beiden Heizer, Gan und Tionnlaic, hatten es auf den Knecht abgesehen, der wohl meinte, etwas Besseres zu sein und der so offensichtlich von den Königlichen gedeckt wurde.

Fion ging ihnen allen aus dem Weg. Doch würde er die Verachtung der anderen noch länger ertragen können? Ein Teil von ihm, ein feiger, ängstlicher, wollte nun alles ausplaudern, wollte beteuern, daß er nichts mit Maegwyns Vergewaltigung und Ermordung zu tun hatte, wollte zu Prinzessin Invher rennen und um Gerechtigkeit flehen. Doch würden ihm die Bediensteten Glauben schenken? Lohnte es sich, dafür Rhuad zu verraten und sicherlich endgültig zu verlieren? So schwieg der Stallknecht und ließ Haß und Entwürdigung über sich ergehen, hatte sich aber fest vorgenommen, sich irgendwann mit Rhuad zu versöhnen.

Am frühen Morgen des elften Boron saßen Fion und Fianna auf dem Heuboden und fragten sich zum wiederholten Male, *wer,* bei den guten Göttern, die Magd auf so brutale Weise ermordet haben konnte. Fianna kam jeden Morgen um die frühe fünfte Stunde und besuchte ihren Freund noch vor Dienstantritt. Draußen war der Morgen noch jung, der Palast lag dunkel und still – nur in den Bedienstetenquartieren, den Heizräumen unter dem Palast und in den zahllosen Einrichtungen wie Küche, Waschraum und Wachstuben brannten Lichter.

»Bei allem, was ich Bard Cheannard gerne antun würde«, murmelte Fion, »so etwas würde ich ihm nicht zutrauen. Er ist kein hinterhältiger Mörder.«

»Vielleicht ist Yantur verrückt und hat sie selbst umgebracht, weil sie nicht sein Kind trug?« Doch kaum hatte sie das ausgesprochen, schüttelte Fianna wieder den Kopf. »Nein, verrückt ist er, vermute ich, nicht.«

Auch Fion mochte das nicht glauben. Unvermittelt begann Fianna: »Du siehst übrigens schon wieder sehr viel besser aus, Fion. An dem Tag, an dem das Gewitter war, dachte ich schon, du wärst tot!« Ihre Stimme zitterte ein wenig.

»Aber es ging mir doch ganz gut. Ich war nur ein bißchen müde, wirklich.« Das Gerede über diese zweite Beschuldigung und das Bild von Maegwyns Leiche ließen ihn nicht gerne an jenen Tag zurückdenken.

»Wer könnte denn sonst noch einen Grund gehabt haben?« dachte Fianna laut vor sich hin.

Fion, der auf dem Heuboden auf- und abgegangen war, hielt abrupt inne. Das Kind Maegwyns war von Rhuad – aber dieser würde doch nicht ... nein, von dem Prinzen mochte Fion so etwas erst recht nicht denken! Er, der so feinsinnig und hilfsbereit war ... Hilfsbereit? zischte ein kleiner Dämon in ihm. Dich hat er doch auch sitzen lassen! Aber er hat es wiedergutgemacht, grübelte Fion verzweifelt, er hat mich doch davor gerettet, unschuldig zum Tode verurteilt zu werden! Aber wer sonst hätte einen Grund für

diese abscheuliche Tat gehabt ... Nein, in dieser Richtung *wollte* er einfach nicht weiterdenken – Rhuad war unschuldig, und damit basta!

Das Glockenspiel vom Praiostempel bimmelte zur frühen sechsten Stunde seine Melodie. Wie Fion diesen Klang haßte!

»Ich muß arbeiten«, sagte Fianna hastig, ergriff ihre helle Schürze und eilte die Stiege hinab.

Fion dagegen ließ sich im Halbdunkel auf sein Lager fallen, mattes Licht drang nur durch die Luke aus dem Stall hinauf. Heute würde er für Cailyn die Satteldecke Galahans zu Nhaira Vreon, der Wappenstikkerin, bringen – sie sollte das Wappen Rhuads aufgestickt bekommen, und Cailyn mochte nicht in die Stadt gehen. An dem Verhalten seiner Mutter hatte sich nichts geändert, und Fion plagte immer noch ein zutiefst schlechtes Gewissen, wenn er ihr steinernes Gesicht vor sich sah.

»Nun, hast du Zeit für mich?« Antiarna trat aus dem Dunkel, selbst nicht mehr als ein lautloser Schatten. Fion schnellte vor Schreck auf, beruhigte sich jedoch, als er die Al'Anfanerin erkannte. »Ihr seid es«, seufzte er erleichtert. »Ihr habt mich erschreckt, Herrin!« Seine Liebhaberin hatte ihn nach der ersten Nacht nicht wieder aufgesucht, obwohl sie im Palast noch immer zu Besuch weilte; nur ein-, zweimal hatte sie ihm im Vorbeigehen zugezwinkert.

»Beruhigt es dich, daß *nur* ich es bin?« Warum betonte sie dieses *nur* so, fragte sich Fion beunruhigt. Wie schön sie doch war! Die Schatten um sie herum schienen ihr weißes Gesicht zum Leuchten zu bringen, die schwarzen Augen stachen wie glühende Kohlen daraus hervor. Seidiges Haar fiel über ihre Schultern und rahmte ihr Gesicht wie auf einem Bild in der Galerie des Königs. Um sie herum schienen die Schatten noch viel schwärzer als das normale Dunkel der Nacht. Fion fühlte Angst in sich keimen. Wer – *was?* – war sie?

»Nein«, beantwortete er nun ihre Frage wahrheitsgemäß. »Was wollt Ihr von mir?«

»Das gleiche wie das letzte Mal, mein süßer Knecht! Du hast mir einen großen Dienst erwiesen, doch ich bedarf deiner Hilfe noch einmal«, erwiderte sie und kam langsam näher.

Was redete sie da nur? Am liebsten wäre Fion aufgesprungen und weggerannt, doch ihr Blick hielt ihn, wo er war, bis sie zu ihm herangetreten war und er wiederum in ihrem schwarzen Kuß ertrank. Sein Körper wollte vor Sehnsucht nach ihr bersten. Er zog sie auf den strohbedeckten Boden und riß ihr die Kleider vom Leib.

Der Morgen ging bereits seiner Neige zu, als Cailyn ihn aus dem Schlaf rüttelte. Das Atmen bereitete ihm

Mühe – ihm war schrecklich schwindelig, manchmal tanzten schwarze Flecken vor seinen Augen. Doch wie mit sich selbst hatte sie auch mit ihrem Sohn kein Erbarmen, so daß Fion sich bald beim Füttern und Ausmisten wiederfand.

Irgendwie bewältigte Fion den Tag, bis Cailyn ihn am Abend fragte: »Wo hast du Galahans Satteldecke, Fion? Du weißt doch, daß der Prinz sie sich ansehen möchte!« Fion sah sie verwirrt an. Die Miene seiner Mutter wurde streng. »Ich habe sie statt deiner heute morgen zu Nhaira Vreon gebracht und dich gebeten, sie wenigstens abzuholen. Hast du das noch nicht getan? So spute dich! Ich werde es dem Diener erklären, wenn er schon kommt.« Fion nickte und nahm seinen Mantel vom Haken, dann machte er sich auf den Weg.

Just in dem Moment, in dem er aus dem Stall in die abendliche Dunkelheit hinaustrat, begann ein leiser Nieselregen, der immer stärker wurde. Fion verdrehte die Augen gen Himmel und zog seinen Wollmantel ergeben enger um sich. Er kam an dem Schloß vorbei, wo Fianna aus dem Hintereingang hüpfte, ihn aus dem Regen wieder hineinzog und atemlos bat: »Fion, gehst du in die Stadt?« Als er nickte, fuhr sie fort: »Ich soll im *Esche und Kork* einen Tisch freihalten lassen – für einige der hohen Herrschaften! Aber ich soll doch auch der Herrin Idra die Haare zurechtmachen – kannst du nicht für mich zur *Esche* gehen?«

Fion nickte. Eigentlich hatte er kaum die Zeit – doch die Satteldecke käme sowieso zu spät, was machte es also noch? »Natürlich, Fianna, gehe du nur zur Herrin Idra. Bis später!« Die Magd nickte ihm noch dankbar zu.

Kurze Zeit später bewunderte Fion das kunstfertige Wappen auf der blauen Satteldecke: Meisterin Nhaira hatte sich einmal mehr selbst übertroffen. Das gefünftelte Wappen, das das der Häuser Bennain und Elenvina mit dem Albernischen verband, glitzerte silbrig und golden im Licht – besonders der Seeschlangenkopf hatte es Fion angetan, der wahrhaftig zum Fürchten echt aussah.

Als der Knecht die Satteldecke vor dem Regen gut verstaut hatte und wieder auf der Brückstraße stand, wandte er sich gen Hafen, um zum *Esche und Kork* zu gehen. Dunkelheit lag über der Stadt, durchbrochen von hellen Lichtflecken. Die wenigen Fenster, die mit Butzenscheiben verglast waren, ließen den traviagoldenen Schein von Kaminfeuern und Kerzen auf die Straße fallen. Glücklicherweise nahm der Regen wieder ab – obwohl Fion sowieso schon patschnaß war –, doch noch immer luden die schmutzigen, nun schlammigen Gassen nicht zu Spaziergängen ein, so daß er in seinen Mantel gewickelt weiterhastete.

Die engen und verwinkelten Straßen von Nalleshof, dem besseren Handwerkerviertel Havenas, gin-

gen bald in das verkommene Orkendorf über, der übelsten Gegend der Albernischen Residenzstadt.

Kälte, Dunkelheit und Einsamkeit überfielen Fion. Alle Menschen eilten wie er, geduckt und zusammengekauert, in zusätzliche Schals und Mäntel gehüllt, stumm ihres Weges, keiner kannte den anderen. Der Knecht stand inmitten der vielen Häuser. Inzwischen waren verkrüppelte Bettler schon wieder aus ihren Löchern gekrochen und säumten die Straßen. Er ging an Lustbuben und Straßenmädchen vorbei, die, obwohl sie noch sehr klein waren, bettelnd die Hand aufhielten und sich einladend an den Ecken und in den Häusereingängen herumdrückten, wenn sich schon die ersten Knospen der Weiblichkeit zeigten. Tränen stiegen ihm in die Augen. Wie glücklich er war, ein Heim zu haben, in das er zurückkehren konnte, mit wenigstens einigen Menschen, die ihn auch unter den widrigsten Umständen liebten! Zum ersten Mal in seinem Leben ahnte er die Grausamkeit, die Havena innewohnen konnte.

Still war es, Fions Schritte hallten durch die nächtlichen Gassen des Orkendorfes, die allein durch das Licht des Madamals zwischen den dahinjagenden Wolken erhellt wurden. Von der See her fegte ein salziger Wind den entsetzlichen Gestank von Kot und Unrat für einige Augenblicke fort. Fion kannte sich im Orkendorf nicht gut aus, er kam nicht häufig hier-

her. Doch das Elend und der Schmutz dieser Gegend erschreckten ihn stets aufs Neue – was für ein deutlicher Unterschied zum sauberen, aufgeräumten Fürstenpalast!

Dreiste Ratten huschten von einem Abfallhaufen zum nächsten, um sich an dem zu laben, was selbst den Bettlern zuwider gewesen war.

Der Knecht bog um eine Häuserecke und folgte einer Straße, die weniger still dalag als die, aus der er kam. Aus einer Hafenkaschemme – die *Hafenmaid*, wie ein wacklig aufgehängtes Schild über der Tür in Bild und Schrift verkündete –, drangen Licht und Lärm, und sie schien gut besucht, auch wenn die oberen Geschosse von einem zusätzlichen dicken Balken quer über die Straße abgestützt wurden.

Gerade als Fion das Bordell passiert hatte, krachte die Tür auf, und drei Gestalten, die sich verzweifelt aneinanderklammerten, wankten laut grölend hinaus. Der Knecht beschleunigte seinen Schritt – er wollte keinen Ärger, von dem hatte er in den letzten Wochen wahrhaftig genug gehabt!

Er gelangte zu dem dunklen Hafen, auf dessen Wassern Kähne und Schiffe aller Größen dümpelten. Ein Wald schwimmender Masten tat sich vor ihm auf, doch er wandte seine Schritte nach Norden, auf die Fürstenallee, zu dem Teil der prachtvollen Straße, der an dem Abschaum und dem üblen Gesindel des Or-

kendorfes vorbeiführte. Hier waren Gestalten unterwegs, denen Fion eigentlich lieber nicht begegnen wollte, so daß er sich enger in seinen nassen Mantel hüllte. Eine Hure schlenderte durch den Straßendreck barfuß auf ihn zu. Sie war schon lange nicht mehr hübsch, vielleicht war sie es auch nie gewesen, doch als ihr möglicher Freier eilig weiterhuschte, wandte sie sich den wankenden Seeleuten hinter ihm zu, deren taumelnder Schritt auch nur kurz verharrte, bevor auch sie ihren Weg fortsetzten. Doch während Fion versuchte, unauffällig zu sein, machten sich die drei betrunkenen Weiber, wie an den Stimmen unschwer zu erkennen, um solcherlei Nebensächlichkeiten keine Gedanken.

Plötzlich hörte Fion neben sich ein Keuchen in der Seitengasse, die schräg rechts von der Fürstenallee abging. Er hatte schon den Kopf gewandt, als ihn sein Verstand mahnte, daß man sich hier besser nicht um fremder Leute Angelegenheiten scherte.

Er sah drei schattenhafte Gestalten, die miteinander zu ringen schienen. Gerade sackte eine von ihnen schlaff zu Boden, die anderen beiden ließen jedoch nicht voneinander ab. Fion konnte weder die Gesichter noch die Staturen recht erkennen, da sie in weite Umhänge gehüllt waren und zudem im Schatten eines großen Hauses kämpften. Auf einmal schlug ihm eine Welle gräßlichen Modergestanks entgegen, die

ihn würgen ließ. Er fiel auf die Knie und übergab sich. Als er sich wieder erhob, verharrten die beiden kämpfenden Gestalten, noch immer ineinander verkrallt, in der Bewegung. Auch Fion konnte sich nicht rühren, eine geradezu übermächtige Angst war in ihn geschlüpft und hatte ihm die Kontrolle über seine Glieder entrissen.

»Der Bootsmann hat 'ne Pei-heitsche, die nutzt er wohl und gut ...«, kamen die drei Matrosinnen grölend heran, stutzten und hielten wankend inne. Dann lallte eine: »Idra, schau mal! Das is' doch der hübsche Bursche von letz'er Woche! Der mi'm annern hübschen Burschen!« Die Erinnerung riß Fion aus seinem Bann – Idra? *Die* Matrosin Idra mit ihren beiden Kameradinnen, der Rhuad und er letzte Woche begegnet waren?

Erneutes Keuchen zog seine Aufmerksamkeit wieder zu dem Geschehen vor ihm: Eine der beiden Schattengestalten nutzte den Augenblick und riß sich los, ihre Schritte verhallten in der Dunkelheit. Die andere beugte sich langsam zu der am Boden liegenden Person hinunter, die ein leises, kindliches Wimmern von sich gab und musterte dann Fion, dem dabei ein kalter Schauer den Rücken hinunterlief. Schließlich drehte auch sie sich um und lief fort. Das lange Haar wehte locker, gleich ihrem Mantel, hinter ihr her.

Während die drei Matrosinnen noch mit schwerer

Zunge darüber diskutierten, ob Fion nun ihre Beinahebekanntschaft von kürzlich war oder nicht und was es zu bedeuten hatte, daß sie ihn auf der Straße kniend wiederfanden, sprang der Knecht auf, wobei aufs neue Sterne vor seinen Augen tanzten, und eilte zu der bewegungslosen Gestalt am Boden.

Es war ein in Lumpen gehülltes Mädchen, das Fion vage bekannt vorkam – war sie nicht die kleine Bettlerin, die ihn am Pranger mit Unrat beworfen hatte? Sie lebte. Als er an ihren Hals faßte, um den Puls zu fühlen, rann warmes Blut über seine Finger. Fion zog sie ins Mondlicht und überprüfte die Wunde genauer: zwei kleine, schwach blutende Öffnungen von der Größe eines Gänsefederschaftes. Tatsächlich sahen sie aus, als habe jemand mit einer dicken Nadel oder Ahle hineingestochen. Die Ränder der kleinen Öffnungen waren weiß und ein bißchen zerfranst.

Der Knecht erschauerte. Dann jedoch legte sich eine prankengleiche Hand auf seine Schulter und rüttelte ihn. »Du bis' doch der Bursche, der die Idra nich' hat ha'm woll'n, nich'?« Der Modergeruch, der jetzt nur noch dünn in der Luft lag, wurde von einer kräftigen Schnapsfahne fortgeweht.

Fion schnappte erneut nach Atem und wies die Matrosinnen dann an: »Los, ihr Schnapsdrosseln, faßt lieber mal mit an! Das Mädchen stirbt sonst noch wirklich, man hat sie überfallen!«

Sofort halbwegs ernüchtert, griff Idra sich das Kind und folgte Fion zum *Esche und Kork.* Ihre beiden Freundinnen stapften, grimmig in die dunklen Seitengassen starrend, hinterdrein.

Die *Esche* lag nur einen Häuserblock weiter, und Fion führte die Matrosinnen zum Hintereingang, damit man nicht mit dem blutenden Mädchen durch den Schankraum mußte. Schließlich standen sie zu viert in der Küche. Die staunende Aldare breitete rasch eine Decke auf dem Boden aus, auf die Idra die Kleine bettete. Während die drei Matrosinnen sich im Schankraum ein Premer abholen sollten, legte Aldare dem Kind die Hände auf den Leib und sang leise ein paar elfische Worte.

Als das Mädchen dann gesundet war und schlief, setzte sich die schöne Elfe zu Fion an den Küchentisch. Ihre schwarzen Augen, hinter denen es bläulich funkelte, je nachdem, wie das Licht hineinfiel, blickten besorgt.

»Fion, ich muß mit dir reden!« Der Stallknecht nickte, und Aldare fuhr fort. »In der Nacht, in der Brin das Maultier von Doto gewann, weißt du, da ...«, sie stockte, »... Mi ist tot!« quetschte sie schließlich heraus und eine große Elfenträne rann aus einem Auge. Rasch wischte sie sie weg. »Wie schrecklich, Aldare! Was ist denn passiert?«

Die Stimme der Elfe war nicht mehr als ein heiseres

Flüstern, als sie sagte: »Man hat ihn umgebracht! Der ganze Hals war zerrissen, wie von gräßlichen Klauen!«

Fion sah Maegwyn im Geiste wieder vor sich oder besser: Maegwyns Leiche, bei der ebenfalls der Kopf fast vom Hals gerissen worden war – zumindest war von der einen Hälfte des Halses nicht mehr viel übrig gewesen.

Fion begann nun gnadenlos, Aldare Maegwyns tödliche Wunde zu beschreiben, bis diese den Finger an den Mund hielt, einmal »psst!« sagte und sich dann noch zusätzlich die Ohren zuhielt.

»Aber Aldare, so sag doch, hat es so ausgesehen?«

Aldare kniff nun zusätzlich auch noch die Augen zu und war nicht mehr ansprechbar, doch von der Tür erscholl: »Ja, so hat er ausgesehen!« Thalionmel trat herein, das Gesicht hart und traurig.

»Hört sie mich nicht?« Fion deutete auf Aldare, die nun zwischen der Schwester und dem Besucher hin- und herschaute, doch auf nichts reagierte. »Nein. Sie hat einen Stillezauber über ihren Kopf gewirkt. Manchmal ist sie so albern.« Thalionmel zog die flache Hand einmal ruckartig über die Kehle, um der Schwester zu bedeuten, den Zauber zu beenden, doch die weinte nur eine weitere große Träne – so völlig lautlos, daß es Fion fast unheimlich wurde.

Abrupt war jedoch das Schluchzen zu hören – die

Elfe mußte den Zauber abgebrochen haben. »Thalionmel, du bist geschmacklos!«

»Meinetwegen, Schwesterchen. Gib ihm die Brosche!« Fion sah die beiden fragend an. »Na los, mach schon!« Aldare stand, noch immer schniefend, auf und zog eine Schublade der Kommode auf. Sie nahm ein silbern glitzerndes Kleinod heraus und legte es vor Fion auf den Tisch.

Eine Mantelschließe, meisterlich aus Silber gefertigt, die ein sichelförmiges Madamal zeigte. Ein kleiner, heller Stein lag auf der Sichel – madaheiliger Mondstein, wie Fion von Dialann wußte –, der nicht facettiert, sondern halbrund geschliffen war. Das Silber der Fibel war nicht poliert, sondern angerauht, so daß es blaß und matt glänzte – wie der Mond, fand Fion.

Er betrachtete das Kleinod lange. »Woher habt ihr das?« fragte er dann. Thalionmel stieß ihre Schwester an: »Los, erzähl's ihm!«

Aldare nickte. »Es war der Abend, als du mit Brin hier warst. Thalionmel hatte mich in die Küche geschickt«, sie warf der Schwester einen vorwurfsvollen Blick zu, »und ich blieb dort einige Zeit. Das muß geschehen sein, kurz nachdem ihr die Scheune verlassen habt, denn ihr wart ja nicht mehr da, nicht? Ich hörte Thalionmel schreien, lief hinaus. Sie hielt Mi in den Armen, er war tot, sein Hals so gräßlich zerfleischt. Ich ... ich konnte nicht mehr denken, bin ein-

fach nur hinter einer dunklen Gestalt hinterhergerannt, die über den Lattenzaun verschwand. Ich habe sie verfolgt – noch nie bin ich einem Menschen begegnet, der so schnell lief! Wir Elfen sind sonst einfach schneller als ihr Menschen, weißt du? Ich habe den Schatten bis zum Stadtpark verfolgt, doch da war er weg, und ich fand diese Brosche auf der Straße.«

»Sie stammt von dem Mörder?« fragte Fion tonlos nach.

»Ja, natürlich!« mischte sich Thalionmel ein, als sei Fion schwer von Begriff.

Fion drehte und wendete das silberne Schmuckstück ziellos hin und her. Er wußte nur zu gut, wem diese Fibel gehörte – er hatte sie an dem Abend an Antiarnas Mantel gesehen. Es paßte alles zusammen! Sie war dagewesen, hatte abgewartet, bis der Junge auf dem Hof allein war. Dann hatte sie zugeschlagen. »Aber warum nur?« fragte er sich laut.

Aldare rückte näher zu Fion heran, damit sie die Bettlerin, wenn sie aufwachen sollte, nicht verstehen konnte: »Weißt du, das habe ich mich auch gefragt. Und eben, als du die Kleine da gebracht hast, da fiel mir eine Erklärung ein! In unserem Volk gibt es sogenannte *feylamias*.« Ihre Schwester sog scharf die Luft ein. »Das sind tote und doch nicht tote Elfen, die sich vom Blut der anderen Elfen ernähren. Sie ertragen kein Mondlicht, und ...«

»Du meinst – Vampire?« rief Fion aus.

»Pscht!« zischten Aldare und Thalionmel zugleich. Dann nickten sie eifrig.

»Aber ich dachte, Vampire ertrügen das Sonnenlicht nicht!« Fion war verwirrt.

»Vielleicht ist das bei euch Menschen anders«, warf Thalionmel ein. »Wir Elfen haben eine viel engere Bindung an den Mond, etwa wie eure Bindung an die Sonne. Wir nennen das Madamal die ›träumende Madaya‹. Sie war die erste von uns, die wieder in den Traum zurückkehrte und der Wirklichkeit den Rükken zuwandte. Ihr Menschen aber verehrt doch den Herrn Praios als Mächtigsten. Vielleicht liegt es daran!«

»Ja, ihr mögt recht haben, daß die Kleine wohl einem Vampir in die Hände gefallen ist. Aber was hat das mit Mi zu tun – seine Kehle war doch zerrissen?«

»Ja«, antwortete Thalionmel leise, sie verstand, worauf ihre Schwester hinauswollte. »Aber was würdest du als Vampir tun, wenn du jemanden auf diese Art und Weise getötet hast und nicht willst, daß jedermann gleich auf Vampirjagd geht?«

Nun verstand auch Fion. Der weite Umhang mit dem schattenhaften langen Haar von der Fliehenden vorhin fiel ihm ein – er verglich es mit Antiarnas seidigem, ebenfalls langem Haar.

Entsetzen packte ihn, fuhr ihm eiseskalt in die

Glieder und ließ ihn nicht wieder los. »Das heißt also«, murmelte er, die Konsequenz all dessen laut aussprechend, um sie zu begreifen, »das heißt also, daß der Mörder Mis, dem diese Brosche gehört, ein Vampir ist?« Aldare und Thalionmel nickten gleichzeitig. »Seine Kehle war aufgerissen, so daß er entsetzlich hätte bluten müssen, doch das hat er nicht. Und er war ganz blaß, ohne *nurdra* – Lebenskraft.«

Fion schluckte furchtsam, tastete dann vorsichtig seinen Hals ab, als fürchte er das, was er dort fühlen könnte. Die harmlosen kleinen Bißwunden, die Fianna nach seiner ersten Nacht mit Antiarna dort entdeckt und an die er seitdem keinen Gedanken mehr verschwendet hatte, waren seit jenem Abend geschwollen und nicht verheilt. »Mir wird schlecht«, nuschelte der Stallknecht, bevor er zur Tür hinaus auf den Hinterhof floh, von wo bald würgende Geräusche zu hören waren.

Die beiden Elfen sahen sich fragend an und zuckten dann gleichzeitig ratlos mit den Schultern.

Fion taumelte noch immer benommen zum Palast zurück. All seine Sinne waren auf das Entsetzen gerichtet, das Entsetzen, daß Antiarna Paligan – die Frau, mit der er geschlafen hatte, die Frau, die sich im Fürstenpalast unter der Königsfamilie Albernias bewegte – eine Vampirin war und Mi, Maegwyn und fast auch

das kleine Mädchen heute nacht brutal ermordet hatte.

Alles paßte so haargenau zusammen! Die Schwäche und Übelkeit, die ihn nach den Treffen mit ihr heimsuchten, diese merkwürdige schwarze Aura, die sie zu umgeben schien, und die Tatsache, daß er ihr einfach nicht zu widerstehen vermochte! Sie verhexte ihn! Zudem hatte er sie nie bei Tag gesehen, immer nur in der Nacht oder am Morgen, wenn es dunkel war!

Ihm war immer noch übel, doch sein Magen gab nichts mehr her, was er hätte auswürgen können. Würde er nun auch zu einem Vampir werden? Schließlich hatte sie sein Blut getrunken. Reichte das nicht aus? Herr Praios, dachte er inbrünstig, schütze mich vor diesem Übel!

Eine weitere Frage tat sich ihm auf, und er stockte in seinem Schritt: Bis jetzt waren alle Opfer auch getötet worden – warum ließ sie ihn am Leben? Lag ihr etwas an ihm? Oder wollte sie sich sein Blut frisch halten? Bei dem Gedanken daran zitterte er vor Angst und Kälte.

Zurück im Stall drückte er seiner verblüfften Mutter die Satteldecke in die Hand und stieg auf seinen Heuboden. Er kramte in der Truhe nach dem Dolch Raidris und betrachtete ihn im Licht der Laterne. Dann verkrampfte sich seine Hand um den Griff, er setzte sich auf sein Lager und wartete.

»Na, mein Süßer, hast du mich erwartet?« Antiarnas Stimme schreckte Fion aus dem Schlaf hoch – sie stand mitten in dem Halbrund aus Strohwällen, ganz Schwärze, ganz Schönheit. Sie trug einen weiten und schweren Mantel aus schwarzen Pelzen – was für eine Farbe sollten sie auch sonst haben, dachte Fion verzweifelt –, der wogte und wallte, wenn sie sich bewegte.

Nun kam sie näher. Fion rückte an die Wand am Kopfende seines Lagers zurück – nun war er in die Enge getrieben. Der Dolch! Wo war der Dolch? Mit den Augen suchte er die Decken und den Boden ab – doch die Waffe mußte neben das Bett gefallen sein, wo er sie im Moment weder sehen noch erreichen konnte.

Angsterfüllt musterte der Knecht das Gesicht der Vampirin. Heute sah sie müde, geradezu erschöpft aus. Er versuchte zu erkennen, ob sich unter der Oberlippe etwa spitze Vampirzähne verbargen – er hatte sie doch geküßt, da waren sie ihm nicht aufgefallen!

»Du warst vorhin in der Stadt?« fragte die Vampirin lauernd, doch Fion brachte als Antwort nur ein Nicken zustande. »Ich habe nach dir gesucht, doch du warst nicht hier.«

Nun war Antiarna an seinem Lager angekommen. »Fürchtest du mich?« Fion nickte wiederum, er ver-

suchte, mit den Augen jede ihrer Bewegungen zu verfolgen.

»Das ist auch besser für dich. Sieh mich an!« Den letzten Satz sprach sie als scharfen Befehl, und gegen seinen Willen blickte Fion ihr in die verschlingenden kohlschwarzen Augen.

Mit all seiner Willenskraft und seiner Angst versuchte er, den Kopf abzuwenden und den Blickkontakt zu unterbrechen – er konnte, er durfte ihr nicht in die Augen sehen! Schweiß trat ihm auf die Stirn, doch nach einigen Augenblicken gelang es ihm, den Blick zu senken. Antiarna zischte zornig, ergriff sein Kinn mit stahlhartem Griff und hob seinen Kopf wieder, so daß sie ihm erneut in die Augen sehen konnte. Dazu murmelte sie Worte einer fremden Sprache und machte mit der freien Hand eine Geste. Sofort versank Fion wieder in ihren Augen, fühlte Begehren in sich wachsen, während sein Mißtrauen schwand.

»So ist es besser.« Antiarna ließ ihren Mantel zu Boden gleiten. Nun war sie nackt. Ohne es richtig wahrzunehmen, sah Fion auf ihrem Leib die klaffenden Wunden eines Kampfes, die nicht bluteten, allerdings auch nicht verheilt waren. Dolchstiche an Schulter, Taille und Oberarmen hatten das Fleisch zerteilt, dazu kamen Striemen wie von den Krallen eines Tieres.

»Ich brauche deine Kraft«, murmelte Antiarna müde, »denn meine Wunden heilen nicht von selbst. Le-

ge dich hin!« Fion legte sich auf das Lager, sein Körper bebte vor Verlangen. Was wollte sie noch? Sie sollte sich zu ihm legen!

Als sie sich neben ihn auf die Decken setzte und sich über ihn beugte, griff er nach ihr, um sie zu küssen, doch sie drückte seinen Arm am Handgelenk zurück auf die Decken. Nun versuchte er, sie mit verführerischen Blicken zu locken, doch auch dies gelang ihm nicht, denn Antiarna schloß kurz die Augen, als sei ihr schwindelig. Dann beugte sie ihren Kopf zu seinem Hals hinunter.

In freudiger Erwartung harrte Fion der erregenden Berührung ihrer Zunge – doch statt dessen durchzuckte ihn plötzlicher Schmerz, als sie mit ihren spitzen Zähnen in die kleinen Wunden in seiner Haut biß und dann sein Blut heraussog. Antiarna stöhnte vor Verlangen nach seinem Blut. Sie war genauso erregt, wie sie es während ihres Liebesspiels zu sein pflegte. Ihr Körper erzitterte nun wie seiner, gierig sog sie heftiger an der Wunde.

Die dumpfe Schwärze in Fions Bewußtsein wich mit dem Leben, das mit seinem Blut aus ihm schwand, und während der folgenden, unendlichen Augenblicke, die sie so verharrten, kam langsam der Gedanke in ihm auf, daß dies nicht sein durfte, daß er sich wehren mußte, daß sie ihn töten würde, wenn er nichts unternähme ...

Auch die Erinnerung kehrte zurück, die Erinnerung an Maegwyn, an Mi, an das Gespräch mit Thalionmel und Aldare – und an den Dolch. Einmal mehr tanzten schwarze Punkte vor seinen Augen. Das Atmen fiel ihm immer schwerer, als laste ein bleiernes Gewicht auf seinem Brustkorb. Aber ebenso wich die Kraft aus Antiarnas Griff, und als Fion es nicht mehr ertragen konnte und der Bann der gesättigten Vampirin von seinem Geist abzufallen begann, wand er sich unter ihr hervor, schwang sich über sie aus dem Bett hinaus, wobei er sie auf das Lager niederdrückte, taumelte auf den Dolch zu, der tatsächlich neben die Bettstatt gefallen war, ergriff ihn und stieß ihn ihr tief in den Rücken.

Ein Zischen war zu hören, und Rauch stieg aus der Wunde auf, die schnell weiter aufriß. Die Vampirin bäumte sich zähnefletschend auf, als wolle sie ihren Peiniger zerfleischen, so daß Fion vor Entsetzen zurücktaumelte. Die vorher noch schönen schwarzen Augen waren ein einziges tosendes, haßerfülltes Chaos, die vor Zorn und Schmerz loderten. Gesicht und Brüste waren von seinem Blut besudelt. Sie versuchte den Dolch in ihrem bloßen Rücken zu ergreifen und herauszuziehen, konnte ihn jedoch mit den Händen nicht erreichen.

Während Fion immer weiter zurückwich, sah er, daß die klaffenden Wunden Antiarnas, die sich schon

zu schließen begonnen hatten, wieder weiter aufrissen, bis ihr ganzer Körper von ihnen bedeckt war. Das Fleisch zerfiel immer schneller. Die Zähne der Vampirin klackten hart aufeinander, dann stieß sie hervor: »Du Tor!«

Haut, Fleisch und Knochen der untoten Antiarna zerfielen vor Fions Augen zu jahrhundertealtem Staub, der sein Lager bedeckte. Dazwischen lag der Dolch Raidri Conchobairs.

Dem Knecht war eiskalt, er fiel auf die Knie. Der ganze Raum drehte sich vor seinen Augen, das Licht der Sturmlaterne wirkte schrecklich grell. Würde er nun auch ein Vampir werden? Mit einer Hand stützte er sich auf dem Boden ab, mit der anderen tastete er nach den Malen an seinem Hals: sie waren fort.

»Oh, ihr guten Götter!« stammelte er mit schwacher Stimme, dann begann er mit bebenden Lippen zu Praios zu beten.

Des Schreckens Ende?

Als Antiarna am nächsten Tag, die darauffolgende Nacht und zwei weitere Tage und eine Nacht verschwunden blieb und man schließlich ihren Mantel zwischen den Apfelbäumen des Palastgartens fand, rief Coír am Abend des dritten Tages die gesamte Dienerschaft im Speisesaal des Bedienstetengebäudes zusammen. Fianna, Fion und Cailyn waren ebenfalls anwesend. Coír informierte die Mägde und Knechte darüber, daß man im Namen seiner Königlichen Majestät Cuanus, der gestern wieder in den Palast zurückgekehrt sei, die vermutlich verschwundene Grandessa Antiarna Paligan suche, und fragte, ob irgend jemand etwas über ihren Verbleib wüßte oder sie gesehen habe.

Die Augen der Anwesenden richteten sich ausnahmslos auf Fion, dem unter diesen Blicken mulmig wurde. Manche waren zornig, zumindest einer haßerfüllt, doch die meisten waren voller Angst und Schrecken. Schließlich teilte Coír die Frauen und Männer in kleine Gruppen ein, die den Palast, den

Garten und die anderen Gebäude durchsuchen sollten.

Seltsamerweise sollte niemand den Stall durchsuchen. Auch wurde weder Fianna, Fion noch Cailyn zu Suchtrupps eingeteilt. Was das zu bedeuten hatte, erfuhr Fion, als er mit seiner Mutter zurückkehrte, um die Arbeit wieder aufzunehmen: Jedes Strohbündel, jeder Heuhaufen, jede Box wurde bereits von der königlichen Garde auseinandergenommen und durchsucht, natürlich unter der persönlichen Leitung von Bard Cheannard. Der kam gerade mit Fions Dolch, dem Geschenk Markgraf Raidris, die Stiege hinunter in den Stall.

Als der Oberst Fions entrüstete Blicke sah, hielt er den Dolch an der Spitze mit Daumen und Zeigefinger empor und sagte: »Warum nur sagt mir mein Gespür, daß dies die Mordwaffe ist und wir die Grandessa nicht lebend wiederfinden, hm? Das Ding ist beschlagnahmt, ich werde es dem König vorlegen. Zudem sollte sich meines Erachtens ein Markgraf besser überlegen, wer seiner Geschenke würdig ist!« Fion antwortete nicht, sah dem Oberst nur in stummem Zorn nach. Nur gut, daß er die silberne Mantelfibel noch bei sich trug! Die Kraft, sich zu streiten, hatte er sowieso nicht, denn der Blutverlust hatte ihn schrecklich geschwächt. Beruhigend war nur, daß er die letzten Tage über, besonders heute, da die Sonne sich

strahlend gezeigt hatte, immer wieder draußen gewesen war und keinerlei Veränderungen an sich festgestellt hatte: Das Licht schmerzte nicht und verletzte ihn nicht. Vielleicht würde er also doch kein Vampir werden. Um sich aber ganz gewiß sein zu können, wollte er heute nach der Abendfütterung einen Versuch machen, der ihm endgültige Gewißheit geben würde: Er wollte seinen Vater in der Hesindekapelle aufsuchen. Vampire waren unheilige Kreaturen, das wußte jedes Kind, und wenn er drauf und dran war, ein Vampir zu werden, müßte es ihm unmöglich sein, den hesindeheiligen Ort zu betreten.

Als im Stall trotz des heillosen Chaos, das die Gardisten hinterlassen hatten, wieder Ruhe eingetreten war und Fion seine Pflichten erfüllt hatte, hüllte er sich in seinen Mantel und machte sich auf den Weg zum Palastgebäude.

Merkwürdig ... er machte sich Vorwürfe, Antiarna getötet zu haben, obwohl er doch mit eigenen Augen gesehen hatte, daß sie eine Vampirin war! Hätte sie sonst nicht ihn getötet?

Aber was hatte sie mit ihren Worten ›Du Tor!‹ gemeint? Seit jener Nacht fragte er sich dies ständig, und ob er das Richtige getan hatte, als er ihr den Dolch Raidris in den Rücken jagte. Die Waffe hatte ihre Wirkung nicht verfehlt und die Vampirin vernichtet. Oder waren gerade diese Zweifel an der Rich-

tigkeit seines Tuns die ersten Anzeichen dafür, daß ihre Unheiligkeit auf ihn übergriff?

Einige Gruppen der Suchtrupps sahen dem Stallknecht neugierig nach, als dieser durch die Tür in den Ostflügel des Palastes eintrat, und zwar in den Trakt, in dem sein Vater als Hesindegeweihter bei Hofe Laboratorium, Wohnräume und den Kapellraum besaß. Direkt daneben, im Süden des Ostflügels, lagen Kapelle und Gemächer der königlichen Efferdgeweihten. Beide, Fions Vater Dialann und Niamh Flutseherin, dienten dem König als Berater in den Belangen der Kirchen und Gläubigen. Die Efferdgeweihte bei Hofe hatte traditionell das Amt der Oberhofgeweihten inne. Seit dem Seebeben 291 vor Hal waren die Herrscher Albernias verpflichtet, eine Geweihte oder einen Geweihten des Meeresgottes in diese Position zu berufen, damit die Belange Albernias nie wieder den Belangen Efferds zuwiderlaufen würden.

Dialann diente dem König zusätzlich als Apotheker und Vermittler, wenn er Schreiben an die hohen Geweihten der Kirchen senden wollte. Gemeinsam waren sie zudem nach Bethana gereist, als es galt, ihrer gemeinsame Freundin Larona Seeträumerin bei der Wahl zur Hüterin des Zirkels, zur höchsten Efferdgeweihten Aventuriens, beizustehen.

Langsamen Schrittes ging Fion nun auf die doppelflügelige Tür zu, die mit gläsernen Mosaiken aus dem

Leben der Heiligen Canyzeth besetzt war. Der Knecht zögerte. In ihm tobte ein Widerstreit der Gefühle: Zum einen drängte es ihn, Sicherheit zu gewinnen, zum anderen schreckte er eben davor zurück. Was, wenn es ihm eben *nicht* gelang, die Kapelle zu betreten? *Wollte* er es überhaupt wissen, *ob* er ein Vampir war? Dann gab es noch die Möglichkeit, daß er zu hauchfeinem Staub zerfiel, sobald er die Schwelle zum Heiligtum übertrat ... Aber dann hätte er doch auch das Sonnenlicht nicht ertragen, oder?

Schließlich nahm Fion all seinen Mut zusammen und schob eine der Türen auf. Doch eine Stimme hielt ihn zurück. »Fion?« Der Knecht sah über die Schulter in den Flur gen Haupttrakt des Palastes zurück, von wo Dhaman ui Mharfad sich aus seinen Gemächern näherte. Was wollte der Edle? In Fion regten sich erneut Haß und Abscheu. Wäre Dhaman nicht gewesen, hätte er Bard davon abhalten können, Cailyn Gewalt anzutun. »Guten Abend«, fuhr der Ältere fort, der, wie an jenem Abend im *Esche und Kork,* wie ein Liebfeldischer Edelmann gewandet war, obwohl er doch gebürtiger Albernier war, wie Fion sich zu erinnern meinte. Der Knecht nickte kurz zum Gruße, während Dhaman ihn auf eine so seltsame Art und Weise ansah, daß ihm mulmig unter diesem Blick wurde: Es lag keine Freundlichkeit darin, auch wenn der Edle lächelte.

Nach einem Moment fragte Fion ungeduldig: »Kann ich etwas für Euch tun, Herr?« Er versuchte, seine Stimme kühl und abweisend klingen zu lassen. »Nein, Fion, ich wollte dir nur sagen, daß es mir leid tut, was Bard mit deiner Mutter getan hat. Das war nicht angemessen. Du mußt es ihm nachsehen, er hat eine Schwäche für Frauen ...«

»Muß ich?« erwiderte Fion angeekelt. »Verzeiht, Herr, aber gewisse Dinge kann man nicht mit einem ›Es tut mir leid‹ abtun. Was geschah, kann man nicht wieder zurücknehmen – überlegt Euch das nächste Mal vorher, ob Ihr etwas bereuen werdet!«

»Daß ich es bereue, habe ich nicht gesagt. Nur, daß es mir für Cailyn leid tut.« Noch immer sah Dhaman Fion lauernd an, doch der schüttelte angewidert den Kopf. Was wollte Dhaman *wirklich* von ihm? Zudem umgab den Edlen ein seltsamer, übler Geruch ...

»Entschuldigt mich, ich bin auf der Suche nach Seiner Gnaden Dialann«, wollte Fion das Gespräch beenden, doch Dhaman fuhr im Plauderton fort. »Richtig, dein Vater, nicht? Ein sehr gläubiger, ein sehr wertvoller Mann. Wahrhaft von Hesinde gesegnet und dem König treu ergeben, nicht? War er nicht sogar mit Seiner Königlichen Majestät auf Reisen?«

»Sie waren gemeinsam im Lieblichen Feld, in Bethana und Kuslik, glaube ich. Aber das ist lange her, Herr.« Fion hielt die Flügeltür der Kapelle bereits ge-

öffnet und wollte schon zu Hesinde beten, daß sie ihn von dem Edlen erlösen möge, doch er schreckte davor zurück, da er schließlich nicht wußte, ob sie ihm ihre Gnade noch gewährte.

»Nun, ich will dich aber nicht weiter aufhalten«, beendete Dhaman die Unterhaltung. »Ach, bevor ich es vergesse: Du warst doch kürzlich in der Stadt. Hat sich irgend etwas Besonderes ereignet? Ich bekomme so wenig vom Tagesgeschehen mit!«

Fion musterte ihn mißtrauisch. Wußte der Edle etwas von der Sache mit Antiarna? Er sah den Knecht noch immer auf diese seltsame Art an, als warte er auf etwas Bestimmtes. Als Fion jedoch den Kopf schüttelte und »Nein Herr, nichts Besonderes!« erwiderte, ging er mit einem breiten Lächeln weiter, aus dem Palast hinaus. Fion wunderte sich, warum auch er den ›Dienstboteneingang‹ benutzte, den Seitenausgang zum Stall.

Der Knecht atmete noch einmal tief durch und öffnete die Kapellentür ganz. Das Innere des Heiligtums war in Grün gehalten. Die Wände waren mit Vorhängen in dieser Farbe ausgeschlagen, über denen wiederum kostbare Teppiche mit hesindianischen Motiven hingen. Auch der Läufer, der durch die Gasse zwischen den Betkissen und die Stufen zum Altar am Ende des Raumes hinaufführte, war grün. Mit goldenen Fäden waren komplizierteste verschlungene Mu-

ster in ihn eingewoben. Eine ähnliche Decke schmückte den Altar, der vor einem Bildnis der Herrin Hesinde stand, einer Frau mit weisen Zügen und einer Smaragdnatter um den Hals. Fion machte einige vorsichtige Schritte hinein. Der Raum wurde durch zwei mannshohe Kandelaber spärlich beleuchtet, die rechts und links neben der Statue standen und auf denen jeweils sechs honiggelbe Kerzen brannten.

Die Tür befand sich im hinteren Teil an der langen Seite des Raumes, den man so von links betrat. Fion ging zwischen den geordneten Betkissen durch den Gang in der Mitte langsam auf den Altar zu. Er atmete dabei angespannt. So weit, so gut.

Wann würde etwas passieren? Würde überhaupt etwas passieren? Er stand vor den Stufen, die hinauf zu dem Altar führten. Sollte er dort auch noch hinaufschreiten? Er entschied, daß er ihn zumindest berühren mußte, und so kniete er sich mit klopfendem Herzen auf die erste der zwei Stufen und küßte vorsichtig das Altartuch. Noch immer geschah nichts.

Erleichterung durchfuhr ihn, einer Erlösung gleich. Er neigte dankbar das Haupt, faltete die Hände und betete zu der Weisen Göttin. Als er geendet hatte, erhob er sich, schlug wieder gutgelaunt das Zeichen der Hesinde vor sich, drehte sich um und stutzte: Dialann stand im Raum, als sei er gerade erst durch die Tür getreten, doch Fion hatte den Eindruck, daß er schon

länger dort stand und ihn beobachtete. Der Knecht murmelte: »Verzeih, Vater, ich weiß, daß ich hier nichts zu suchen habe, aber ...« Doch der Geweihte winkte ab. »Hier hat ein jeder etwas zu suchen, der die Zwölfgötter liebt! Wolltest du mich sprechen?«

»Nein, Vater, ich wollte zu der Göttin beten.« Er sah zu der Statue auf. Sollte er seinem Vater von der Vampirin erzählen? Oder lieber nicht? Was, wenn er ihm die Geschichte nicht glaubte? Er mußte sich mit jemandem beraten. So sehr er seinen Vater liebte, er blieb doch ein Geweihter der Hesinde, und vielleicht mißverstand er seine Tat. Wie gerne wollte Fion mit *Rhuad* darüber reden! Ob er versuchen sollte, sich bei dem Prinzen zu entschuldigen?

»Mutter geht es ein wenig besser, Vater«, sagte er dann, um irgend etwas zu sagen.

»Ich habe sie lange nicht mehr gesprochen«, antwortete der Geweihte traurig. Fion nickte. Seine Mutter konnte verbissen schweigen, das hatte er selbst ja erfahren müssen. »Vielleicht solltest du morgen einmal versuchen, mit ihr zu reden?« schlug er vor. »Vielleicht tut ihr das ja gut. Du weißt doch, daß sie niemals von selbst zu dir käme!«

»Du hast recht. Diese verfluchte Halsstarrigkeit!« Dialann lächelte ein wenig schief.

Dann verabschiedete sich der Knecht. Er konnte ja morgen immer noch mit seinem Vater reden, wenn er

Rhuad nicht treffen sollte. Jetzt gleich wollte er wach bleiben und darauf warten, daß Rhuad mit Berthol Heff-Bennain aus der Stadt heimkehrte. Dazu legte sich Fion in der Nähe des Eingangstores zwischen den alten Apfelbäumen auf die Lauer. Er war froh, daß es nach dem Regen wieder etwas wärmer geworden war. Heute hatte fast den ganzen Tag über die Sonne geschienen.

Er hüllte sich in seinen Mantel und wartete, daß die Zeit verstrich. Manchmal ging er auf und ab, um die Nachtkälte abzuschütteln, jedoch immer auf der Hut, daß die Wachen auf den Türmen seiner nicht ansichtig würden: Bard Cheannard würde sicherlich wieder seine Schlüsse ziehen, wenn er erführe, daß sich sein ›Lieblingsknecht‹ des Nachts im Palasthof herumtrieb ...

Fion taten die heftigen Worte leid, die er Rhuad so erbittert entgegengeschleudert hatte. Sicherlich, der Prinz hatte sich sehr unfein benommen, aber sein Schweigen war ja inzwischen wiedergutgemacht, indem er ihn von dem Mordvorwurf entlastet hatte. Hoffentlich war es nicht zu spät, sich mit dem Prinzen zu versöhnen, ihm lag so viel daran!

Es beunruhigte Fion, daß der nun mit Berthol Heff-Bennain zusammensteckte, es machte ihn bis zu einem gewissen Grad eifersüchtig. Berthol war zwar ein recht angenehmer Mensch, doch er war nichts für

Rhuad! Das fand *er* zumindest. Ein Dichter, den seine Verlobte vor Jahren hatte sitzen lassen, um einen gewissen Leirix aus Punin zu heiraten ... Er erinnerte sich nicht mehr daran, doch Sláthach, die Waschfrau, wärmte immer gerne Geschichten von früher auf. Alvide Rastburger war damals eine der schönsten Frauen Havenas gewesen, hatte die Alte erzählt, und eine reiche Kaufherrentochter, ehelichte dann aber eben jenen Leirix. Inzwischen, meinte Fion sich zu erinnern, hatte Alvide Rastburger das Kontor ihres greisen Vaters übernommen und führte es durchaus erfolgreich.

Fion zitterte inzwischen. Der Praiosuhr zufolge stand er schon zwei Stunden hier draußen, es mochte nach Mitternacht sein. Er *mußte* Rhuad einfach sprechen – vielleicht konnte er ihm sogar von der Vampirin berichten und sich mit ihm beraten, was zu tun war!

Noch zweimal trug die Nachtluft das Glockengeläut der Uhr zu ihm heran, dann machte sich Fion traurig und bis auf die Knochen durchgefroren auf den Weg zum Stall.

Die Alarmglocke ließ die Bewohner des Fürstenpalastes aus den Betten springen und rief sie im Morgengrauen auf den Hof. Wieder einmal hasteten Wachen der königlichen Garde über den ganzen Platz hin und

her, doch als Cailyn und Fion sich zu Fianna und Coír gesellten, um zu fragen, was denn geschehen sei, konnten die beiden auch nicht mehr berichten. Die Glocke im Wachhaus schlug unablässig, bis Talann, die Pagin, aus der Seitentür des Palastes trat und hinüberging. Als sie wiederkam, war der Lärm verstummt. Dann näherte sie sich Fion und Cailyn und flüsterte ihnen zu: »Wollt ihr beiden mir wohl folgen?« Die Frau war auffällig blaß um die Nase, als sie den beiden voranging. Sie führte Mutter und Sohn unter den Augen der staunenden und gaffenden Wachen und Bediensteten durch die Seitentür des Fürstenpalastes in den Geweihtentrakt, wo ebenfalls eine kleine, jedoch erlauchtere Menschenmenge angesammelt war. Invher löste sich aus einer Gruppe, die aus ihrem Vater, Romin, Rhuad und Berthol bestand, und kam auf Fion und Cailyn zu. Auch sie war blaß.

»Cailyn, Fion – ihr beide müßt jetzt sehr stark sein.« Ihr ernster Ton ließ die beiden unsicher werden. »Heute nacht – heute nacht ist etwas Gräßliches passiert. Nicht nur, daß die Grandessa fort ist – es ist auch ein Mord geschehen. Dialann. Er ist ...« Cailyn gab einen kleinen Laut von sich, wie ein erschrecktes Tier, das angstvoll in die Enge getrieben wird, und ging an Invher vorbei in Richtung Kapelle, um deren Tür die Menschen hier im Flur herumstanden. »Er ist tot«, beendete Invher leise ihren Satz und folgte der

Mutter, eine Hand auf Fions Arm, mit dem Sohn in das Heiligtum der Hesinde. Die Anwesenden verstummten.

Fion traute seinen Augen nicht: Der schöne, geheiligte Raum, in dem er noch gestern gebetet hatte, war über und über mit Blut besudelt. Direkt hinter der Tür verharrte Cailyn, die Hände vor den Mund geschlagen, die Augen weit aufgerissen. Der grüne Stoff von Kissen, Läufer und sogar dem Altartuch war von bräunlichen Flecken und Federn übersät, auf den Stufen des Altars lag Dialann, dessen Kopf in widernatürlichem Winkel nach hinten hing.

Auf dem Hesindealtar war ein blutüberströmtes Bündel zu erkennen. Es war ein Balg aus Federn, Fleisch und Knochen – vielleicht der einer Wildgans.

»Dieser Raum wurde entweiht«, flüsterte Invher Fion wie bestätigend ins Ohr. »Dialann selbst hält noch das Messer in der Hand – doch ich kann nicht glauben, daß er das wirklich getan haben soll!« Fion schüttelte ebenfalls ungläubig den Kopf. Er konnte nicht fassen, was hier geschehen war – und daß Dialann wirklich tot sein sollte. »Gestern nacht – da habe ich noch mit ihm geredet!« stammelte er. Invher nickte stumm.

Schritt für Schritt näherte sich Fion der Leiche. Seine Mutter wandte sich wortlos um und verließ schnell den Raum. Der Knecht beugte sich über den

Toten und betrachtete dessen Gesicht. Er faßte ihm an die Ader am Hals, um zu überprüfen, ob wirklich kein Blut mehr in ihm floß, doch die unnatürliche Haltung, in der der Kopf Dialanns nach hinten baumelte, sagte eigentlich alles. Bei der Berührung fiel der in zwei Teile geborstene goldene Schlangenreif, den jeder Priester von Anbeginn seiner Weihe trug, mit metallischem Klang zu Boden.

Heimlich suchte Fion die linke, sichtbare Halsseite nach zwei kleinen, runden Bißwunden ab – er wußte selbst nicht so recht, warum er dies tat, schließlich war Antiarna tot –, fand jedoch keine. Er wagte es nicht, unter den Blicken der Kronprinzessin die andere Seite zu untersuchen, denn dazu hätte er den Körper herumwälzen müssen.

Seine Augen füllten sich mit Tränen. Er hatte den Vater geliebt, der sich viel um ihn gesorgt, ihm Lesen und Schreiben und viele andere Dinge beigebracht hatte, die sonst nur adlige Burschen lernten. Das war seine Art gewesen, ihm Zuneigung zu geben. Erst in der letzten Zeit hatte er angefangen, sich mit Fion von Erwachsenem zu Erwachsenem zu unterhalten, nicht mehr von Lehrmeister zu Schüler. Wie viele schöne Tage hätten die beiden noch gemeinsam erleben können! Doch das war nun für immer vorbei. Nun war es zu spät, sich bei Dialann Rat über die Vampirin zu holen. Er hätte dem Vater vertrauen, ihn gleich einweihen sollen!

Invher trat an ihn heran. »Möchtet ihr die Totenwache halten?« Fion nickte nur, zu viele Tränen schnürten ihm die Kehle zu. »Gut. Ich werde hier ein wenig aufräumen und ihn waschen lassen. Dann kannst du mit Cailyn die Totenwache halten.« Invher führte Fion hinaus und erteilte die entsprechenden Befehle, während der Knecht in seine Kammer auf dem Heuboden ging und dort um seinen toten Vater weinte.

Später am Abend machte sich Fion auf den Weg zur Hesindenkapelle, um dort die Wache für seinen toten Vater anzutreten. Da weder er noch seine Mutter mit Dialann vor dem Gesetz verwandt waren, verspürte er trotz der Trauer Dankbarkeit dafür, daß Invher ihnen die Möglichkeit gab, sich so von dem Toten zu verabschieden und ihm einen letzten Dienst zu erweisen.

Wie seltsam! Fions Blick war abwesend über den Palasthof mit dem weißen, durch Laternen erhellten Kies, den fast kahlen Apfelbäumen und der bepflanzten Insel vor dem Schloß gestreift, wo er Fianna erkannte, die sich mit einem Mann unterhielt, der einen weiten dunklen Umhang trug. War das wirklich Dhaman ui Mharfad? Was hatte Fianna mit ihm zu bereden?

Gerade reichte der Edle dem Mädchen einen kleinen, schmalen Gegenstand – was, konnte Fion ob der

Distanz jedoch nicht erkennen, sah jedoch, daß sie es zurückwies. Nach einem kleinen, hastigen Knicks ging die Freundin schnell in Richtung Gesindehaus – doch Dhaman ließ sich nicht davon abbringen, ihr zu folgen. Was wollte der Mann nur von ihr? Fion bedauerte, daß er Fianna nicht alles über den schrecklichen Abend und die Vergewaltigung Cailyns berichtet hatte. Sie wußte nicht, daß Dhaman damals ebenfalls dabei gewesen war. Zorn regte sich in Fion. Er vermeinte, den harten Griff des Edlen noch immer an seinen Handgelenken zu spüren. Was gab diesem Menschen das Recht zu solch einer Tat?

Doch nun gab es anderes zu bedenken, Traurigeres. Er ging langsam über den ungepflasterten Seitenweg zu dem Nebeneingang und betrat den Palast und die stille Kapelle.

Wie die Kronprinzessin es versprochen hatte, waren die blutbesudelten Stoffe, die Federn und der Gänsebalg verschwunden. Dialann lag auf einer erhöhten Bahre, gekleidet in das prachtvolle Ornat eines Hesindepriesters. Um den Hals waren die zerbrochenen Stücke des goldenen Schlangenreifs angeordnet, die man an der Leiche gefunden hatte. Die Hände des Toten falteten sich über dem Schlangenledereinband von Dialanns *Buch der Schlange*, dem Lebenswerk eines jeden Hesindepriesters, das man nach dessen Bestattung nach Kuslik senden würde.

Fion war nicht allein in der Kapelle, tatsächlich kniete Cuanu ui Bennain, der König Albernias, neben der Bahre und betete. Ehrfürchtig verharrte der Knecht an der Tür, um den hohen Herrn nicht zu stören oder sich gar neben ihn zu knien, doch der winkte ihn, durch die Geräusche aufmerksam geworden, näher. Fion erkannte auch auf dem Gesicht des Königs tiefe Trauer. Dialann war ein guter Freund und enger Vertrauter für ihn gewesen, das wußte Fion.

Und so kniete sich der Knecht neben den König und betete Hesinde ebenfalls um die Gnade an, seinen Vater, der ihr doch allzeit ein ehrfürchtiger Diener gewesen war, in ihr Paradies zu führen.

Dialann hatte ihm als kleinem Jungen dieses Paradies einmal ausgemalt: eine große Bibliothek, in der alles Wissen um die Welt niedergeschrieben war, jede Wahrheit, jede Weisheit, die es zu lernen gab. Und so unendlich groß war diese Bibliothek, daß für jede Seele, die dort studieren durfte, genug für alle Ewigkeit war. Dort würde sich der Vater wohl fühlen! Eine Träne rann Fions Wangen hinunter, bald gefolgt von vielen weiteren.

Heute wußte Fion selbstverständlich aus dem Brevier der Zwölfgöttlichen Unterweisung, daß seines Vaters Seele in Hesindes Hain einkehren würde, in dem es unendlich viele Rätsel zu ergründen gab, ob nun solche der Mathematik, der Astrologie oder be-

züglich des Wesens der Götter, über die die Seelen dann endlos disputieren konnten. Als Kind hatte ihm die Beschreibung der Bibliothek sehr gefallen. Und wer sagte, daß der Vater nicht tatsächlich irgendwo in Hesindes Hain diese wunderbare Büchersammlung finden würde?

Die Tür der Kapelle öffnete sich, und Königin Idra Bennain und ihre Kinder Invher und Rhuad traten ein, nebst Romin von Kuslik. Berthol Heff-Bennain und Dhaman ui Mharfad, die ja auch von edlem Blute waren, folgten. Die sechs versammelten sich kniend und ebenfalls stumm zu beiden Seiten der Bahre, um sich von dem Geweihten zu verabschieden. So verharrte man, bis die Türe erneut aufschwang und Cailyn hereintrat.

Die tiefe Trauer in ihren Zügen, die sie noch härter und verhärmter erscheinen ließ als früher, glättete sich ein wenig, als sie der vielen Freunde ihres Geliebten ansichtig wurde, die für ihn beteten. Königin Idra, die auf der rechten Seite neben der Bahre gekniet hatte, erhob sich sogar, um Cailyn ihren Platz abzutreten. Fions Mutter liefen Tränen die Wange hinunter. Sie ließ sich widerspruchslos an dem Platz nieder, den die Königin ihr zugedachte: an dem Platz, der eigentlich nur angetrauten Gatten gebührte. Fion hatte seine Mutter noch niemals vor anderen Leuten weinen sehen.

Nach einiger Zeit erhoben sich die ersten schweigend wieder. Fion sah auf und begegnete Rhuads forschendem Blick. Trauer stand auch in den Augen des Prinzen: Dialann war sein Lehrmeister gewesen, bevor er an die Akademien gekommen war. Sein Blick war voll Mitleid. Fion begegnete diesem Blick einige Herzschläge lang, versuchte Rhuad mitzuteilen, daß ihm ihr Streit leid tat, daß ihm noch immer etwas an ihm lag, und er meinte, ein fast unmerkliches Nicken als Antwort erkannt zu haben. Dann ging der Prinz.

Der König erhob sich neben Fion und legte ihm eine schwere Hand auf die Schulter. In der anderen hielt er den Dolch, den Raidri Conchobair Fion damals – war das wirklich erst zwei Wochen her? – geschenkt hatte. Cuanu legte ihn dem erstaunten Fion wieder in die Hände, nickte ihm noch einmal zu und verließ den Raum als letzter der Königsfamilie.

Cailyn und Fion waren nun allein in der Kapelle, allein mit dem Toten, dessen Gesicht still und ruhig im schwachen Licht der Kandelaber dalag. Fion betrachtete es: Die Linien, die Satinavs Hörner hineingefurcht hatten, das Haar, so weißblond wie sein eigenes, fiel locker und wohlgekämmt auf das Kopfkissen, die entspannten Gesichtszüge ließen nichts mehr von den Sorgen der letzten Tage erkennen. Fast schien es, als lebe der Geweihte noch, als sei er nicht tot, sondern schlafe nur!

Fion verspürte den Drang, nun auch die andere, die rechte Halsseite des Vaters nach kleinen, runden Bißwunden abzusuchen – doch seine Mutter fände das sicherlich unschicklich. Und zudem: Die Vampirin war tot, er selbst hatte sie vernichtet, noch bevor Dialann ein Haar gekrümmt worden war – was also fürchtete er? Er schalt sich einen Narren und zwang sich wiederum zu der ruhigen Nachdenklichkeit, die dem Anlaß angemessen war. Vielleicht ergab sich ja eine Gelegenheit, wenn Cailyn einmal schlafen sollte.

Die Zeit verstrich, in der Fion versuchte, sich all der Momente mit Dialann zu erinnern, der schönen wie der traurigen. Einiges lag tief verborgen, verschüttet im Gedächtnis, doch mit ein bißchen Mühe meinte er, sich an fast alles erinnern zu können, die Erlebnisse der frühesten Kindheit natürlich ausgenommen.

Auch diese kleine Kapelle gehörte dazu. Dialann hatte sie ihm einmal eingehend gezeigt, ihm die Heiligendarstellungen des Mosaiks erklärt und ihn die kunstvolle Hesindenstatue bewundern gelehrt.

Fions Mutter saß still auf der anderen Seite der Bahre und schien noch immer ins Gebet versunken, doch Fion *mußte* sich erheben, seine Beine fühlten sich steif und blutleer an. Mit dem Rücken zu der Bahre und seiner Mutter betrachtete er die Wandteppiche, in die in den schönsten, klaren Farben Szenen aus dem Leben der hesindianischen Heiligen eingewoben waren.

Der Teppich der Heiligen Canyzeth, den er bewunderte, war einer der schönsten und das Lieblingsstück seines Vaters gewesen. Er zeigte die Heilige im prachtvollen Ornat einer Erzwissensbewahrerin mit einer Güldenschlange auf dem Schoß, einem aufgeklappten Folianten in der Linken (der sicherlich zu schwer war, ihn in der Hand zu halten, wie Fion fand), einem strahlendweißen Flämmchen auf der geöffneten Rechten, das sie gerade einer Schar knienden Schüler aller Altersgruppen und Stände – von der Bettlerin bis zum Kaiser – darbot. Auf den Gesichtern der Lernenden lag der Widerschein der hellen Flamme und offenbarte die Entrückung und Erkenntnis, die von ihnen Besitz ergriffen hatte. Dementsprechend betitelte eine goldene Plakette unterhalb des Teppichs ihn als »Die Heilige Canyzeth darbietet die Flamme der Erkenntnis«.

Hinter sich vernahm Fion ein Rascheln – anscheinend ertrug auch seine Mutter das Knien nicht mehr. Inzwischen entsann sich der Knecht noch gut jenen Tages, an dem ihm sein Vater diesen Teppich mit vor Begeisterung zitternder Stimme erklärt hatte: Der erste Besuch in der Kapelle war einer der schönsten Momente in Fions Leben gewesen.

Wieder erklang ein Rascheln, dann ein dumpfer Klang. Seine Mutter seufzte schwer. Fion machte sich Sorgen um sie – die letzte Zeit war schon schlimm

genug für sie gewesen. Und jetzt auch noch Dialanns Tod. Die Sinnlosigkeit dieses Todes empfand er als das Schlimmste daran – weshalb nur war Dialann getötet worden? Und *wer* hatte das getan? Nun, soviel war sicher: Der Mörder würde gefunden werden, das hatten die Tränen der Bennains besiegelt!

Die weichen Schritte seiner Mutter hinter ihm bezeugten, daß auch sie den Teppich bewundern wollte. Gerade wandte Fion sich zu ihr um, als er eine hastige Bewegung über sich wahrnahm. Wie von selbst zuckte er zurück und wirbelte herum: Vor ihm stand, mit loderndem Haß in den Augen, mit gräßlich verzerrten Gesichtszügen und gefletschten spitzen Vampirzähnen Dialann, sein toter Vater. Fion wollte schreien, wollte dem nächsten Hieb mit dem schweren Buch ausweichen, den die Kreatur auf ihn führte, doch der Schrecken, das namenlose Entsetzen, das dem Knecht eisig in die Glieder fuhr, ließ ihn erstarren. Er verspürte einen dumpfen Schmerz, als das Buch der Schlange in den Händen seines ehemaligen Besitzers auf seinen Kopf krachte. Dann wurde es dunkel um ihn.

Etwas summte und brummte in Fions Schädel und bereitete ihm heftige Schmerzen, so daß er keinen klaren Gedanken fassen konnte. »Setze dich nicht auf«, drang eine bekannte Stimme an sein Bewußt-

sein. Das war ein guter Rat, fand Fion – er wollte zuerst abwarten, ob sich die Übelkeit legte.

Als es ihm nach einigen Augenblicken ein wenig besser ging, öffnete er die Augen und stellte fest, daß es Prinzessin Invher war, die sich über ihn beugte. »Wo ist die Leiche deines Vaters?« fragte sie nun gepreßt, ihre Stimme zitterte. Der Schreck ließ Fion zusammenzucken, sandte weitere Wellen der Übelkeit durch seinen Körper und ließ ihn würgen. Er drehte sich auf die Seite und übergab sich heftig. Er ließ sich wieder auf die Kissen fallen, auf die er gebettet war, dunkle Wellen des Schmerzes rasten durch seinen Schädel.

Wieviel Zeit seit seinem ersten Erwachen vergangen war, wußte Fion nicht, doch fand er beim zweiten recht schnell heraus, daß sein Körper ihm wieder gehorchen mochte.

Invher war mit Cailyn in ein Gespräch verwickelt, das aber offensichtlich gerade abbrach, denn Cailyn wandte sich abrupt zum Gehen.

Invher half Fion beim Aufstehen und stützte ihn noch einige Augenblicke, bis dieser sein Gleichgewicht wiedergefunden hatte. »Was ist geschehen?« befragte sie ihn ohne Umschweife.

In Fions pochendem Kopf rasten nun die Gedanken. Konnte er ihr erzählen, daß Dialann zum Vampir geworden war? Daß er ganz offensichtlich die falsche

Vampirin getötet hatte? Dieser Gedanke ließ ihn nicht mehr los, und er stöhnte vor Qual. Es mußte noch eine weitere dieser scheußlichen Kreaturen geben – und sein Vater war nun eine der ihren.

Eine weitere Frage beschäftigte Fion: Wieviel hatte seine Mutter gesehen? Wußte sie Bescheid? Oder hatte ... der Vampir – Fion zögerte, so über den toten Vater zu denken – sie niedergeschlagen, bevor sie aufsehen konnte?

»Was hat Euch meine Mutter erzählt, Allerprinzlichste Hoheit? Mit ihr habt Ihr doch schon gesprochen!« Invher seufzte. »Deine Mutter konnte mir nichts sagen. Sie meinte, daß man sie von hinten niedergeschlagen habe und sie sich an nichts erinnere.« Mit einem Nicken bekundete Fion seine Zustimmung. »Ja, so ging es mir auch, hohe Herrin. Das war ein gräßlicher Schlag.«

Invher schüttelte den Kopf und unterbrach ihn mit einer wedelnden Handbewegung. Sie musterte ihn eingehend. Fion fiel auf, wie ungewohnt ihr Anblick in einem Kleid doch war! Dunkelgrüner Samt umspielte ihre Figur, Ärmel und Rock waren weit geschnitten und mit Goldstickereien verziert. Das braune Haar war mit Goldbändern zu einem lockeren Zopf geflochten und umrahmte ihr Gesicht, das früher so milde auf den Knecht geblickt hatte, ihn jetzt aber strafend ansah.

»Du bist doch nicht wirklich der Ansicht, daß ich dir das glaube, oder? Für wie dumm hältst du mich eigentlich? Ich brauche dich doch nur anzuschauen, um zu sehen, daß du lügst – das vermagst du nicht allzu gut! Ich habe dir geholfen, Rhuads Lüge geglaubt, als er dich deckte. Aber du solltest mich langsam davon überzeugen, daß du wirklich unschuldig an alledem bist! Schließlich hattest du ja ein Verhältnis mit Antiarna, bevor sie verschwand!« Sie drehte sich einmal im Kreis und wies auf die Kapelle. »Was ist hier vorgefallen, Fion? Wer hat Dialann getötet und warum?« Doch Fion schüttelte nur unglücklich den Kopf. »Ich weiß es nicht, Allerprinzlichste Hoheit, so glaubt mir doch! Ich weiß es ebensowenig wie Ihr.« Invher starrte ihn kurz an, nickte dann.

»Nun, Bard wird mal wieder toben, wenn er hiervon erfährt. Nimm dich vor ihm in acht.«

»Was will der Oberst nur von mir? Man könnte meinen, daß sein höchstes Lebensziel sei, mich unter dem Richtschwert zu sehen!« Fion verstand das nicht, hatte er Bard so schlimme Dinge angetan?

Die Prinzessin nickte. »Bard hat es auf dich abgesehen, fürchte ich. Ich hoffe, Vater denkt inzwischen ähnlich wie ich. Der Oberst hat sich da in etwas verrannt. Vermutlich haßt er dich, weil er es nicht gerne sieht, wenn Knechte meinen, Einfluß auf hohe Herrschaften nehmen zu können. Ja, ich weiß, daß du das

niemals getan hast, aber Bard weiß das nicht«, unterbrach sie seinen schwachen Protest. »Vater sagt immer: *Die einzige Schwäche des Starken sei seine Großmut.* Das ist einer der Kaisersprüche Hals I. – der verschollene Kaiser war ein sehr weiser Mann. Bard fehlt diese Großmut. Ist er der Meinung, daß jemand ein Unrecht begangen hat, so straft er denjenigen unerbittlich und unbestechlich. Das war einer der Gründe, weshalb ihn Vater als seinen Gardeobristen einsetzte. Vermutlich war das ein Fehler«, seufzte Invher. »Bard kann bestens eine Einheit zur Ordnung erziehen, aber wirklich der Gerechtigkeit auf den Grund zu gehen, das vermag er nicht!«

Vor Fions Geist schob sich das Gesicht seiner vergewaltigten Mutter, und er gab der Kronprinzessin nur zu gerne recht.

»Fion, die Bediensteten hassen dich. Einige haben gestern gesehen, wie du hier in den Flügel gegangen bist. Sie glauben, du hättest Dialann getötet. Coír berichtete mir, daß Yantur sich alle Mühe gibt, den anderen einzureden, du seist eine namenlose Schreckenskreatur. Wenn sich das hier nicht sehr bald aufklärt, passiert noch etwas Fürchterliches, und ich habe die dumpfe Ahnung, daß *du* dann mittendrin steckst! Was also geht hier vor?«

Fion schüttelte den Kopf. Er *konnte* Invher nicht erklären, daß sein Vater ein Vampir war – das konnte er

Cailyn nicht auch noch antun. Wenn er dies jetzt Invher sagte, müßte sie die Praiospriesterschaft verständigen, die Inquisition ...

Er mußte Dialann selbst finden – und denjenigen, der für all das verantwortlich war. Ob Antiarna überhaupt etwas mit den Morden an Maegwyn, Mi und dem Überfall auf die kleine Bettlerin zu tun hatte? Langsam beschlich ihn die schreckliche Ahnung, daß er Antiarna besser nicht getötet hätte ...

Als der Knecht schweigend den Kopf senkte und ihr die Antwort schuldig blieb, schnaubte Invher noch einmal zornig, drehte sich um und verließ die Kapelle gen Palast, während Fion einen Moment später schweren Herzens die andere Richtung einschlug. Er mußte mit Rhuad sprechen. Der Prinz würde ihm zuhören und ihm Glauben schenken, dessen war sich Fion gewiß! Ihm konnte er sich anvertrauen, ohne daß gleich die Priesterschaft oder die Inquisition informiert wurde.

Hier irgendwo lauerte ein namenloses Ungeheuer und mordete, konnte sich überall verbergen und in einem unbedachten Moment zuschlagen! Die Zeit drängte, etwas mußte unternommen werden!

Nachdem der Knecht die Kapelle verlassen hatte, suchte er sich sofort eine junge Pagin – es war Talann –, die aus dem Ostflügel des Palastes gerade von Niamh Flutseherin zu kommen schien. Er gab Talann

die Bitte an den Prinzen mit, zu Fion herunterzukommen. Doch nachdem Fion ungeduldig gewartet hatte, kehrte die Pagin mit der Nachricht zurück, daß der Prinz ausgegangen sei.

»Ist er mit Berthol Heff fortgegangen?« Talann musterte Fion mitleidig. »Das geht dich zwar gar nichts an, Fion, und Yantur brächte mich sicherlich auf der Stelle dafür um, daß ich überhaupt mit dir rede – nein, ist er nicht, Herr Heff-Bennain ist schon frühmorgens fortgegangen. Ich glaube, er besucht eine Verwandte oder Bekannte, während der Prinz erst vor ein, zwei Stunden den Palast verlassen hat – zusammen mit dem König und der Königin.«

»Danke, Talann!« Die Pagin gab Fion endlich wieder das Gefühl, ein normaler Mensch zu sein, und er war ihr aufrichtig dankbar dafür.

Fion verließ den Palast, um zum Stall zurückzukehren und Rhuads Rückkehr abzuwarten. Er *mußte* einfach mit ihm sprechen, mit jemandem, der ihn verstand und ihm beistehen konnte, der ihm sagte, daß er nicht verrückt war. Doch auch wenn es heller Tag war, schielte er auf dem kurzen Weg in die Schatten, als berge ein jeder von ihnen finstere Kreaturen.

Der Fürstenpalast hallte vom Lärm vieler schwerer Stiefel wider. Alle Bewohner, ob von edler Geburt oder einfacher Herkunft, wurden aus den Gebäuden

hinausgezerrt, die einen sanfter, die anderen rücksichtslos. Bard Cheannards Gardeeinheit durchwühlte alles – außer natürlich die königlichen Gemächer.

Doch selbst die Königsfamilie hatte sich der Anordnung Cuanus unterworfen – bis auf die greise Dianasde, die nicht einmal mehr ihr Bett verließ – und war am Mittag, so sie im Palast weilte, auf dem weißen Kies des Vorhofes vertreten. Kronprinzessin Invher und Prinz Romin von Kuslik waren anwesend, ebenso der jugendliche Prinz Efferdan, einige Hofdamen und -herren – nur Dhaman ui Mharfad schien nicht in seinem Zimmer zu sein – der König selbst war mit Frau Idra und Sohn Rhuad zum Gebet im Efferdtempel unterwegs, Berthol Heff-Bennain befand sich ebenfalls in der Stadt.

Fion und Cailyn standen ein wenig abseits von den anderen Bediensteten und schauten dem Treiben zu, doch auch so bemerkten die beiden, daß man immer wieder zu ihnen hinüberdeutete. Auch Prinzessin Invher sah mehrmals zu Fion, der ihrem Blick auswich: Bei der Suche nach dem Leichnam seines Vaters konnte auch er nicht behilflich sein.

Mutter und Sohn wurden von Bard natürlich zuerst darüber befragt, ob sie etwas über den Verbleib der sterblichen Hülle Dialanns wüßten, doch als sie das einsilbig verneinten und abweisend den Kopf schüttelten, machte der Oberst sich mit einem abfälli-

gen Schnauben auf, die restlichen Bewohner des Fürstenpalastes nach Hinweisen zu verhören.

Niemand konnte sich natürlich vorstellen, daß ein Leichnam einfach so weglaufen sollte; von offizieller Seite nahm man an, daß er gestohlen worden sei. Was das Gesinde dachte, stand auf einem gänzlich anderen Blatt, und viele scharten sich auf dem Hof stehend um die alte Sláthach, die ihre Waschweibergeschichten zum besten gab ...

Jedes Zimmer wurde durchsucht, auch und vor allem die Palasträume. Invher und Romin begleiteten Bard und seine wegen ihrer Zuverlässigkeit ausgewählten Gardisten durch das Herrschaftsgebäude. Zum einen, um darauf zu achten, daß die Wachen nichts Falsches anfaßten, zum anderen, um ihnen die bekannten Geheimgänge zu öffnen. Doch auch hier fand man Dialanns toten Körper nicht – was die meisten nicht anders erwartet hatten. So schwirrten bald die Gerüchte durch den Palast, daß ein finsterer Totenbeschwörer den Corpus entwendet oder zum Weggehen *gebracht* hatte – diese entsetzlichen Magier! – oder jemand den hohen Herrschaften einen ganz besonders schlechten Streich spielen wollte. Man war sich aber darüber einig, daß der Hesindegeweihte es in keinem Falle verdient hatte, so zu enden. Immerhin sei er ein ›echter Havener‹, ein Bewohner der Krakeninsel und zudem ein feiner Kerl gewesen, so-

weit man das von einem Hesindegeweihten sagen konnte.

Als die Suche dann abgeblasen wurde, dämmerte bereits der Abend, und die Bewohner des Palastes kehrten in die Gebäude zurück. Mit dem schwindenden Tageslicht meldete sich allerdings auch Fions Unruhe und seine Angst, daß wieder etwas geschehen könnte, die Furcht, Dialann gegenüberzustehen. Wenn doch nur Rhuad zurückkehren mochte! Doch das Königspaar und ihr Sohn ließen sich Zeit damit, bis Fion endlich nicht mehr länger warten konnte und er die königlichen Pferde von der Koppel holen mußte – trotz der Dunkelheit und trotz seines drängenden Gefühls, daß jeder Moment kostbar war.

Und so verpaßte der Stallknecht die Rückkehr Rhuads und seiner königlichen Eltern vom Efferdtempel, deren prachtvolle Kutsche wie immer in den Stall des Gardehauses eingefahren wurde, wo Kutschfrau Tiomana auch das edle weiße Sechsergespann versorgte.

Das Herrscherpaar hatte dem Herrn der Stürme ein großes Opfer dargebracht, denn der Todestag der älteren Schwester Cuanus, Algei ni Bennains, der Edlen von Finsterkamm, jährte sich am heutigen 16. Boron 26 Hal zum ersten Male. Die Prinzessin war im letzten Jahr, aus Chorhop kommend, wo sie mit dem Magistrat über den Neubau von Schiffen verhandelt

hatte, mit der *Thornia* im Meer der Sieben Winde versunken; ein Rondrikan hatte das Schiff versenkt. Algei hatte eigentlich statt Cuanus den Fürstenthron Albernias besteigen sollen, gab die Würde jedoch zugunsten einer Heirat mit dem Edlen Firnian von Finsterkamm an ihren Bruder Cuanu weiter. Auch Firnian war ertrunken, und zwar schon drei Jahre nach der Hochzeit mit Algei, die daraufhin nach Albernia zurückgekehrt war und ihrem Bruder mit staatskundlichem Geschick beigestanden hatte. Kinder waren keine aus der traurigen und kurzen Ehe hervorgegangen.

Rhuad hatte die strenge Tante mit der Witwenhaube in Boronsschwarz nicht sehr verehrt, doch die Vorstellung, in den kalten Fluten ertrinken und in einem nassen, ungeweihten Grab liegen zu müssen, war zu furchteinflößend, als daß er sich dem Gang zum Efferdtempel hätte entziehen mögen.

Zurück in seinen Gemächern erwartete er Berthol, der versprochen hatte, ihm am heutigen Abend das erste Abenteuer seines neuen Versepos »Alrik und Alvide« vorzutragen, den Erlebnissen einer Albernischen Rittsfrau und ihres treuen Mannes.

Der Prinz wanderte ruhelos zu den Balkontüren, in der einen Hand einen frischgefüllten Weinpokal, in der anderen Gebäck, das Ysilt, die Köchin, eigens für ihn bereitet hatte. Dem Drang nach frischer Luft fol-

gend, stieß er die Flügel der Balkontür auf und trat hinaus. Draußen, gen Rahja, breitete sich vor dem Palast eine kleinere Gartenfläche aus, auf der sich eine Gruppe von Büschen und Bäumen befand.

Wo blieb Berthol nur? Unruhig ging der Prinz in seinem Gemach auf und ab. Auf den ersten Weinpokal folgte ein zweiter – der edle Tropfen war im Gepäck des Prinzen Romin direkt aus den besten Liebfeldischen Keltereien hierher befördert worden. Eines mußte er dem Schwager lassen: Wenn es um Wein ging, ließ er sich auf keine Zugeständnisse ein.

Als er mit dem dritten Weinpokal wieder auf dem Balkon angelangt, starrte Rhuad in den Garten hinaus, in dem er früher immer mit Fion Zwerg-und-Elf gespielt hatte. Sein Blick war schon etwas getrübt und seine Laune nicht mehr die beste, als er unten, im Gebüsch zwischen Palast und Stall, eine schnelle Bewegung wahrnahm. Das Licht der Laternen vom Vorplatz reichte nicht bis dorthin, doch Rhuad vermeinte, Rons Blondschopf erkannt zu haben. Wollte ihn der Knecht aufsuchen? Dem sähe Rhuad mit gemischten Gefühlen entgegen: Einerseits wünschte er sich sehr, sich mit Fion wieder auszusöhnen, damit alles wieder so würde, wie früher, doch war das jetzt andererseits noch möglich, nachdem so viele schreckliche Dinge geschehen waren? Nicht, daß es Rhuad in den Sinn gekommen wäre zu glauben, Fion habe

auch nur mit einer der Leichen etwas zu tun – doch der Knecht hatte sich verändert. Aus dem unbesonnenen Burschen, mit dem man Pferde stehlen konnte, war in den letzten Tagen ein Mann geworden, der den Ernst des Lebens zu spüren bekommen hatte. Besonders dies tat Rhuad leid, denn es war allein seine Schuld, daß Fion das alles passiert war.

Die Gestalt unten im Gebüsch hatte sich einige Herzschläge lang verborgen, als Rhuad nun endlich Berthol aus dem Stall kommen sah. Wie unterschiedlich die beiden waren, der Knecht und der Dichter! Berthol hatte Rhuad in den letzten Tagen davor bewahrt, in allzu düstere Stimmung abzusacken, denn der Cousin – Rhuad wußte nicht, ob nun dritten oder vierten Grades – strahlte eine derartige Ruhe und Freundlichkeit aus, daß man in seiner Gegenwart kaum schlechter Laune sein konnte. Zudem besaßen die Verse Berthols eine Kraft, die etwas in Rhuad zum Schwingen brachte und ihn innehalten ließ.

Am heutigen Tage hatte Berthol seine ehemalige Verlobte, Alvide Rastburger, eine der größten Händlerinnen in Havena, besucht, wie er es immer tat, wenn er von einer Reise heimkehrte. In welcher Beziehung die beiden zueinander standen, vermochte der Prinz nicht zu sagen. Er hatte nur einmal herausgehört, daß man sich nach dem gescheiterten Verlöbnis und einigen Jahren der Anfeindung wieder ver-

söhnt hatte. Wie Berthol sich ausdrückte, hatte er Alvide wirklich geliebt. Ihr Mann war wohl ein so lustiger, munterer Bursche, daß man ihm kaum lange gram sein könnte.

Berthol schritt über das Gras nahe an der Baumgruppe vorbei. Er schwankte ein klein wenig, offensichtlich hatte er einen fröhlichen Abend erlebt. Wo mochte der Knecht nur stecken? Hatte er sich schon ins Haus begeben? Rhuad entsann sich der eifersüchtigen Miene Fions bei Berthols Empfang und freute sich auf die sicherlich amüsante Begegnung, wenn Fion *und* Berthol gleichzeitig an seine Türe klopften.

Genüßlich den Wein mit der Zunge rollend, wartete der Prinz an den Rahmen der Balkontür gelehnt ab. Er sah hinab zu Berthol, der hinaufblickte und mit einer Hand winkte. In diesem Moment schoß eine Gestalt aus dem Gebüsch hervor und warf den erstaunten Dichter mühelos zu Boden. Ein erstickes Keuchen drang zum Fenster der prinzlichen Gemächer hinauf. Nach einigen Augenblicken, die Ewigkeiten zu dauern schienen und während derer Rhuad auf die Szene hinabstarrte und beobachtete, wie der blondschöpfige Mann sich über den am Boden Liegenden beugte, sprang die Gestalt auf und verschwand im Gebüsch. Berthol rührte sich nicht mehr. Rhuad meinte, an seinem Hals einen dunklen Fleck zu erkennen, der sich schnell ausbreitete. Krachend

zerbarst der kristallene Weinpokal auf dem marmornen Boden des Balkons. Zwischen den strahlenden Scherben glitzerten blutrote Tropfen des Weines.

Rhuad eilte zum Zimmer hinaus, durch den Vorraum, die Treppe hinunter. Das konnte nicht sein, das war doch – unmöglich? Daß Fion – wer sonst sollte der Blondschopf gewesen sein – Berthol einfach so hinterrücks ermordete? Vorbei an der Tür zur Hesindenkapelle im Nebenraum stieß er die Seitentüre auf – und blieb wie angewurzelt stehen. Auf dem kleinen grünen Hügel lag Berthol in seinem Blute, das langsam den Boden tränkte. Sein Körper war bedeckt von eng bekritzelten Pergamentseiten.

Rhuad ging näher, er zögerte nahezu, als er plötzlich eine Bewegung an dem Freund wahrnahm und losrannte. Er fiel neben ihm auf die Knie und legte das Ohr auf die bebenden Lippen, während der Sterbende hauchte: »Sag ... sag Alvide ... ich liebe sie.« Dann wurden die Augen Berthols leer und ausdruckslos, sein Körper erschlaffte.

In letzter Verzweiflung legte Rhuad ihm eine Hand auf die Brust, die andere auf die gräßliche Wunde am Hals, deren Blutung langsam versiegte, um den Heilzauber zu wirken, den Meister Elcarna ihn gelehrt hatte. ›Sammle deinen Geist und mache dich bereit. Denn dir mögen Dinge geschehen, denen du nicht gewappnet bist!‹ klangen dessen belehrende Worte in

seinem Geist. Der Prinz schloß die Augen, atmete langsam durch und warf all seine Macht in diesen Heilspruch – der freundliche, schalkhafte Freund durfte noch nicht sterben!

Doch sein Geist wurde in einen rasenden, chaotischen Strudel aus Formen und Farben gezogen, der ihn mitriß, ihn jede Macht über sich selbst, den Zauber, seine Kraft, verlieren ließ und ihn immer tiefer in das entsetzliche Chaos zog. Nichts hatte mehr einen Halt, Rhuad fiel und fiel, schreiend. Weit vor ihm tat sich ein finsterer Schlund auf, auf den er unaufhaltsam zufiel, und er wußte, dort wartete der Tod. Gesichter, Bilder, Erinnerungen flackerten auf, die teilweise nicht seine eigenen, sondern die Berthols sein mußten, diese jugendliche schwarzhaarige Schönheit war sicher Alvide Rastburger. Doch ihr Antlitz verzerrte sich, verschmolz gräßlich mit einem zweiten, dann einem dritten, bis es schließlich jede Menschlichkeit verloren hatte.

Rhuad fiel weiter auf die Schwärze zu und schrie panisch.

»Rhuad!« Wie von Ferne drang eine sanfte und doch verzweifelte Stimme zu ihm vor, dazu schien ein goldenes Leuchten.

»Mutter? Mutter!« versuchte der Prinz zu rufen, denn sie war es. Er fühlte sie ganz nahe an seinem Geist und doch so fern. Doch das Licht blieb fest an

einem Ort, nach dem er sich richten konnte, um umzukehren.

Beständig redete Idra Bennain auf ihren Sohn ein, ihre Stimme war ihm ein zusätzlicher Halt. »Rhuad, hierher! Halte dich an mir fest, du darfst nicht weiter fallen! Nicht in die Dunkelheit, hierher, zum Licht!« In einem fort vernahm der Prinz diese Worte. Und er stemmte sich dem Sog hinab in diese Schwärze entgegen, kämpfte sich mühselig vorwärts, als schwimme er durch Orazalkleber, als müsse er das Laufen erneut lernen, als hielte ihn etwas zurück, zerre an ihm.

Dann stürzte er aus dem Chaos hinaus, blickte einen winzigen Lidschlag lang zurück und sah IHM ins Auge.

Invher fand ihren Bruder Rhuad geborgen in den Armen seiner auf dem Boden knienden Mutter, daneben die Leiche Berthol Heffs. Idra schluchzte, aus ihrer hochgesteckten Frisur hatten sich einige rotblonde Kupfersträhnen und einige graue Locken gelöst, die ihr wirr ins Gesicht hingen, die tränenfeuchten Wangen trockneten gerade.

»Mein Rhuad!« flüsterte sie, als Invher sie beide in den Arm nahm, doch ihr Sohn erwiderte mit zitternder, tränenerstickter Stimme: »Ich wollte ihn doch bloß zurückholen!«

Dann sprang Rhuad wie von Sinnen auf, zerrte sich

aus den Griffen von Mutter und Schwester los und rannte gen Stallgebäude.

Kind des Hasses

»Du Bastard! Du jämmerlicher kleiner Hund! Du Mörder!« Fion fiel vor Schreck die Wurzelbürste aus der Hand, mit der er Siocthas Kruppe bürstete, als Rhuad ihn am Kragen packte und ihn krachend gegen die Rückwand des Verschlages stieß. Der Hengst stieg zornig und hieb die Hufe gegen die Bretter.

»Warum hast du ihn umgebracht? Aus Eifersucht? Aus Haß, aus Neid? Damit du es weißt: Wenn du ihn aus Eifersucht umgebracht hast, war sein Tod umsonst, denn ich habe niemals auch nur einen Finger an ihn gelegt! Sag es mir, ist das der Grund, der dich zum Mörder macht, oder tust du es aus Hingabe?« Rhuad würgte Fion mit den Händen am Hals, drückte ihn weiter gegen die Holzwand und ließ nicht locker. »Rhuad, ich weiß doch nicht – was ist denn bloß geschehen?«

»Du verdammter feiger Lügner! Ich habe dich gesehen, wie du ihn umgebracht hast! Ich hasse dich!«

»Rhuad ...« Fion rang verzweifelt mit dem Prinzen, versuchte, dessen Hände von seinem Hals zu lösen, denn die Luft wurde ihm knapp. Nach einer halben

Ewigkeit, wie es dem Knecht vorkam, ließ Rhuad von ihm ab – Fion fiel nach Luft ringend ins Stroh. Sioctha beäugte die beiden seltsamen Menschen mißtrauisch, wandte sich jedoch wieder seinem Heubüschel zu, da sie ja endlich aufhörten herumzuzappeln.

Rhuad plumpste neben Fion auf die Knie, barg das Gesicht in den Händen. Er selbst war eben noch dem Tode nah gewesen – nur mit Hilfe seiner Mutter war er aus diesem schrecklichen Strudel entkommen. Idra Bennain, von der Rhuad seine Gabe geerbt hatte, war mit einem Hellsichtzauber in seinen Geist und damit in das entsetzliche Chaos eingedrungen, das Rhuad verschlungen hatte. Sie war ihm Anker und Leuchtturm zugleich gewesen, die es ihm ermöglicht hatten, daraus zu entkommen. Doch diesen letzten Augenblick – den Augen-Blick – würde er nie vergessen. Er hatte sich tief in sein Gedächtnis hineingefressen. Das Wissen um den Tod, um *seinen,* Rhuads, Tod, stand in diesem Auge, das Wissen um jedermanns Tod. Der Prinz schauderte.

Ohne Mutter wäre ich jetzt genauso tot wie Berthol, dachte Rhuad erschöpft. Sein Kopf schmerzte noch entsetzlich, Idra hatte ihn eigentlich nicht gehen lassen wollen. Doch er hatte Fion zur Rede stellen *müssen,* war wie von Sinnen gewesen bei dem Gedanken an das, was der Knecht da getan hatte. Jetzt breitete sich eine schreckliche Ruhe in ihm aus. Er preßte die

Hände gegen die pochenden Augen und flehte den Knecht an: »Fion, warum? Warum nur hast du das getan? Du bist doch kein Mörder! Was ist in dich gefahren? Berthol war doch nur ein feiner Kerl, der es wundervoll verstand, Verse zu schmieden. Warum nur?« Tränen rannen ihm zwischen den Fingern durch, dann nahm er die Hände herab und starrte Fion an. »Warum?«

Schwach rappelte sich der Stallknecht auf, tastete seine schmerzende Kehle ab, auch die Stelle, an der noch vor kurzem die Wunden von Antiarnas Zähnen gewesen waren. Er vermeinte nun zu wissen, warum sie ihn nicht gleich getötet hatte.

»Rhuad«, begann er mit rauher Stimme, »bitte sei ruhig und erzähle mir, was geschehen ist! Ich weiß nicht, wann und wie ich deinen Berthol umgebracht haben soll. Ich habe auf dich gewartet, den ganzen Tag, und dann mußte ich die Pferde von der Koppel holen. Ich muß dich genau verpaßt haben! Eben noch war Berthol hier, ich habe sein Pferd abgesattelt und gefüttert, doch den Stall habe ich seitdem nicht mehr verlassen, das *wage* ich im Moment überhaupt nicht, schon gar nicht nachts!«

»Aber – ich habe dich draußen gesehen! Du warst doch eben noch unter den Bäumen gleich hier vorne, auf der Wiese! Du hast Berthol aufgelauert und ihm die Kehle durchgeschnitten!«

Fion sah Rhuad merkwürdig an. »Und du bist sicher, daß ich es war? Könnte es nicht vielmehr ... Dialann gewesen sein?«

Der Prinz stutzte – dann antwortete er leise, so als sei Fion irre: »Fion, Dialann ist tot! Er kann niemanden umbringen! Bei ihm wäre es überdies fast noch schwerer zu verstehen, als bei dir – was ist mit dir?« Bittere Tränen rannen Fions Wangen hinunter, er lehnte sich verzweifelt an Rhuads Brust und flüsterte: »Hör mir zu und unterbrich mich nicht, ja? Und leise, damit Mutter nichts hört. Dialann ist tot – ermordet –, und er ist es doch gewesen!« Er richtete sich wieder auf und starrte Rhuad in die skeptischen dunkelblauen Augen. Dann berichtete Fion dem Prinzen von seinem Ausflug in die Stadt, von der Bettlerin und dem Gespräch mit Aldare und Thalionmel. »Hier ist die Brosche – es ist Antiarnas. Aldare fand sie auf der Jagd nach Mis Mörderin, wie sie dachte – doch ich glaube nicht, daß es Antiarna war. Unterbrich mich nicht, bitte!« schnitt er Rhuads ungläubigen Protest ab. »Antiarna war eine Vampirin! Sie hat mein Blut getrunken. Frage Fianna, nach der ersten Nacht mit ihr hatte ich zwei kleine, runde Wunden am Hals, ungefähr einen Finger weit auseinanderstehend. Ich habe Antiarna getötet – mit diesem Dolch«, er zog die Klinge aus dem Gürtel hinten an der Hose, wo sie unter dem Kittel verborgen gewesen war. Rhuad zuckte

zurück und sah entsetzt zu dem Knecht auf, doch Fion legte die Waffe, ohne dem Prinzen zu nahe zu kommen, zwischen sich und ihn auf das Stroh. Die kleinen Rubinsplitter glitzerten blutrot im Laternenlicht.

»Doch ich glaube jetzt, daß das ein Fehler war. Ich glaube, sie hat mein Blut nur getrunken, weil sie davon lebte und weil sie Kraft brauchte – ich erinnere mich vage daran, daß sie so etwas sagte –, aber sie wollte mich nicht töten. Wäre sie Maegwyns Mörderin, sie hätte mich doch sicher gleich getötet, wie die arme Maeg auch. Es gibt hier noch einen zweiten Vampir, und er ist der weitaus schlimmere. Er hat ... Dialann auch zu einer solchen Kreatur gemacht, und Vater hat Berthol getötet! *Ihn* hast du gesehen, nicht mich.« Jetzt, wo alles gesagt war, zitterte Fion vor Angst und Erschöpfung. Die Ungewißheit, die Furcht, jeden Moment überfallen zu werden, war ihm unerträglich geworden.

Schweigen herrschte im Stall, allein der schwere graue Hengst stampfte mit den Hufen. Aus den anderen Verschlägen drangen die wohligen Geräusche der restlichen Pferde herüber.

»Fion – ist das wahr?« Der Knecht nickte traurig. »Ich wünschte, ich würde lügen! Dann wäre alles gut und Vater – Vater könnte jetzt in aller Ruhe in Hesindes Hain seine Bücher studieren. Rhuad – seine Seele

ist verdammt! Er ist zu einem namenlosen Schrecken geworden, zu einer Bestie! O ihr Götter, warum nur laßt ihr das zu? Was hatte er denn getan?« Jetzt weinte er offen, denn zum ersten Mal hatte er es gewagt, seine Vermutung laut auszusprechen, sie jemandem mitzuteilen. »Fion – wir bekommen das hin. Dialann soll nicht in den Niederhöllen schmoren, das verspreche ich dir. Komm her.« Der Prinz strich dem Knecht die Tränen von den Wangen, nahm ihn in den Arm und tröstete ihn wie ein kleines Kind. »Es tut mir leid, Fion. Das ist alles meine Schuld. Hätte ich mich bei der Sache mit Maegwyn nicht so feige benommen, es wäre alles anders gekommen. Bitte, hasse mich nicht, ja?«

»Ich hasse dich nicht, Rhuad. Das kann ich nicht. Ich dachte, ich könnte es, aber das habe ich mir nur eingeredet. Du bedeutest mir zuviel.« Rhuad nickte, er war froh. »Und du *glaubst* mir, Prinz?« Der Angesprochene nickte wieder. »Ich glaube, auch ich habe niemals wirklich gedacht, daß du ein Mörder bist.« Er lächelte schwach, doch schon wieder fast so charmant wie früher, als er sagte: »Auch ich kann dich nicht hassen.«

»Wir müssen etwas tun, Rhuad, wir müssen sie finden, bevor noch weitere getötet oder zu Vampiren werden! Jede weitere Nacht ist an sie verloren!« Fion beschwor Rhuad geradezu. Doch dieser schüttelte

unglücklich den Kopf. »Berthol ist tot, Fion, und er ist ein Vetter von mir – wenn auch ein entfernter. Ich bin es ihm schuldig, seine Totenwache zu halten. Die anderen würden sich sicherlich sehr wundern, wenn ich es unterließe – ich mochte ihn sehr gern. Morgen abend wird er dann zur Boroninsel gebracht – wenn alles gut geht.« Gemeinsam schwiegen sie. Sie mochten sich nicht ausmalen, was geschehen würde, wenn auch dieser Leichnam verschwände.

Am Tag nach Berthols Tod und nachdem fast alle Mitglieder der Familie Bennain unter Gardebewachung in der Efferdkapelle die Totenwache gehalten hatten – als nächste Anverwandte, denn Berthols Mutter Truline war schon Jahre zuvor gestorben –, wurde der tatsächlich noch vorhandene Leichnam am Abend darauf vorbereitet, zur Boroninsel gebracht zu werden, wo man ihn begraben oder auf einem Floß auf dem Meer verbrennen würde. Die Reiche von Efferd und Boron liegen nahe beieinander, hier in Albernia, und so war es denn auch Niamh Flutseherin gewesen, die die Abschiedszeremonie am Morgen vollzogen hatte, wie es am Königshofe Brauch war.

Am Abend verkleidete Fion den Leiterwagen mit schwarzen Stoffbahnen und dem Wappen der Bennains und spannte die zwei Rappen *Cronu* und *Labann* davor, die mit prachtvollem schwarzem, silber-

beschlagenem Geschirr gezäumt waren. Dann trug er mit Coír den in schwarze Tücher gehüllten Leichnam auf der Bahre zu dem Gefährt, wo Niamh Flutseherin bereits wartete.

Fion spürte die angsterfüllten Blicke des restlichen Gesindes auf sich ruhen und dankte Coír dafür, daß er *ihn* für diese Aufgabe ausgewählt hatte. So sahen die anderen vielleicht, daß man ihn von königlicher Seite der Verbrechen nicht beschuldigte.

Doch die Augen wurden nur mißtrauischer, die Bögen, die man um ihn schlug, größer. Yantur verbreitete häßliche Geschichten darüber, wie Fion angeblich den eigenen Vater und den Nebenbuhler umgebracht hatte und die Königsfamilie zusah und nichts unternahm. Natürlich sagte er das niemals derart deutlich, daß man ihn dafür belangen konnte – Andeutungen hier, dort eine fallengelassene Bemerkung, und die abergläubischen Geister zogen ihre Schlüsse und munkelten und klatschten darüber.

Sláthach, die Waschfrau, war dabei die erste, die auf den Gedanken gekommen war, Fion könnte ein *Kind der Finsternis*, ein Vampir sein. Uralte Geschichten wurden wieder ausgegraben und neuerzählt, immer mit einem bedeutsamen Blick gen Stallgebäude, dem schnell eine schützende, auf die Stirn gezeichnete Efferdwelle folgte. Namen wurden genannt – man sprach von Merisa Nokin, die von einem bor-

nischen Vampirjäger namens Ludovigo van Hellsingen vernichtet worden sein sollte und die lange unentdeckt ihr verderbtes Treiben in der Stadt geführt hatte.

Von den *Drei Raben* flüsterte man hinter vorgehaltener Hand, der angeblich unsterblichen Hexe Athina mit ihrem Hexenraben und Tenebrael, einem uralten Vampir aus Vinsalt, und von Lucianus aus Grangor, einer wahren Schreckenskreatur ...

Man grub all die alten Legenden und Geschichten aus, verglich sie mit der Realität und wies dann mit einem »siehst du?« und einem flüchtigen Nicken auf den schnell vorbeigehenden Stallknecht, der es vermied, den Blicken der anderen zu begegnen. Daß Fion auch tagsüber und dem Praiosrad ausgesetzt arbeitete, das alles Unheilige strafte, daß er gestern in der hellen Mittagssonne wie die anderen auf dem Hof gestanden hatte, übersah man entweder oder bekam es gar nicht mit, denn der Knecht zeigte sich der Dienerschaft nur noch selten, er ertrug diese Ausgrenzung nicht länger.

»Fianna!« Fion winkte der Magd zu, die mit einem großen Bastkorb beladen auf das Gardehaus zuschritt. Zwei, drei Schritt noch ging sie weiter, als hätte sie nichts gehört, dann wandte sie sich ihm mit einem abwesenden Lächeln zu.

»Fion! Geht es dir gut?«

»Ja, Fianna, danke. Aber du siehst müde aus. Bist du krank?«

Die Magd sah Fion fragend an. »Nein, Fion. Mir geht es gut. Nur ein wenig müde!« Sie lächelte schwach. »Ich muß weiter!«

Der Knecht sah der Freundin stirnrunzelnd hinterher. Fianna sollte sich mehr Ruhe gönnen, mehr schlafen. Sie nahm sich das alles zu sehr zu Herzen! Oder mied sie ihn nun genau wie die anderen Bediensteten? Er sah der Magd hinterher und wunderte sich kurz, denn sie hielt an der Ecke des hell erleuchteten Platzes noch einmal inne und streichelte einen Hund, einen wolfsähnlichen grauschwarzen Köter, den Fion hier noch niemals gesehen hatte. Wie ein zahmes Lämmchen ließ er sich von Fianna Kopf und Nacken kraulen, und als das Mädchen weiterging, sprang auch der Hund wieder auf. Fast schien es Fion, als blicke er genau *ihn* an, doch dann verschwand das seltsame Tier ebenfalls um die Ecke des Palastes.

»Fion«, ermahnte Coír ihn, »wir können los!« Der Knecht schüttelte beunruhigt den Kopf, nickte dann, ergriff die Leinen der Pferde und führte sie über den knirschenden weißen Kies zum Haupttor. Die Oberhofgeweihte Niamh ging ihm voran, Coír, dazu Maire und Efferdwin von der Königlichen Garde folgten dem Zug.

Das Gefährt ratterte hinaus auf den Halplatz, wo

unter der grellen Beleuchtung der Laternen am Praiostempel wieder einmal eine Menschenmenge um einige Angeprangerte herumstand, die offensichtlich auch die Nacht am Schandpfahl verbringen mußten. Unangenehme Erinnerungen erwachten in Fion. Er fröstelte im frischen, böenartig peitschenden Wind vom Meer der Sieben Winde, der die salzige Botschaft von Freiheit und Weite mit sich trug. Rechts und links traten die Bürger Havenas beiseite und säumten die Straßen, um dem traurigen Gefährt mit dem Wappen der Bennains ihren Respekt zu zollen: Boron hielt Einzug in ihrer Mitte, immer wieder, und sie zogen ihre Hüte vor ihm und senkten die Blicke. War der Zug vorbei, füllten sich die Straßen und man tat, als sei nichts gewesen, lebte, arbeitete und feierte, ohne auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden, daß der Alte, der Gierige, der Endgültige auch die eigene Seele fordern könnte.

Niamh führte den Zug an Travia- und Rondrahaus vorbei auf die Brückstraße, durch den schnurgeraden Nalleshofer Düstergraben hindurch zum Hafen, wo, einer schwarzen, lauernden Spinne gleich, die Boroninsel inmitten des nächtlichen Beckens dunkel, unbeleuchtet und nebelumhangen lag. Groß und unheimlich ragte der monumentale Tempelbau darauf auf, Relikt einer längst vergessenen Zeit.

Hier hielt die kleine Prozession inne, und die Ef-

ferdgeweihte schritt auf den menschenleeren schwarzen Steg hinaus, an dem auch kein Boot lag und wo sie an dem schwarzen Mast eigenhändig das Boronsbanner hißte.

Der Wind brauste nun direkt von der Unterstadt her und ließ das schwarze Banner laut und hart knattern. Schweigend standen die Geweihten, die beiden Bediensteten und die Gardisten und warteten, bis sich eine schwarze Boronsbarke vom Ufer der nebelumhüllten Boroninsel löste und langsam, wie von Geisterhand gesteuert, auf den Steg zuhielt. In ihrem Bug stand eine schwarzgewandete Gestalt, aufrecht und unbewegt, die sich aus den Nebeln löste, bis eine Frau, wohl eine Priesterin, sichtbar wurde.

Das Gefährt glitt näher und näher, bis es endlich mit einem leisen, dumpfen Schlag an den Steg anstieß. Nun stellte sich heraus, daß die Barke keineswegs aus eigener Kraft hergetrieben war. Zwei weitere Priester stiegen heraus und folgten der Oberpriesterin auf den düsteren Steg, an dem kein anderes Boot als dieses jemals anlegte. Die Efferdgeweihte trat auf die drei Boroni zu, verbeugte sich kurz und erhob dann die Stimme: »Dienerin des Raben, dir möchte ich anvertrauen die sterbliche Hülle dieses Mannes, der jüngst verstarb. Sein Name war Berthol Heff-Bennain.«

Schwarze Augen glühten wie düstere Kohlen in

dem blassen Gesicht, umrahmt von ebenfalls schwarzem Haar. Ihr voller und üppiger roter Mund war zu einer strengen Linie verzogen, ihr Gesicht drückte Ernst und Düsternis aus.

Leise und doch vernehmbar erwiderte sie der Efferdgeweihten: »Sein Name ist nicht wichtig. Vor dem Dunklen Herrn trägt niemand einen Namen.« Ihre beiden Brüder schritten auf den Karren zu, ergriffen je zwei Zipfel des wappenbestickten Tuches und trugen den Leichnam darauf in die Barke.

Fion zitterte, Schrecken hatte sich seiner bemächtigt, er fühlte die Gegenwart der Boroni fast als körperlichen Schmerz. Eine unsichtbare Last drückte seinen Kopf herunter, so daß er zu Boden sah, doch als greife eine ebensowenig sichtbare Hand unter sein Kinn und hebe es an, sah Fion nun wieder auf. Er blickte der Priesterin in die Augen. So ernst und dunkel schien ihr Gesicht, daß Fion sie anflehen wollte, doch einmal zu lächeln, diese Strenge abzustreifen und Fröhlichkeit auszustrahlen, denn das Gesicht der Boroni war schön. Doch ihr Blick blieb kalt und hart, kein Lächeln erhellte ihr trauriges Antlitz.

Fion schien es, als warte die Frau auf etwas, sie sah ihn an, musterte ihn. Die schmalen schwarzen Brauen hoben sich ein wenig, dieses Mienenspiel zauberte eine Überlegenheit auf ihre Züge, in der das Wissen um die eigene Macht geschrieben stand, das In-sich-

ruhen des Mächtigeren. Dann wandte sie sich um, schritt hinter ihren Brüdern her zu der Barke. Ihr letzter Blick, den sie zum Ufer sandte, galt Fion, wie ein Gruß, eine Aufforderung. Doch der Knecht bewegte keinen Finger, er konnte es nicht.

Als die Boronsbarke wieder in die von den Windböen zerfransten Nebelschwaden eintauchte und gen Boroninsel verschwand, schien es, als habe jemand ruckartig den Schleier der Bedrücktheit und des Schweigens von der Prozession gezogen: Die Männer und Frauen atmeten, wie auf ein geheimes Zeichen, auf.

Dann setzte sich der kleine Zug still in Richtung Palast in Bewegung.

»Fion, was ist mit dir?« Rhuad strich dem Geliebten zärtlich die vorwitzige helle Strähne aus dem Gesicht.

Der Knecht schüttelte, als erwache er aus einem Traum, den Kopf. »Die Boroni vorhin – sie hat mich so seltsam angeschaut. Als ... wüßte sie etwas von mir. Ich glaube, sie weiß, daß ich Antiarna getötet habe. Ist das möglich?«

»Vielleicht. Vielleicht bildest du dir das aber nur ein, weil dein Gewissen sich nicht sicher ist, ob du das Richtige getan hast. Du solltest darüber nicht soviel nachdenken, Fion. Es ist geschehen, und du kannst es nicht wieder rückgängig machen.« Der

Prinz ließ sich wieder auf der Chaiselongue nieder und teilte Rotwein gleichmäßig auf zwei Kristallpokale auf. Einen hielt er Fion hin, der auf dem Polstersessel auf der anderen Seite des flachen, länglichen Tisches mit den geschwungenen Beinen saß, den zweiten führte er selbst an den Mund.

Rhuads Gemächer waren ungleich prachtvoller als selbst Dialanns, ausgestattet mit vielarmigen silbernen Kerzenhaltern, Gebäcktellern des gleichen Metalls, samtenen Wandvorhängen in Grau- und Blautönen, erlesenen alten Möbelstücken, Gemälden mit meist rahjagefälligen Motiven – der junge Prinz liebte den Überfluß.

»Vampire ertragen kein Sonnenlicht, sie sind unheilige Kreaturen und können deshalb keine zwölfgöttlichen Tempel betreten und nur mit geweihten oder magischen Waffen verletzt werden. Man kann ...«

»Wirklich? Aber ich habe Antiarna doch mit meinem Dolch töten können!« unterbrach Fion Rhuad. Er zog die Waffe aus dem Gürtel und legte ihn vorsichtig auf die Alabasterplatte des niedrigen Tisches. Der Prinz beugte sich darüber, betrachtete die glitzernden Rubinsplitter, die aufgerissenen Löwinnenmäuler an den Knäufen, das Wappen des Schwertkönigs im Griff. »Sagte Raidri nicht, er habe damit im rondragefälligen Zweikampf eine Löwin besiegt? Vielleicht

liegt ja der Segen der Göttin auf dieser Waffe. Oder ihr wohnt Magie inne. Eigentlich ist es ziemlich egal, solange wir wissen, daß sie gegen Vampire wirkt! Trage sie immer bei dir!« Rhuad nippte an seinem Wein. »Das ist besser für dich!«

»Schlafen Vampire nicht am Tag? In Grüften? Wo kann ... Dialann sich dann nur verstecken?« Fion ließ den Wein unangetastet und ging nun unruhig auf und ab.

»Man sagt, es gäbe geheime Gänge unter dem Palast. Einige davon sollen sogar aus der Stadt herausführen, andere verlaufen von einem Raum zum nächsten. Vielleicht gibt es auch Kellergewölbe, in denen sich lichtscheue Geschöpfe wie zu Hause fühlen. Vater ließ mal eine solche Andeutung fallen ... ich glaube es ging um den damaligen Hofalchimisten, Archon Megalon. Er soll bei einem Experiment ums Leben gekommen sein, das den ganzen Ostflügel ausgebrannt hat.«

»Rhuad ... ich glaube, ich kann Dialann nicht töten. Ich ... er ist doch mein Vater, egal, zu was man ihn gemacht hat! Travia wird mich verfluchen! Oder ... der Dunkle Gott.«

Rhuad sprang nun auch auf und legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Ich werde das für dich tun, hm? Ich kann mit der Waffe ein wenig umgehen, und mein Florett ist auch von Magie durchwirkt. Ich kann das verstehen, aber ... er ist nicht mehr dein Vater, Fi-

on. Er ist eine seelenlose, mordende Kreatur des Namenlosen, wie es scheint. Wir können froh sein, wenn heute nacht nichts Schlimmes geschieht!« Fion nickte, ihm war unheimlich zumute. Wie konnte er seinem Vater ins Gesicht sehen und ihn gleichzeitig ein namenloses Wesen nennen? »Tu dies bitte für mich. Ich glaube, ich ließe mich eher umbringen, als ihn zu töten.« Fion ließ sich wieder in den Sessel fallen. Der Prinz nickte. »Gut. Aber zunächst müssen wir herausfinden, wo er sich aufhält, und vor allem, wer ihn zu dem gemacht hat, was er ist. Vielleicht ist es ja Dhaman – der frühstückt auch immer erst zum Abendessen. Oder Bard, der scharfe Hund. Der hat manchmal Anwandlungen, daß man sich wundert. Es müßte ja wohl jemand aus dem Schloß sein, oder?«

»Ja, ich denke schon. Auch wenn ...«, der Knecht stockte. »Ich habe den Vampir schon gesehen«, stieß er dann hervor.

»Was? Hat er dich auch gesehen? Sprich, wer ist es!« Rhuad setzte sich zu Fion neben den Polstersessel und schüttelte ihn an den Schultern. »Ich habe ihn gesehen, aber nicht erkannt. Er kämpfte mit Antiarna um die Bettlerin, die Kleine, ich habe dir von ihr erzählt! O ihr Götter, Antiarna wollte sie *beschützen!* Und ich habe sie dafür getötet! Was habe ich getan?«

»Dein Leben gerettet. Aber – hat er *dich* gesehen?« fragte Rhuad leise.

»Ich weiß nicht. Ja, vielleicht! Es war so dunkel. Können Vampire im Dunkeln sehen?«

»Vermutlich, es sind schließlich Nachtkreaturen. Das wäre ja, als könnten Maulwurf oder Fledermaus nicht im Dunkeln sehen!«

»Ich habe alles falsch gemacht!« wimmerte Fion leise und stürzte dann hastig den Wein herunter. »Wir werden es wiedergutmachen. Nun laß uns überlegen: Bard hat mit seinen Leuten alles durchsucht, das Gesindehaus, den Stall dreimal, das Wachhaus, den Bergfried, den Palast – sogar Mutters Pflanzen hat er durchstöbert. Wo also kann sich ein Vampir noch versteckt halten?«

Der Prinz wanderte in dem Raum auf und ab. Fion dachte fieberhaft mit, von seiner schrecklichen Vermutung noch immer bestürzt. »Geheimgänge sind eigentlich nicht schlecht«, sagte er dann vage. »Dort ist es immer dunkel, zudem sind sie *geheim*, man benutzt sie kaum. Aber wenn man sie doch durchsucht hat ...«

»Vielleicht durchsuchen wir noch einmal Dialanns Zimmer und gehen dann in die Geheimgänge und schauen nach, ob man dort etwas übersehen hat. Komm!«

»Jetzt gleich? Aber es ist doch Nacht!« Fion sprang auf.

»Willst du darauf warten, daß ein neuerlicher To-

desschrei uns verkündet, daß wir *eher* hätten aufbrechen sollen?« fragte Rhuad übermütig und griff zu einer Laterne, doch Fion zögerte weiterhin. »Dort unten kennen wir uns nicht aus, Rhuad. Das ist gefährlich.«

»Du hast deinen Dolch, ich mein Florett hier. Was soll uns schon geschehen? Also komm schon, du Schwarzseher!«

»Rhuad! Wir werden nicht da hinunter gehen, zumindest nicht, solange es Nacht ist! Laß es uns morgen am Tag tun, wenn sie schlafen! Das ist doch Selbstmord!«

»Wenn du meinst! Ich hoffe nur, daß heute nacht nichts geschieht, so daß wir es morgen bereuen, gewartet zu haben!«

Fion nickte erleichtert. »Dann sehe ich mal zu, daß ich unversehrt zum Stall komme. Bis morgen, Prinz!«

»Paß auf dich auf, Fion. Und, Fion?« Der Knecht hielt auf der Türschwelle noch einmal inne und drehte sich um, direkt in Rhuads Arme. Der Prinz küßte ihn innig, und als er sich von ihm löste, sagte er: »Das wollte ich dir schon die ganze Zeit sagen.«

Trotz der Freude über die Versöhnung mit Rhuad machte sich Fion mit vor Angst klopfendem Herzen auf den Weg zum Stall zurück, immer fürchtend, in den Schatten lauere Dialann oder sein unheiliger Schöpfer. Den Dolch trug er jetzt unter dem Kittel an

der linken Seite im Gürtel, mit dem Daumen betastete er den Griff nervös durch das Leinen hindurch.

Maire und Efferdwin bogen mit einer Sturmlaterne vom Vorplatz um die Palastecke und verhielten ihren Schritt, als Fion aus dem Seiteneingang des Palastes trat und die Tür hinter sich schloß.

»Halt, im Namen des Königs! Wer da?« rief Efferdwin ihn an.

»Ich bin's, Fion!«

»Bleib, wo du bist, Fion«, sagte nun Maire, und die beiden Gardisten näherten sich mit der Lampe. Als das Gesicht des Knechtes von dem Lichtkegel beschienen wurde, hielt Efferdwin ihm einen Gegenstand entgegen.

»Hier! Küsse das!«

Maire schnaubte abfällig und fuhr den Mann an: »Du glaubst doch diese Lügengeschichten abergläubischer Waschweiber nicht etwa, oder? Fion ist genausowenig ein Vampir wie du!«

Mittlerweile hatte Fion Gelegenheit, den Gegenstand näher zu betrachten: Es war ein efferdheiliges Delphinamulett. Ohne zu zögern nahm und küßte er es und gab es Efferdwin mit den Worten zurück: »Ein Kleinod der Heiligen Zwölfe küsse ich natürlich, Efferdwin. Habt ihr Streife?«

»Ja. Die Wachen wurden verdoppelt, zudem müssen wir uns stündlich zurückmelden. Oberst Chean-

nard möchte nicht, daß noch mehr passiert. Der König soll sehr aufgebracht sein!« antwortete Maire. Fion nickte, das konnte er sich gut vorstellen. Die Ereignisse der letzten Wochen mußten den Monarchen entsetzt haben.

»Am besten schließt du die Stalltür fest hinter dir und öffnest sie erst wieder, wenn der Morgen graut! Kommst du vom Prinzen?«

Der Stallknecht nickte.

»Gut, dann mach, daß du rüberkommst. Bard Cheannard hat des Nachts eine Ausgangssperre für das Gesinde verhängt. Zudem müssen wir ihm melden, daß wir dir begegnet sind.«

»Ist mir recht. Mach's gut, Maire, paß auf dich auf! Und grüße Giall von mir!«

»Sie fragt nach dir. Besuche uns doch mal, ja?«

»Mach' ich gerne, Maire. Haltet die Augen offen!«

Hastig huschte Fion zum Stall, öffnete die Türe und verriegelte sie hinter sich. Galahans Schnauben begrüßte ihn – der Hengst freute sich immer, wenn er kam. Die Schatten beunruhigten den Knecht, und da aus Cailyns Kammer noch Licht hervordrang, griff er sich eine Laterne von einem Holzpfeiler und ging hinüber, um sie zu entzünden. Als Fion die Stiege erklomm, hörte er leises Schluchzen aus dem Raum – sollte er seine Mutter jetzt wegen einer Laterne stören? Vielleicht wollte sie seinen Trost nicht und

schickte ihn fort? Feuchtigkeit tropfte ihm durch die Ritze der Luke hindurch auf das Auge, er tastete mit dem Finger danach und schmeckte – es war Blut!

Fion warf die Lukenklappe zu der Kammer mit der Schulter auf, hastete hoch und setzte die Lampe ab. Dann fiel er neben seiner Mutter auf die Knie, die auf dem Boden lag und aus beiden Handgelenken blutete. »Mutter!« Er ergriff vorsichtig eine Hand, hob sie an und erkannte den tiefen Schnitt, Cailyn war blaß und stöhnte kraftlos.

Schnell sprang Fion auf, kramte in einer Truhe nach der Einbeerensalbe und trug sie vorsichtig auf die Wunden auf – fast umgehend versiegte der Blutstrom, die Wunde verschorfte. Dann hob er die inzwischen bewußtlose Cailyn auf ihr Lager, deckte sie mit mehreren Decken zu und machte sich wie besessen daran, das bereits angetrocknete Blut fortzuwaschen, indem er das Wasser aus der Waschschüssel darübergoß und mit einem Lappen nachschrubbte. Bei jeder kraftvollen Wischbewegung nagte sich die Frage schmerzhafter in seinen Geist: Bin ich schuld? Hat sie das meinetwegen getan? Wegen der Vergewaltigung, die passiert ist, weil ich zu Maegwyns Vorwürfen geschwiegen habe? Wegen Dialanns Tod? Ich habe mich nicht genug um sie gekümmert, habe sie in ihrem Schmerz zurückgelassen, weil ich meinen eigenen in der Jagd nach dem Urheber dieser

Schrecknisse ertränken wollte! Die Tränen flossen ihm wieder einmal schnell über die Wangen, das Gefühl, daß alles, alles seine Schuld war, ergriff Besitz von ihm ...

Als die Arbeit beendet war, setzte er sich zu Cailyn auf das Lager, strich ihre wilden roten Locken zurück und überprüfte das Pochen des Blutes an ihrer Halsader. Dann schmiegte er sich neben sie, um sie mit seinem Körper zu wärmen.

Stunden später erwachte Fion und bemerkte, daß auch Cailyn nicht mehr schlief – ihre grünen Augen sahen starr gegen die Kammerdecke.

»Mutter«, flüsterte er, als er sich über sie beugte. Ihre Wimpern zuckten. »Geht es dir besser?« Sie schloß die Augen, Tränen drangen unter den geschlossenen Lidern hervor.

»Ich verspreche auch, Mutter, mich mehr um dich zu kümmern, für dich da zu sein, jetzt wo ... wir allein sind. Dialann hätte das doch nicht gewollt!«

Sie schüttelte langsam den Kopf, noch immer weinend und erwiderte mit schrecklich gleichgültiger Stimme: »Das hätte er auch nicht gewollt!« Ihre Hand schob sich kraftlos unter den Decken hervor, ergriff die ihres Sohnes und schob sie darunter, auf ihren Bauch. Ihre Stimme brach und sie weinte wieder, als sie sagte: »Ich erwarte ein Kind.«

Fion brauchte einige Augenblicke, um ihre Ab-

scheu zu begreifen: Das Kind war nicht von Dialann, worüber sie hätte glücklich sein können, sondern von *Bard* ... Ein Kind des Hasses. Schnell umarmte er die Mutter und strich ihr vorsichtig über den Kopf. Ein Kind, in ihrem Alter ... Sie ging doch schon auf die vierzig zu, da war es sehr gefährlich zu gebären ...

»Mutter, das ist schlimm, es ... es tut mir so leid, es ist doch alles meine Schuld. Aber – die Götter werden es schon in Ordnung bringen! Wenn du dich selbst tötest, dann ... entziehst du dich ihrem Urteil, und das geht doch nicht! Ich liebe dich, Mutter.« Sein Herz floß über vor Mitleid und Schmerz. »Bitte, du mußt leben! Und dein Kind ja vielleicht auch, was wissen *wir* denn schon von der Zukunft?«

Cailyn weinte nicht mehr, die Tränen trockneten in ihren erstaunten, fast lächelnden Augen. »Du hörst dich an wie Dialann!« flüsterte sie dann und schloß ihren Sohn fest in die Arme.

Die letzte Nacht

Prinz Rhuad hielt sich nicht an die Verabredung, Fion gegen Mittag im Stall abzuholen. Talann überbrachte dem Knecht statt dessen am Nachmittag die hastig hingekritzelte Botschaft, seine Schwester Invher ahne etwas und halte ihn unter dem Vorwand zurück, ihn in die Staatsgeschäfte Albernias einweihen zu wollen, damit er als zweiter in der Rangfolge auf den Albernischen Thron nicht völlig unwissend dastehe. Das sei bei ihrem Vater auf große Zustimmung gestoßen, so daß er unmöglich kommen könne. Er würde ihn aufsuchen, sobald es ihm möglich sei. Fion solle aber nicht ohne ihn gehen.

Das wäre dem Knecht niemals eingefallen, doch er wußte, daß so ein weiterer Tag und eine Nacht an den Feind verloren waren, daß sie sehr bald handeln mußten ... Die Zeit drängte. Efferd gedankt war diese Nacht nichts geschehen.

Nebenbei hatte Fion selbst auch genug Arbeit zu erledigen, denn die zwanzig Pferde mußten versorgt werden, seine Mutter hatte er ins Bett befohlen, als sie

auch nur Anstalten gemacht hatte, sich zu erheben – sie war noch schwach.

So verging der Mittag, der Nachmittag folgte, und bald schon zog die Abenddämmerung herauf. Seit einigen Tagen hatte Fianna ihre Besuche bei Fion eingestellt, er hatte sie vorhin kurz gesehen, als sie gegen Mittag die Anweisung des Königs brachte, Sioctha zu satteln. Heute hatte sie noch kränker ausgesehen als gestern, Fion machte sich Sorgen um sie – auch sie hatte er vernachlässigt, er mußte sich dringend um sie kümmern. Doch zunächst wollte er für sich und seine Mutter das Abendessen in der Gesindeküche abholen. Er aß seit dem Zwischenfall mit Yantur nicht mehr im Speisesaal.

Der Vorplatz des Palastes lag im lichten Abendrot, als Fion zum Gesindehaus hinüberhastete. Die Waschfrau Sláthach und Luan, der alte Gärtner, beäugten ihn mißtrauisch, als sie ins Haus gingen, aus dem Fianna gerade herauskam.

»Fianna, wie schön dich zu sehen, wie geht es dir?«

»Gut, Fion«, das Mädchen wollte schon weitergehen, doch Fion hielt sie am Arm zurück.

»Fianna, es tut mir leid, ich habe mich nicht viel um dich gekümmert, in den letzten Tagen, aber ...«

»Fion, laß mich los, ich muß gehen!« Die Magd sträubte sich gegen Fions Griff.

Der Knecht musterte sie, ihr Gesicht war schreck-

lich bleich mit dunklen Schatten unter den Augen. »Wohin willst du denn gehen?« Ihm kam ein schrecklicher Verdacht.

»Zu Dhaman. Dhaman will mit mir ins *Esche und Kork*.«

»Dhaman ui Mharfad? Der Edle? Warum will der mit dir in die *Esche?*«

»Das geht dich gar nichts an, Fion. Laß mich los!«

Doch Fion dachte nicht daran, er faßte ihren Arm höher und zog sie aus dem Eingangsbereich des Gesindehauses fort. Gleichzeitig versuchte er durch den Ärmelstoff nach der pulsierenden Ader zwischen den Muskeln am Oberarm zu spüren, doch das gelang ihm nicht. So versuchte er, ihren Puls am Handgelenk zu ertasten – er pochte tatsächlich. Er griff zu ihrem Halstuch und band es ab, legte ihren Hals frei.

»Fion, was fällt dir ein, laß mich los oder ich schreie!«

An ihrem weißen Hals, eben noch von dem Tuch verdeckt, saßen zwei runde kleine Wunden, etwa einen Finger weit auseinander, die Kanten weiß und ausgefranst.

Durch Fiannas Protest aufmerksam geworden, blieben Tionnlaic und Gan, zwei der Heizer, in einigen Schritt Entfernung stehen und beobachteten das Geschehen.

Fianna griff sich das Tuch zurück und schlang es

sich wieder um den Hals. »Das ist nichts. Es tut gar nicht weh!«

Genau diese Worte hatte Fion selbst gebraucht, als Fianna ihn auf die Wunden an *seinem* Hals angesprochen hatte, die Antiarna ihm zugefügt hatte.

Fion schluckte. »Du wirst heute nirgends hingehen, Fianna!« sagte er mit gedämpfter Stimme. Noch war es nicht zu spät, sie war am Leben, und wenn man die Kreatur fände, die das getan hatte ... Fion betete zu Travia, daß es nicht sein Vater gewesen war.

»Warum nicht? Das geht dich gar nichts an. Ich gehe, wohin ich will. Du hast deinen Prinzen, da werde ich doch wohl mit einem Edlen in die Stadt gehen dürfen! Dhaman möchte mit mir ins *Esche und Kork!*« Fiannas Stimme klang scharf und hart.

Was war los mit ihr? Stand sie unter einem Zauber? Rhuads Worte fielen ihm ein: ›Vielleicht ist es Dhaman, der frühstückt auch immer zum Abendessen‹ und Dialanns: ›Genau wie Dhaman kommt Antiarna immer erst gegen Nachmittag zum Speisen herunter‹.

... Dhaman, der Unauffällige, der sich niemals in den Vordergrund drängte, andere Leute für sich handeln ließ ... Der stahlharte Griff fiel ihm ein, mit dem der Edle ihn im Stall festgehalten hatte, als Bard Cailyn, um *ihn* zu bestrafen, seine Mutter mißbrauchte. Die Szene vor den Palasttüren kam ihm in den Sinn, als Dhaman und Antiarna sich – wie hatte Dialann es

ausgedrückt? – *wie Hund und Katze* umschlichen hatten. Dhaman war in der *Esche* gewesen, in der Nacht, in der Mi gestorben war. Kürzlich hatte er Fianna hofiert – da war sie noch weggelaufen. Nun trug sie die Male von Vampirzähnen am Hals und verteidigte sich vehement, mit Dhaman in die Stadt zu gehen ...

Dhaman.

Er mußte Rhuad Bescheid geben, Invher warnen, er mußte sie sprechen, bevor es Nacht wurde!

Fianna riß sich aus seinem Griff los und rannte mit fliegendem Haar ins Haus hinein, Fion, noch verdutzt, eilte ihr hinterher. »Fianna, nein! Komm sofort ...«

Fion rannte in Gan und Tionnlaic hinein, fühlte sich von kräftigen Armen gepackt, und Schmerz explodierte in seinem Gesicht – er schmeckte Blut.

»Halte ihn fest, Gan! Jetzt ist er hinter Fianna her! Dem werden wir es zeigen!« Als Fion zu Boden fiel, folgten harte Tritte in Magen und Brust, der Stallknecht hustete Blut, dann verlor er das Bewußtsein.

Als er stöhnend wieder zu sich kam, schleppten ihn die beiden Bediensteten zum Wachhaus. Das Gesicht Bard Cheannards grinste ihn hämisch an, der Oberst gab ihm eine schmerzende Ohrfeige und zog den Kopf am Haar hoch. »Das wollte ich schon seit Wochen tun, Knecht! Hier, sperrt ihn in die Zelle, bis er wieder zu sich kommt!«

Der Aufprall auf dem strohbedeckten Boden raubte Fion erneut das Bewußtsein.

Als er erwachte, schmerzte sein ganzer Körper. Einen Moment lang sah er sich um, versuchte zu ergründen, wo er war, bis die Erinnerung zurückkehrte: Dhaman!

Mühselig raffte er sich auf und sah sich um: Mauern und eine feste Eichentüre umgaben ihn, oben in der einen Wand führte eine Fensteröffnung zum Hof hinauf: Er saß in der Arrestzelle des Wachhauses, zum dritten Mal nun in den vergangenen zwei Wochen. Von oben drang goldrotes Licht durch die Öffnung hinein, und Fion wankte auf unsicheren Füßen hinüber: Das rote Licht der untergehenden Abendsonne flutete hinein, und der Fürstenpalast Havenas erlebte am 18. Boron einen der prachtvollsten Sonnenuntergänge des gesamten Jahres 26 Hal.

Mit aller Kraft warf sich Fion gegen die schwere Eichentür seines Gefängnisses, doch die zitterte nur leicht. Er rieb sich die schmerzende Schulter und brüllte zum wohl hundertsten Male: »Laßt mich hier raus! Ihr Toren!« Dabei trat er mit den Fäusten auf das Holz ein, warf sich wieder und wieder dagegen, fluchend, schimpfend, brüllend, bis die Nacht hereinbrach und er kraftlos an der Tür zu Boden glitt. Es war zu spät, zu spät. Was auch immer Dhaman vor-

hatte, er würde es *heute nacht* tun, jetzt, wo Fion Bescheid wußte, denn Fianna würde ihm das in ihrer Unwissenheit sicherlich mitteilen.

Dunkelheit lag über dem Palasthof, durchbrochen allein von dem Knirschen schwerer Stiefel auf dem Kies, wenn eine Wachstreife ihre Runde ging. Aus den butzengläsernen Fenstern der Edlen hingegen schien goldenes Licht, Laternenschein wanderte unstet über den Hof, die Wachtürme waren erleuchtet ...

Fion flog kopfüber aus der Tür des Wachhauses hinaus, überschlug sich noch zwei-, dreimal, bis er liegenblieb. Bard spie noch aus der Tür hinaus und rief dem Knecht hinterher: »Sonst kommen gleich noch ein Prinz und eine Prinzessin gelaufen und wollen ihr Spielzeug wiederhaben!« Aus dem Wachraum antwortete ihm Gelächter.

Als die Tür zuschlug, rappelte Fion sich mühsam auf, die Lunge schmerzte, doch es würde gehen. Er mußte Rhuad finden, wenn es nicht schon zu spät war! Arme Fianna, hoffentlich hatte Dhaman ihr noch nichts Schlimmeres angetan ... Glücklicherweise besaß er den Dolch noch, er hatte ihn nicht verloren, als die beiden Heizer ihn verprügelten ... Diese beiden Narren wußten ja nicht, was sie getan hatten. Statt Fianna zu retten, hatten sie sie vielleicht verdammt.

Er rannte zum Palast, als er einen Schrei hörte, der ihm das Blut in den Adern gefrieren ließ: Cailyn, sei-

ne Mutter! Fion zögerte nicht, wechselte die Richtung und lief, wie von Dämonen gehetzt, auf den Stall zu. Er riß die Türe auf und rannte die Stiege zu Cailyns Kammer hinauf, deren Luke offen war.

Cailyn stand mit aufgerissenen Augen mit dem Rücken zur Wand, sie blutete unterhalb des Halses aus einer wie von Krallen geschlagenen Wunde. Gerade stürzte sich Dialann, der Fion den Rücken zugewandt hatte, auf sie, doch sie schrie nicht, sondern wimmerte: »Fion! Fion ...« Die einstmals so stolzen Augen schienen leer und dunkel vor Angst. Der ehemalige Hesindegeweihte schlug seine Vampirzähne in den Hals der Frau und trank ihr Blut.

Fion war jetzt ganz ruhig. Er zog den Dolch leise aus dem Gürtel, griff ihn fest mit der Rechten und näherte sich auf leisen Sohlen. Ein seltsamer Gedanke kam ihm: Wie man aufsässige Pferde am besten beim Fressen striegelte, schienen auch Vampire beim Aussaugen ihrer Opfer am Verwundbarsten ...

Fion beachtete die schnell rinnenden Tränen, die ihm die Wangen herunterliefen, nicht und entsann sich Rhuads Worte: *›Er ist nicht mehr dein Vater. Er ist eine seelenlose mordende Kreatur des Namenlosen.‹*

Dann stieß er Dialann den Dolch des Schwertkönigs tief in den Hals, zog ihn jedoch wieder heraus, um erneut zuzustechen.

Der Vampir schrie, Blut spritzte aus dem Hals auf

Cailyn, auf die schmutzige Robe, auf Fion, tränkte den Boden der Kammer. Stolpernd kam der Vampir, der Fions Vater gewesen war, auf die Beine, drehte sich um, versuchte den Sohn zu ergreifen, doch dieser wich aus und stieß erneut zu, dieses Mal in die Brust, tief in das tote Herz.

Wie bei Antiarna breiteten sich die Wunden über den ganzen Körper aus, zersetzten ihn, wie Fion im Laboratorium des Vaters Gratenfelser Schwefelquell ein Stück Eisen hatte zersetzen sehen, bis nur noch Staub blieb.

Den Dolch in der verkrampften Rechten, holte Fion tief Luft, seine Tränen trockneten rasch. Cailyn stöhnte und sah sich um, langsam verstehend. Ihr Blick wanderte zu Fions blutbesudeltem Dolch und höher, traf den ihres Sohnes – in ihren Augen standen Entsetzen und keimender Wahnsinn. Fion jedoch faßte den Dolch fester und lief hinaus, er mußte zu Rhuad!

Über die buschbestandene Wiese stolperte Fion zum Palast, bis ihm etwas die Beine unter dem Leibe wegzog, so daß er vornüberfiel. Eine Hand zog seinen Kopf brutal zurück. Modriger Atem schlug ihm ins Gesicht, als Dhamans Stimme in sein Ohr zischte: »Das hat aber lange gedauert, kleiner Knecht! Ich hatte schon in der Stadt befürchtet, du hättest mich erkannt! Fianna hat mir Grüße von dir ausgerichtet!« Dhaman entließ Fions Haar aus seinem Griff.

»Laß Fianna da raus, du Dämon! Sie ist doch nur ein kleines Mädchen!« Fion rang um Atem und erhob sich auf alle viere, um sich aufzusetzen, da sah er zwei schlaffe Gestalten zwischen den Büschen liegen.

»Rhuad? Rhuad!« Er sprang vorwärts und hastete zu den beiden Reglosen, schüttelte Rhuad – er rührte sich nicht. Mit einem schnellen Griff stellte Fion fest, daß der Prinz noch lebte.

Die Hand, die er von seinem Hals zurückzog, war blutbesudelt. Der Knecht zerrte ihm den Hemdkragen auf und entblößte zwei leicht blutende kleine Wunden am Hals. Daneben lag Yantur, die Augen aufgerissen, der Kopf baumelte schräg, sein Genick war gebrochen. Er war tot.

Fion wurde zurückgerissen und gegen einen Baum geschleudert, an den die gewaltige Kraft Dhaman ui Mharfads ihn festnagelte. Dieser wirbelte herum und packte ihn am Kragen. Der Mund des Edlen war blutbeschmiert, als er grinste, enthüllten die Lippen etwas längere und spitzere Eckzähne als beim Menschen üblich.

»Du hast mir viele Gefallen erwiesen, für die ich mich bei dir bedanken möchte, Fion«, zischte der Vampir dem Knecht ins Gesicht. »Daß du ausgerechnet *Antiarna* auf die Schliche gekommen bist! Sie hatte schon immer ein lächerliches Mitgefühl für ihre Opfer und ließ sie meist am Leben ... Bisweilen tue

ich das allerdings auch, wie du siehst, so halten sie sich länger frisch!« Er wies mit einer Kopfbewegung auf Rhuad, der leise stöhnte.

»Antiarna hat versucht, dich aufzuhalten, nicht wahr, Dhaman? *Sie* war es, die dich daran hinderte, nach Belieben zu morden!«

Dhaman nickte, wischte sich das teilweise bereits angetrocknete Blut vom Kinn. »Oh ja! Die Frau hatte ein geradezu unerträgliches Mitleid mit euch armseligen sterblichen Kreaturen! Aber du hast ja dafür gesorgt, daß das vorbei ist, Hut ab! Was mir jahrzehntelang nicht gelang, hast du innerhalb weniger Tage geschafft!«

Diese Tatsache ließ Fion vor Übelkeit würgen: *Er* hatte dafür gesorgt, daß das alles hatte geschehen können, es war allein *seine* Schuld!

»Laß Rhuad und Fianna da heraus! Was haben sie dir getan?« Doch als Dhaman nur lachte, wurde dem Knecht bewußt, daß man für diese Kreatur nichts anderes zu tun brauchte als ihr im Wege zu stehen, um zu sterben – oder nicht einmal das.

»Dein Rhuad lebt noch, und vielleicht lasse ich ihn auch am Leben. Er kann mir noch nützlich sein und ist zudem sehr schmackhaft ... ts, ts, ts!« machte er, als Fion strampelte und kämpfte, um freizukommen, was jedoch vergeblich war, da der Griff des Vampirs übermächtig, ja nichtmenschlich war. Der Knecht

setzte zum Schreien an, doch ein harter Schlag mit dem Handrücken brachte ihn vorher zum Schweigen.

Dhaman ließ von Fion ab, der hastig einige Schritt zurücksprang, um Raum zu gewinnen. Der Vampir kniete sich hinter Rhuad, ergriff seinen Kopf und zog den Körper ein wenig zu sich heran.

»*Sein* Hals ist noch ganz, Fion«, spie er hämisch aus, während er dem Bewußtlosen mit dem Handrücken über die Wange strich. »Das muß aber nicht mehr lange so sein, wenn du schreist ...« Er griff nach Rhuads Kehle, doch Fion kam rasch näher, hob beschwichtigend die Hand.

»Nein, nicht! Laß ihn, ich schreie nicht. Was willst du?«

»Mach daß du wegkommst. Hau ab. Bard wird dich jagen, seine gesamte Aufmerksamkeit nur auf die Suche nach dir richten – und ich habe hier meine feine kleine Spielwiese, denn ich bin ja nur der alte Dhaman. Nur *du* weißt, was ich wirklich bin, und *du wirst gehen!*«

»Aber ... sie werden Bard nicht glauben. Rhuad weiß, daß ich Maegwyn und Dialann und Berthol nicht getötet habe, er weiß über Vater Bescheid. Inv-her wird ihm das ebenfalls nicht glauben, sie werden es nicht zulassen!« Fion schluchzte fast.

»Sie werden es nicht zulassen? Daß dem kleinen Fion etwas angetan wird? Was sagst du, wenn ich dir

verspreche, daß dieser hübsche Prinz sich, sobald er aufwacht, daran erinnert, daß *du* es gewesen bist, der Berthol umbrachte, daß er *dich* von seinem Fenster aus sah? Und wenn ich dir verspreche, daß er heute nacht *dich* beobachtete, wie du Yantur den Hals umdrehtest, daß er morgen beschwört, daß *du* es warst, der ihn anfiel und ihm das Blut aussog? *Ich* habe ihn dann gerettet, indem ich dich verscheuchte, und kann alles bezeugen.« Dhaman lächelte galant und bewunderte Fions entsetztes Gesicht.

»Das – das würde Rhuad nicht tun! Das würde er niemals tun, dazu kannst du ihn nicht zwingen!« Doch sein Widerspruch war nur ein halbherziger, er glaubte seinen Worten selbst nicht so recht.

»Dazu *habe* ich ihn bereits gezwungen, Fion. Magie ist sehr zweckmäßig, besonders diese Form der Beherrschungszauberei. Er wird absolut davon überzeugt sein, sich daran *erinnern!*« Dhamans Ton schien liebenswürdig.

Fion schluchzte hemmungslos. Der Vampir hielt Rhuads Kopf noch immer am Haar hoch, das Gesicht des Freundes war blaß, die schönen Züge schlaff. Wie wunderbar war doch der Abend im *Esche und Kork* gewesen, auch wenn sich da schon das Unheil über ihren Köpfen zusammengebraut hatte! Die Erinnerung daran würde immer die an den letzten schönen Abend in Fions Leben sein.

»Wir sind uns also einig?« fragte Dhaman.

Fion nickte. Dhaman hatte Fianna, er hatte Rhuad, und er konnte mit ihnen tun, was er wollte. Dagegen konnte auch er jetzt nichts tun, nicht, wenn Dhaman die Wahrheit sprach und Rhuad ihn belasten würde! Ginge er nicht, wäre Rhuad sofort tot ...

Er verstand Dhamans Strategie wohl: Der Vampir brauchte einen Sündenbock, jemanden, der gejagt wurde, auf den sich der Haß, die Angst und die Schuld sammeln ließen. Und er, Fion, war perfekt dazu geeignet. Jeder würde es glauben, wenn Dhaman behauptete, er, Fion, hätte auch noch Yantur umgebracht ... Vielleicht war Rhuad wenigstens im Moment in Sicherheit, wenn er ginge, denn Dhaman brauchte den Prinzen noch lebend, als Zeugen ...

»Gut. Ich gehe. Aber laß dir das gesagt sein, Dhaman ui Mharfad: Du wirst in den Niederhöllen schmoren!«

»Alles zu seiner Zeit«, war die kühle Antwort.

Fion verabschiedete sich still von dem Prinzen, mit einem letzten, sorgenvollen Blick auf dessen blasses Gesicht, dann wandte er sich um und lief. Hinter ihm erscholl das Lachen Dhamans. Warum nur hörte das niemand? Es mußten doch so viele Streifen hier unterwegs sein!

Abrupt brach das Lachen ab, und als Fion innehielt und zurückblickte, ahnte er, warum: Unter den Bü-

schen und Bäumen breitete sich eine schwarze, undurchschaubare Aura aus, in der man den Vampir mit seinen beiden Opfern nicht wahrnahm, genausowenig, wie jetzt noch Geräusche zu hören waren.

Er rannte, nutzte die Schatten und erreichte den Bergfried. Hier holte er das Seil aus dem Versteck hervor, in dem es seit Jahren lag, seit Rhuad und er früher häufig genug aus dem Palast ausgebüxt waren.

Wie von Sinnen hetzte er in das dunkle Havena, während hinter ihm im Palast die Alarmglocke läutete – man hatte sicherlich Rhuad und Yantur gefunden. Bei dem Gedanken daran, daß der Prinz ihn nun als Mörder und Vampir in Erinnerung behielt, schmerzte ihm das Herz, doch er rannte weiter, zu der letzten Zuflucht, die ihm nun noch blieb: der Scheune des *Esche und Kork.*

Aus dem Bericht des Gardeobristen Bard Cheannard, vom 19. Boron 26 Hal:

Nachdem Prinz Rhuad in Sicherheit gebracht worden war und ausgesagt hatte, von dem Stallknecht Fion überfallen und in vampirischer Manier ausgesaugt worden zu sein, nachdem der Besagte den Knecht Yantur getötet hatte, befahl König Cuanu ui Bennain die umfassende Suche nach der Kreatur. Gleichzeitig erklärte er den ehemaligen Stallknecht als vogelfrei und zu erschlagen, wo man ihm begegne, denn er besudele das Antlitz Derens.

Die Magd Cailyn befindet sich für einige Tage in der Obhut der Efferdgeweihten Niamh Flutseherin, da sie nicht den Eindruck machte, geistig gesund zu sein. Der Vampir in Gestalt ihres Sohnes hatte anscheinend auch sie überfallen und ihr Blut getrunken.

Noch in der letzten Nacht durchsuchten wir den Palast von oben bis unten, doch wir fanden Fion nicht. Mit einem Teil des Gardebanners und einem weiteren der Albernischen Langschwerter durchkämmten wir die Umgebung, einen Hinweis gab schließlich Prinz Rhuad am heutigen Morgen: das Esche und Kork. *Hier, in der Scheune, stießen wir auf eingetrocknete Blutspuren. Der Wirt und die beiden Elfenmädchen konnten jedoch keine weiteren Hinweise geben, außer daß Fion auch hier vor einigen Tagen zugeschlagen haben mußte: Ein Dienstjunge fiel ihm zum Opfer, auf die gleiche grausige Weise wie Maegwyn und Berthol Heff-Bennain getötet.*

Beim Esche und Kork *verlor sich die Spur des Vampirs. Erst am heutigen Tag stießen wir auf eine weitere ausgesaugte Leiche in einer Gasse vor den Mauern des Palastes.*

Der Vampir treibt weiterhin sein Unwesen, doch wir werden ihn finden, so wahr ich Bard Cheannard heiße!

In Borons Armen

Meine Geschichte endete hier, und Schweigen fiel über das Heiligtum des Raben, dessen Stille durch den Klang meiner Stimme gestört worden war. Finsternis umgab den Lichtkegel, in dem die Priesterin Sagarta und ich saßen, und plötzlich sehnte ich mich nach hellem Tageslicht und dem fröhlichen Lachen von Menschen. Die schwarzen Augen der Frau glitzerten im Licht der Laterne, sie musterten mich unablässig, als durchforschten sie mein Gesicht, meine Gedanken – und vielleicht taten sie das auch.

Als sie sich mit raschelndem Gewand erhob, schreckte ich zusammen, so unpassend schien dieser Laut hier – wie eigentlich jeder Laut.

»Ja«, hallte ihre Stimme leise zu mir hinüber und durch den Raum, »ich wußte, daß du Antiarna getötet hattest. Dies sei deine erste Schuld, dies das Unrecht, das du begingst. Antiarna hatte es sich zur Aufgabe gemacht, Dhaman ui Mharfad, das *Kind der Finsternis,* zu töten – denn er dient dem Namenlosen, er kennt weder Reue noch Schuld. Das Töten der

Sterblichen ist ihm ein Vergnügen, er ist ein wildes, wahnsinniges Tier.«

»Das weiß ich, Dienerin des Raben, ich ahnte es. Doch ich wußte nichts von dieser Schuld, als ich sie vernichtete. Wie hätte ich auch wissen sollen, daß es Unterschiede zwischen Vampir und Vampir gibt?« Ich stöhnte vor Seelenpein über meine Tat. »Doch ich habe es getan, es läßt sich nicht wieder rückgängig machen!«

»Deine zweite Schuld, Fion, sei, daß durch deine Tat weitere Menschen sterben mußten. Dialann, dein Vater, und Berthol und Yantur, sie wären noch am Leben, wenn Antiarna noch existiert hätte. Doch sie sind tot, im Reich des Dunklen Herrn, sie werden niemals zurückkehren.«

Ich erhob mich und trat vor den Altar und die Rabenstatue, die mit glitzernden schwarzkristallenen Augen hoch aufragte. Ich konnte die Tränen nicht aufhalten, ließ ihnen ihren Lauf. Kalt und hart sah das Abbild des Herrn Boron auf mich herab, ich fühlte mich klein und schuldbeladen.

»Was gäbe ich, um das alles wieder rückgängig zu machen«, flüsterte ich, und ich meinte es so, wie ich es sagte – mein Leben hätte ich dafür gegeben!

»Wirklich?« Ich drehte mich zu der Priesterin herum, die mich aus ihren schillernden Augen beobachtete. »Du würdest dein Leben geben, um dein Unrecht wieder gutzumachen?«

Sie sagte es mit einem lauernden Unterton, der mir die Nackenhaare sträubte. Doch ich nickte, nicht einmal erstaunt, daß sie meine Gedanken kannte. Ich war müde, mein Geist war erschöpft von den Schrekken der vergangenen Wochen. »Ich kann sie nicht wieder lebendig machen, Dialann, Berthol, Yantur, all die Unschuldigen. Wenn ich wüßte, daß mein Tod ihrem Sterben einen Sinn gäbe, ich stürbe frohen Herzens. Doch auch das liegt nicht in meiner Macht und auch nicht in der Borons. So etwas vermag doch nicht einmal ein Gott!«

Sie kam näher, ihre raschelnde Robe einem schwarzen Federmantel gleich. Weiße Hände hoben sich mir aus den Stoffalten entgegen und ergriffen die meinen. Kühl und schlank fühlten sich ihre Finger an, als sie mich den weiteren Schritt auf den Altar zuführte und mir mit sanftem Druck auf dem schwarzen Betkissen zu knien hieß.

Ich schloß die Augen und gehorchte, endlich von Frieden erfüllt und frei von Verantwortung: Ich hatte mein Leben in ihre Hände, in die Hände Borons, gelegt und trug nun nicht mehr die Last, zweifeln oder entscheiden zu müssen – die hatte Sagarta mir abgenommen.

Die Priesterin fuhr mir mit den Fingern durch das Haar, die Schläfen entlang und hinunter zum Hals, ihre Berührung glich der einer Feder. »Du bist ge-

kommen, deinen Richtspruch zu hören, Sterblicher. Du bist gekommen, zu sühnen und deine Schuld zu zahlen. So höre denn das Urteil!« Ihre leise Stimme hallte wie in einem Traum an meine Ohren, brach sich an den uralten Wänden dieses Heiligtums zu einem unwirklichen Echo. Ebenfalls wie in einem Traum schwebte mein Geist dahin, leicht und schwerelos.

»Sterben sollst du, Fion, denn den Tod brachtest du anderen. Deine Seele ist nicht schuldlos. Du hast die vernichtet, die in der Lage war, jenes *Kind der Finsternis* zu vernichten, und so sollst du also Antiarnas Stelle einnehmen und den Kampf aufnehmen, gegen die Schreckenskreatur, die die Seelen ihrer Opfer dem Namenlosen anheimbietet und nicht Boron. Sterben sollst du und doch leben, als *Kind der Nacht!*«

Wohl verstand ich den Sinn ihrer Worte, doch ich fühlte keine Angst, als Sagarta sich zu mir niederbeugte und ihre Lippen meinen Hals berührten. Spitze Zähne bohrten sich in meine Haut und zerteilten sie mühelos, nur ein kleiner Schmerz durchzuckte mich. Blut lief aus den Wunden in den Kragen, dann umfingen kalte Lippen meinen Lebensquell. Eine Ewigkeit schien zu vergehen, bis ich das Rauschen von Flügeln hörte, das meinen Geist ausfüllte, als gäbe es keine anderen Geräusche, kein anderes Jetzt mehr. Ekstase erfüllte mich, trug mich auf leichten

Schwingen, während mit dem Blut, das Sagarta trank, langsam mein Bewußtsein, mein Leben wich. Schwarze Punkte tanzten vor meinen Augen, das Atmen bereitete mir immer größere Mühe.

Ich hörte das ungleiche Pulsieren meines Herzens und dazwischen, immer lauter und lauter, das Schlagen der Rabenflügel ... Jetzt hörte ich meinen eigenen, keuchenden Atem, die schwarzen Flecken vor meinen Augen verschmolzen miteinander und ertränkten meinen Geist – ich starb, ich *wußte,* daß ich starb, schon fühlte ich mich sanft emporgetragen, als etwas brennend über meine Lippen drang. Ich sog, um es zu kosten, schluckte es hinunter – es war Blut, Sagartas Blut, das sie mir aus der geöffneten Ader ihres Handgelenkes darbot. Mit dem getrunkenen Blut erwachte die entsetzliche Gier nach *mehr,* die meine Eingeweide zerriß, mich vor Schmerzen stöhnen ließ, doch ich nahm die Lippen nicht von Sagartas Arm, klammerte mich daran fest, nichts anderes existierte mehr für mich. Das Blut, das meine Kehle herunterrann, schien sie mir gleichzeitig zu verbrennen und zu laben, quälte und nährte mich zugleich.

Das Flügelschlagen ließ nach, doch jetzt hatte ein Rausch sich meiner bemächtigt, der unbeschreiblich erregend, wohltuend, kostbar war und mich alles um mich herum vergessen ließ – bis die Quelle des Blutes sich mir entzog. Enttäuscht klackten meine Zähne ins

Leere – die Eckzähne außergewöhnlich spitz und scharf. Langsam verflog der Rausch, ich fand mich bäuchlings vor dem Altar des Raben liegend wieder.

Gerüche und Geräusche überwältigten mich – ich roch das frische Blut an meinen Lippen und Kleidungsstücken tausendfach vervielfältigt, den Pferdegeruch Galahans an meinem Kittel. Selbst der hauchzarte Duft von Rhuads Parfüm, das er vorgestern getragen hatte, haftete noch an meiner Haut.

Der krächzende Schrei eines Raben drang an mein Ohr, das hastige Tapsen und Kratzen von Rattenfüßen auf hartem Stein. Als ich genauer lauschte, hörte ich sogar das kleine Rattenherz pochen.

Am stärksten jedoch *fühlte* ich Sagartas Anwesenheit. Als ich mich langsam auf die Knie erhob und über meine Schulter zu ihr aufblickte, sah ich sie lächeln.

Eine Fortsetzung dieses Romans erfolgt mit dem zweiten Band der Rabenchronik, ›Kinder der Nacht‹, in dieser Serie (HEYNE-BUCH Nr. 06/6029).

Erklärung aventurischer Begriffe

Die Götter und Monate

1. Praios = Gott der Sonne und des Gesetzes – entspricht Juli
2. Rondra = Göttin des Krieges und des Sturmes – entspricht August
3. Efferd = Gott des Wassers, des Windes und der Seefahrt – entspricht September
4. Travia = Göttin des Herdfeuers, der Gastfreundschaft und der ehelichen Liebe – entspricht Oktober
5. Boron = Gott des Todes und des Schlafes – entspricht November
6. Hesinde = Göttin der Gelehrsamkeit, der Künste und der Magie – entspricht Dezember
7. Firun = Gott des Winters und der Jagd – entspricht Januar
8. Tsa = Göttin der Geburt und der Erneuerung – entspricht Februar

9. Phex = Gott der Diebe und Händler – entspricht März
10. Peraine = Göttin des Ackerbaus und der Heilkunde – entspricht April
11. Ingerimm = Gott des Feuers und des Handwerks – entspricht Mai
12. Rahja = Göttin des Weines, des Rausches und der Liebe – entspricht Juni

Die Zwölf = Die Gesamtheit der Götter
Der Namenlose = Der Widersacher der Zwölf

Maße, Münzen und Gewichte

Meile = 1 km
Schritt = 1 m
Spann = 20 cm
Finger = 2 cm

Dukat (Goldstück) = 50 DM*
Silbertaler (Taler, Silberstück) = 5 DM*
Heller = 0,5 DM*
Kreuzer = 0,05 DM*

---

* Neue DSA-Regeln sehen einen realistischeren Umrechnungsfaktor vor. Hiernach ist der Dukat ca. DM 250,– wert. Auch die anderen Münzwerte sind entsprechend anzuheben.

Unze = 25 g
Stein = 1 kg
Quader = 1 t

Himmelsrichtungen

Osten (Rahja), Süden (Praios), Westen (Efferd), Norden (Firun)

Begriffe, Namen, Orte

Akademie der Geistigen Kraft zu Lowangen = schwarze Magierakademie, spezialisiert auf Beherrschung
Al'Anfa = Stadt und Imperium im Süden Aventuriens, berüchtigt für Sklaven- und Rauschkrauthandel
Alara Paligan von Gareth = Al'Anfanerin, Gemahlin des verschollenen Kaisers Hal
Albernia = Westliches Königreich im Mittelreich
Boronanger = Friedhof
Boroninsel = Insel im Herzen Havenas, auf dem Borontempel und -anger liegen
Brin von Gareth = Sohn Kaiser Hals, Reichsbehüter des Mittelreiches

Buch der Schlange = Lebenswerk eines jeden Hesindegeweihten, in das er seine Erkenntnisse und Forschungen niederschreibt

Chorhop = Unabhängige Stadt im Süden Aventuriens, bekannt für seine Werft

Dela = Albernisches Dörfchen am Großen Fluß

Dere, Derescheibe = Die Welt

Donnersturmrennen = Rondraheiliges Streitwagenrennen

Efferdsfeuer = auch Gwen Petryl; efferdheiliger Stein, angeblich Splitter der Zitadelle Alveran

Einbeerensalbe = Salbe aus magischen Beeren, die leichte Wunden verheilen läßt

Emer ni Bennain von Gareth = Tochter des Königs von Albernia, Reichsbehüterin des Mittelreiches

Eslamiden = Almadanische Kaiserdynastie des Mittelreiches

Feldmark = Bäuerlicher südlicher Stadtteil Havenas

Fischerort = Westlicher Stadtteil Havenas

Goldfelser Südhang = Exzellenter Wein aus dem Alten Reich

Gratenfelser Schwefelquell = Alchimistische Ingredienz

Große Seebeben = See- und Erdbeben 291 v. H., das den alten westlichen Teil Havenas zerstörte und unter Wasser setzte, viele tausend Bürger starben

bei der Katastrophe. Die überfluteten Vierter sind heute als ›Unterstadt‹ bekannt.

Hal I. von Gareth = verschollener Kaiser des Mittelreiches

Halman ui Bennain = Vater Cuanus, angeblich Vater vieler unehelicher Kinder

Havena = Hauptstadt Albernias, am Mündungsdelta des Großen Flusses gelegen

Havena-Bullen = Immanmannschaft Havenas

Heilige Thalionmel = Rondraheilige Märtyrerin

Kinder der Finsternis = angeblich namenlose Vampire

Kinder der Nacht = angeblich von Boron geduldete Vampire

Krakeninsel = Stadtteil Havenas, wegen des Traditionsbewußtseins der Bewohner berüchtigt

Leonardo der Mechanikus = genialer Mechanikus, der u.a. die Prinzessin-Emer-Brücke konstruierte

Magieverbot = Nach blutiger Magokratie in Havena von den Priesterkaisern erlassen, seitdem bestehend und nur wenig gelockert

Madamal = der aventurische Mond

Marschen = Stadtteil Havenas, Handwerkerviertel

Nahema von Dela = Ehemalige Beraterin von mindestens zwei Albernischen Fürsten der Vergangenheit; ihr Turm ist das einzige Überbleibsel des versunkenen Fürstenpalastes

Nalleshof = Stadtteil im Herzen Havenas, Hafen- und

Handwerkerviertel

Der Namenlose = Gefallener Gott, Widersacher der Zwölfe

Necker = Menschenähnliche Unterwasserkreaturen

Oberfluren = Stadtteil Havenas, bewohnt von den Reichen

Orazal = zähes und sehr effektives pflanzliches Klebemittel

Orkendorf = Stadtteil Havenas, Überbleibsel von vor dem Großen Beben, Armenviertel

Praiosblume, Praiosblumenkerne = Aventurische Sonnenblume bzw. deren Kerne, die Blüte gemahnt an das Sonnenrad Praios'

Praiosrad = Sonne

Prinzessin-Emer-Brücke = erste Brücke, unter der Flußschiffe in voller Takelage durchfahren können

Rohal = Legendärer Magier und Kaiser des Mittelreiches

Saatfest = Perainefeiertag am 1. Peraine

Saldor Foslarin = Akademieleiter der Kampfakademie Beilunks

Schattenlöwe = Seltener Löwe aus dem Regengebirge, dessen Fell blauschwarz schimmert

Serenissima = Höfliche Bezeichnung für ein Mitglied der Herrscherfamilie, im Horasreich gebräuchlich

Südhafen = Stadtteil Havenas, sehr nahe an der Unterstadt gelegen

Thorwaler = rauflustiges seefahrendes Volk aus dem Norden Aventuriens

Traviensommer = Nach Kälte und Regen des Efferdmondes folgt im Travia meist eine mehrere Tage währende wärmere Zeit

Unterfluren = Stadtteil Havenas

Unterstadt = Überfluteter Teil Havenas, der beim Großen Beben versank, bewohnt von gefährlichen (Wasser-)Kreaturen und lichtscheuem Gesindel

Wolf = Aventurisch für den Kater am Morgen nach einer durchzechten Nacht, einen *wirklich* schlimmen Wolf bezeichnet man gerade in Albernia auch als *Werwolf*

Yppolita von Kurkum = Im Rahja 26 Hal verstorbene, legendäre Königin der Amazonen, Rondraheilige